1. Apparitions, ghosts, etc.,

Die Existenz der Geister und ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt;

psychologisch erklärt und historisch begründet

von

F. Nork.

Als Fortsetzung von des Verfassers Schrift über „Fatalismus."

Es ist Vieles möglich, was uns doch wunderbar erscheint, weil wir nicht sogleich die Gesetze entdecken, nach denen es geschieht. Der Aberglaube des Volkes streift immer nahe an einem Naturgesetz vorüber.

Weimar, 1841.

Verlag und Druck von Bernhard Friedrich Voigt.

Vorwort.

Die in des Weinsberger Arztes Schriften allenthalben eingestreuten practischen Belege zu des Philosophen Eschenmeyer's pneumatologischen Lehrsätzen hatten in der jüngsten Zeit eine heftige Opposition hervorgerufen. Nachdem Wirth und Fischer die meisten Stimmen im kritischen Tribunale der Deutschen für ihre Sache zu gewinnen vermochten, trat, als der Dritte in diesem Bunde, ein Hr. Klenke mit einer Broschüre „Ueber Dämonenglauben *rc.*" auf, worin er dem Dr. Kerner Folgendes zum Vorwurfe macht: „Seine Gespenster bewerfen uns mit Kalk und Steinen, wirbeln als blaue Dunstsäulen vom Boden auf, beleidigen unsere Nase mit Schwefelgeruch oder erzählen uns gar ihre Sünden und ersuchen uns gar um ein gemeinschaftliches Gebet." So begründet alle diese Ausstellungen an dem Systeme seines Gegners sind, eben so schwer dürfte ihm auch Seinerseits die Aufgabe werden, die Mehrzahl denkender Leser von der Unfehlbarkeit seiner eigenen Aussprüche zu

überzeugen, daß „die Trennung des Leibes und der Seele ein unphilosophischer Begriff (S. 51)", und daß „die Annahme einer bei dem Tode des Körpers frei werdenden Seele eine irrige" sey (S. 56), und sollten auch die Bekämpfer seiner neuen Theorie vom Nervengeiste mit dem Vorwurfe der wissenschaftlichen Unzurechnungsfähigkeit bedroht werden.

Sollte nicht auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen? Die Partheien — soweit die schwachen Kräfte des Verf. ihm gestatten — zu vermitteln, hat derselbe in dieser Schrift zu seiner Aufgabe gewählt, und theils die anerkanntesten Schriftsteller auf dem Gebiete der Psychologie über die von jedem derselben am befriedigendsten gelös'ten Streitfragen selbst reden lassen (wodurch dem verehrten Leser eine Quintessenz dessen, was die letzte Zeit Vorzügliches auf diesem Felde der Wissenschaft zur Reife gebracht, geboten werden konnte); theils aber die noch fühlbaren Lücken durch Hypothesen, die den Gesetzen der Analogie nicht widersprechen, und wozu die verwandten Erscheinungen der verschiedenen Abstufungen des Schlaflebens und des Todes von selbst auffordern, auszufüllen gestrebt. Ob und wie weit sein Vorhaben gelungen, möge jene Kritik entscheiden, welche gleichfalls die Extreme in den Meinungen zu meiden liebt.

F. Nork.

Inhalt.

1. Apparitions, ghosts, etc.

Die Existenz der Geister

und ihre

Einwirkung auf die Sinnenwelt;

psychologisch erklärt und historisch begründet

von

F. Nork.

Als Fortsetzung von des Verfassers Schrift über „Fatalismus.“

Es ist Vieles möglich, was uns doch wunderbar erscheint, weil wir nicht sogleich die Gesetze entdecken, nach denen es geschieht. Der Aberglaube des Volkes streift immer nahe an einem Naturgesetz vorüber.

Weimar, 1841.

Verlag und Druck von Bernhard Friedrich Voigt.

Vorwort.

Die in des Weinsberger Arztes Schriften allenthalben eingestreuten practischen Belege zu des Philosophen Eschenmeyer's pneumatologischen Lehrsätzen hatten in der jüngsten Zeit eine heftige Opposition hervorgerufen. Nachdem Wirth und Fischer die meisten Stimmen im kritischen Tribunale der Deutschen für ihre Sache zu gewinnen vermochten, trat, als der Dritte in diesem Bunde, ein Hr. Klenke mit einer Broschüre „Ueber Dämonenglauben rc." auf, worin er dem Dr. Kerner Folgendes zum Vorwurfe macht: „Seine Gespenster bewerfen uns mit Kalk und Steinen, wirbeln als blaue Dunstsäulen vom Boden auf, beleidigen unsere Nase mit Schwefelgeruch oder erzählen uns gar ihre Sünden und ersuchen uns gar um ein gemeinschaftliches Gebet." So begründet alle diese Ausstellungen an dem Systeme seines Gegners sind, eben so schwer dürfte ihm auch Seinerseits die Aufgabe werden, die Mehrzahl denkender Leser von der Unfehlbarkeit seiner eigenen Aussprüche zu

überzeugen, daß „die Trennung des Leibes und der Seele ein unphilosophischer Begriff (S. 51)", und daß „die Annahme einer bei dem Tode des Körpers frei werdenden Seele eine irrige" sey (S. 56), und sollten auch die Bekämpfer seiner neuen Theorie vom Nervengeiste mit dem Vorwurfe der wissenschaftlichen Unzurechnungsfähigkeit bedroht werden.

Sollte nicht auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen? Die Partheien — soweit die schwachen Kräfte des Verf. ihm gestatten — zu vermitteln, hat derselbe in dieser Schrift zu seiner Aufgabe gewählt, und theils die anerkanntesten Schriftsteller auf dem Gebiete der Psychologie über die von jedem derselben am befriedigendsten gelös'ten Streitfragen selbst reden lassen (wodurch dem verehrten Leser eine Quintessenz dessen, was die letzte Zeit Vorzügliches auf diesem Felde der Wissenschaft zur Reife gebracht, geboten werden konnte); theils aber die noch fühlbaren Lücken durch Hypothesen, die den Gesetzen der Analogie nicht widersprechen, und wozu die verwandten Erscheinungen der verschiedenen Abstufungen des Schlaflebens und des Todes von selbst auffordern, auszufüllen gestrebt. Ob und wie weit sein Vorhaben gelungen, möge jene Kritik entscheiden, welche gleichfalls die Extreme in den Meinungen zu meiden liebt.

F. Nork.

Inhalt.

Seite

Seite

Seitdem jener Theil der Erfahrungsseelenkunde, welche in das Gebiet der Pneumatologie hinüberstreift, auch von Männern angebaut wird, welche in ihren Forschungen ein theologisch-dogmatisches Interesse durchblicken lassen, nämlich durch die aus denselben zu erzielenden Resultate der orthodoxen Glaubensrichtung neue Stützen zuzuführen, konnte die Opposition derer nicht ausbleiben, die von einer Vermählung des Glaubens mit der Wissenschaft nur monströse Zeugungen befürchten. Man beruhigte sich nicht mehr mit Gegenschriften, welche nur in die gelehrten Kreise mühsam einzudringen vermögen, sondern glaubend, der wieder zum Vorschein kommenden Hydra des Aberglaubens mit Einem Hiebe den Kopf abzuhauen, wollte man auch den auf die Massen influirenden Journalismus in's Mittel ziehen, indem man unter die vielen Artikel, welche er monats- und quartalweise auf den literarischen Markt führt, auch ein Gegengift gegen Mysticismus und Wundersucht einzuschmuggeln sich befleißigte. So erschien, vor noch nicht 12 Monaten, in der Cotta'schen Quartalschrift (1839 Heft III.) ein Artikel über: „Geister- und Gespensterglauben in Deutschland", welcher, gegen Eschenmeyer-Kerner'sche

Tendenzen polemisirend, in das andere Extrem überschlug.

„Der Aufmerksame" — lautete einer der Anklagepunkte — erkennt in der gegen den sogenannten Vernunftglauben gekehrten Richtung denselben uralten Geist, der bis jetzt noch durch die äußere rasche Entwickelung niedergehalten ist, dessen Explosionen aber in der Zukunft nicht ausbleiben werden. Nachdem man Bücher, wie Jung's „Theorie der Geisterkunde" für die letzten verglimmenden Funken einer auf immer erloschenen Gluth hielt, mußte man wie über ein Gespenst erschrecken, als plötzlich wieder in der Literatur die Geister- und Dämonenwelt in den klaren Tag unserer Sinnlichkeit hineinragt. Ferner wird bedauert: „daß in der neuesten Zeit sich Gelehrte, Aerzte und Philosophen*) finden, welche nach den Visionen somnambuler Weiber und Kinder und aus den Thatsachen selbsterlebten Spukes bewiesen, es sey heilige Wahrheit, wenn die Völker von jeher des Glaubens gewesen, es sey den Seelen der Abgeschiedenen gestattet, mit den hinterlassenen Ihrigen oder mit Fremden, warnend oder Liebesdienste fordernd, zu verkehren."

Dagegen ließe sich folgende Frage widerlegend vorbringen: Ist es Pflicht der Wissenschaft, gewisse

---

*) Obgleich nur Bader und Eschenmeier, vielleicht auch Schubert, hier gemeint sind, so dürfte doch auch der Weise des Nordens, der mit vor ihm nie gekannter Schärfe dem menschlichen Geiste seine Grenzen steckte, auf dessen Schultern die neuern philosophischen Systeme stehen, denen beizuzählen seyn, welche über das Vorhandenseyn einer Geisterwelt, nicht negativ, beinahe affirmativ sich äußern, s. Kant's verm. Schr. II. S. 341. Auch verdienen die Meinungen Lichtenberg's (in dessen Lebensbeschr.) über diese Materie zur Abfertigung der Geisterläugner nachgelesen zu werden.

Wahrheiten zu verheimlichen, weil der Geistesschwache durch dieselben Schaden leiden könnte? Abusus non tollit usum! Wer das Gebiet der Psychologie nach allen Richtungen durchstreifen will, darf sich nicht von Rücksichten und Besorgnissen eines möglichen Mißbrauches seiner Aussagen im Vorwärtsschreiten aufhalten lassen. Bei der Frage: Ist eine Communication der Geister ohne sinnliche Vermittelung denkbar? kommt es nicht auf die Besorgniß an, daß der Aberglaube sich dem Betruge dienstbar zeigen werde, sondern lediglich auf

a) die direct durch Analogie der Seelenfähigkeiten in den, dem Tode stufenweise sich nähernden Zuständen des Schlafes, Scheintodes, Somnambulismus der verschiedenen Grade rc. und

b) durch glaubwürdige Zeugnisse aus der Geschichte aller Völker

gestützten Beweisführungen an, welche die Fragen über die Möglichkeit eines Rapports der Seelen, eine Einwirkung selbst abgeschiedener Geister auf die noch Lebenden bestätigen helfen.

Bevor wir zur Entwickelung dieser beiden Hauptsätze übergehen, sey es uns vergönnt, einige der vornehmsten Gründe für das Vorhandenseyn eines Geisterreiches aus Jung's obenerwähnter, so oft unverdient angefochtener, Schrift vorauszuschicken.

Die gewöhnliche Phrase der falschen Aufklärer lautete bekanntlich von jeher: Was der Prüfung durch die Vernunft sich entzieht, d. h., was nicht durch unsere Sinne wahrnehmbar, darf als in der Wirklichkeit nicht vorhanden, entschieden behauptet werden. Darauf ertheilte schon Jung (l. c. S. 30) die passende Antwort: „Wären unsere Sinneswerkzeuge anders organisirt, so empfänden wir die ganze sinnliche Welt anders, als wir sie jetzt empfinden. Man

denke nur an die Ferngläser, die Alles unsern Augen größer erscheinen lassen, und die, auf mancherlei Weise geschliffen, Licht, Farben und alle Gestalten verändern. Man wende dieses auf die menschlichen Sinne an, so erhält man das Resultat: Unsere Vorstellungen richten sich stets nach der Eingebung unserer Sinneswerkzeuge." Das Uebersinnliche läßt sich darum noch nicht aus dem Bereiche der Wahrheit verbannen, weil der Verstand es nicht zu erklären vermag, indem seine Prämissen in den Denkformen nur für die Sinnenwelt gegründet sind. „Der Verstand" — sagt Selma, die jüdische Hellseherin in Berlin — „bildet sich dadurch aus, daß er die Dinge in der Körperwelt vergleicht, sie von einander unterscheidet und nun von den Gegenständen in der Natur auf die über derselben Schlüsse macht. Darf aber der durch Irdisches entwickelte Verstand sich vermessen, seinen Maaßstab an das Geisterreich zu legen?"

Denjenigen, welche zwar die Möglichkeit rein geistiger Wesen nicht geradezu in Zweifel ziehen, jedoch ihre Einwirkung auf die Bürger dieser materiellen Welt deshalb bestreiten, weil sie nicht auf sinnliche Art uns ihre Nähe anzukündigen vermögen, antwortet Jung (l. c. S. 37) ebenso treffend:

„Unser Körper gehört zwar zur Sinnenwelt, unser Geist aber zur übersinnlichen. Mit den Sinnen empfinden wir die Substanz unseres Geistes nicht; aber seine Wirkungen auf den Körper empfinden wir. Da wir nun in unserm eigenen Wesen finden, daß ein vernünftiger Geist auf die Materie wirken könne, wie darf man noch die Einwirkung übersinnlicher Wesen auf die Sinnenwelt läugnen? Schon in unserer materiellen Welt giebt es ein Wesen, welches, obgleich Materie, doch dieser entgegenstehende Eigenschaften besitzt. Man denke nur an die millionenfa-

chen Durchkreuzungen der Lichtstrahlen aller leuchtenden und beleuchteten Körper, ohne sich unter einander in ihren geraden Richtungen zu verhindern. Wie ist dies aus den unwandelbaren Gesetzen der Materie zu erläutern? Nur dadurch, daß wir das Licht als Mittelglied in der Kette erkennen, welche die übersinnliche Welt mit der sinnlichen verbindet; im Lichte geht die eine in die andere über."

Ein bekanntes Sprichwort lautet: „Nur, was die Augen sahen, glaubt das Herz." Dennoch lehrt die tägliche Erfahrung das Gegentheil; denn bekanntlich sehen Somnambulen nicht mit den Augen, die krampfhaft geschlossen sind, sondern mit der Herzgrube *), zuweilen auch mit der Stirne **), bedürfen also des physischen Lichtes nicht, weil sie in verschlossenen Briefen ***) und Geschriebenes, das durch viele dunkle Körper von ihnen getrennt ist, zu lesen vermögen, sobald nur das zu Lesende von einer Person gehalten wird, die mit dem Somnambul im magnetischen Rapport steht. Bürgen die vielen Thatsachen dieser Art, von welchen die reiche Literatur des animalischen Magnetismus die bewährtesten Zeugen nennt, nicht für die Wahrscheinlichkeit, daß die Seele ohne Beihülfe eines sinnlichen Werkzeuges nicht allein sehen, sondern noch heller schauen kann, als in ihrem Fleischkerker? Wenn Somnambulen die Zukunft nicht verborgen ist und sie nicht nur ihr eigenes Schicksal, sondern auch das anderer Personen vorherwissen ****), wenn sie die geheimsten Gedanken

*) Werner, die Schutzgeister oder Blicke zweier Seherinnen 2c. Stuttg. 1840. S. 83, 226, 319.

**) Ebend. S. 98, 110.

***) Ebend. S. 105.

****) Mehrere Beispiele findet man gesammelt in meiner Schrift: „Ueber Fatalismus" S. 143 ff.

fremder Personen wissen, wovon Kluge (in seinen Betrachtungen über animalischen Magnetismus S. 141) und Wienholt (Heilkr. III. Abthl. 3, S. 305—308) mehrere Fälle erzählen; wenn sie fremde Sprachen verstehen (Werner's Schutzg. S. 425), was selbst schon im gewöhnlichen Traumzustande möglich ist, wo der Schlafende, bei aller Unkenntniß des Griechischen, Verse in dieser Sprache niederschrieb, die er bei'm Erwachen aber nicht mehr verstand, und sich von Gelehrten entziffern lassen mußte *); wenn Somnambüle mit so übernatürlichen Kräften ausgerüstet sind, deren Seele noch nicht vollständig von den Einflüssen der Sinnenwelt frei geworden ist, wie vermöchte man den Fähigkeiten jener Seelen, die die Schranken des Raumes und der Zeit bereits hinter sich haben, gewisse Grenzen zu stecken, und zu behaupten, ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt sey unmöglich? Man hat den Somnambulismus bekanntlich für einen erhöhten Traumzustand erklärt; aber ebendeshalb ist er dem Tode noch ähnlicher, als der Schlaf des Gesunden. Werner's Somnambüle erklärte den magnetischen Zustand für ein theilweises Sterben. Sie sagt S. 144 ff.: „Das Heraustreten der Seele aus dem Körper kann ich nicht erklären, sondern nur ein Bild davon geben, wie ich es fühle. Jetzt ist mir, als ob im wachen Zustande der Leib das Haus der Seele wäre, und sie dürfte bald durch dieses, bald durch jenes Fenster herausschauen. Im somnambulen Zustande aber ist sie ausgegangen und hat die Thüre ihrer Wohnung wohl verschlossen. Darum sehe ich jetzt dich und mich, wie ein Dritter eine Gruppe. Im Sterben aber ist die Rückkehr der Seele in den Körper nicht mehr möglich. Auch den letzten Zugang hat sie sich da abgeschlossen."

*) Ueber Fatalism. S. 89.

Wenn wir an den Somnambulen wahrnehmen, daß sie ohne Beihülfe sinnlicher Organe in der Nähe und Ferne auf Andere wirken können, wie, z. B., die Hellseherin Auguste Müller in Carlsruhe, welche mittelst eines Traumes, den sie in ihrem nächsten Hochschlafe selbst veranlaßt zu haben bekannte, einem ihr befreundeten Kranken Rath ertheilte *), was wird die Seele erst vermögen, wenn sie von der körperlichen Hülle gänzlich befreit ist? Der Tod ist eine Ohnmacht; im Sterben verliert sich das Selbstbewußtseyn. Nur so lange weilt die Seele noch im Leibe, als die Blutmasse nicht geronnen; sobald aber Gehirn und Nerven ihre Wärme verlieren, können sie den ätherischen Theil der Seele nicht mehr anziehen, er lös't sich von den irdischen Banden und erwacht; jetzt ist er im Zustande eines magnetisch Schlafenden. Da er aber ganz vom Körper getrennt ist, so muß sein Zustand weit vollkommener seyn, er erinnert sich seines Erdenlebens von Anfang bis zu Ende vollkommen und kann sich die Sinnenwelt deutlich vorstellen, obgleich er sie nicht mehr empfindet. Daß schon im einfachen Schlafe des Sinnenmenschen Aehnliches möglich ist, bewährt das in der Schrift: „Ueber Lebensmagnetismus" von Passavant mitgetheilte Traumgesicht eines Herrn von Seckendorf, das ihn längst vergessene Begebenheiten wieder erkennen ließ. Derselbe hatte diesen Traum ein halbes Jahr vor seinem Tode, welchen er auch gleich nach dem Erwachen aufgezeichnet hatte. Es erschien ihm nämlich (am 26. April 1785) im Traume ein Mann von gewöhnlicher Gestalt und Kleidung, welcher ihm sagte, daß er sich etwas von ihm ausbitten möchte,

*) S. meine Schrift: „Ueber Fatalismus" S. 160.

und daß er sich nach seinem Gefallen eines von bei-
dem wählen könnte, entweder seine vergangenen oder
künftigen Schicksale sich der Reihe nach vorgestellt
zu sehen. Die Zukunft, erwiderte Seckendorf, wollte
er Gott überlassen; aber angenehm würde es ihm
seyn, wenn er noch einmal sein ganzes vergangenes
Leben, wie in einem Gemälde, vor sich sehen könnte.
Sein Wunsch wurde ihm sogleich gewährt. Der
Mann gab ihm einen Spiegel, und hierin erblickte
er nun die Scenen seines vergangenen Lebens, deren
er sich im Wachen kaum bewußt war, mit einer
Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, als wenn sie den Au-
genblick erst geschehen wären. Er sah sich als ein
Kind von drei Jahren auf's Genaueste mit allen Um-
ständen seiner Erziehung. Jede Schulscene mit sei-
nen Erziehern, jede verdrießliche Begebenheit, die er
in seiner Jugend erlebt hatte, ging in dem Spiegel
lebhaft vor seinen Augen vorüber. Bald darauf
stellte ihm der Zauberspiegel in der Folge seines Le-
bens auch seinen Aufenthalt in Italien vor. Dort
hatte er eine Geliebte zurückgelassen, die er gewiß
geheirathet haben würde, wenn ihn nicht sein Schick-
sal aus Italien gerufen hätte. Diese erblickte er nun
während seines Traumes auf einem Bette liegend.
Sie winkte ihm freundlich zu und er näherte sich
ihr. „Wir müssen uns trennen", sagte Sie, „aber
nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne sie kann
ich nicht lange seyn; aber jetzt müssen Sie mich auf
einige Zeit verlassen." Seckendorf ging aus dem
Zimmer; als er aber einige Minuten nachher wieder
hineintrat, lag sie weit schöner und einer Verklärten
gleich auf dem Bette. Es that sich jetzt ein Vor-
hang auf, hinter welchem Seckendorf einen unbe-
schreiblichen Glanz hervorstrahlen und sich eine Menge
verklärter Geschöpfe bewegen sah, welche ihm alle
sehr vergnügt zu seyn schienen. Sein Auge war

von dem Glanze ihrer Schönheit ganz geblendet. Eine von diesen Verklärten faßte endlich seine Geliebte bei der Hand, zog sie mit sich fort, der Vorhang fiel nieder — und er erwachte. — Bald nachher schlief Seckendorf wieder ein. Derselbe, welcher ihm den Zauberspiegel gegeben hatte, erschien ihm noch einmal und fragte ihn: ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden sey, und ob er auch noch einmal die Menschen, welche er in seinem Leben gekannt, zu sehen wünsche? Seckendorf erwiderte, daß ihm dies Vergnügen machen würde, und erhielt nun abermals einen Spiegel, in dem er wirklich alle seine Bekannten, todte und lebende, der Reihe nach, aber mit dem Unterschiede vorübergehen sah, daß die noch lebenden Glücklichen seiner Bekannten ihn alle freundlich ansahen und stehen blieben, diejenigen aber, von denen er schon wußte, daß sie unglücklich und mißvergnügt lebten, Alle mit der Hand vor den Augen, schnell, ohne sich umzusehen, in dem Spiegel vorübergingen. Ihnen folgte noch eine Anzahl, welche gleichfalls die Hand vor's Gesicht hielten, von deren unglücklichen Schicksalen er aber keine Kunde hatte. (Er schrieb hernach an Mehrere von diesen Letztern seinen Traum und erkundigte sich nach ihrer jetzigen Lage, welche auch immer richtig mit seinem Traumgesichte übereintraf.) Die Verstorbenen, die er in diesem Spiegel sah, hatten eine ganz eigene und einförmige Kleidung, blieben einige Augenblicke vor ihm stehen und winkten ihm freundlich mit der Hand zu. Einige aber schwanden, die Hand vor ihren Augen haltend, blitzschnell vorüber, doch so, daß er sie erkennen konnte. Dieses war ihm das Schrecklichste bei dem Traume gewesen, und er brach immer, wenn er auf diesen Punct kam, schnell in seiner Erzählung ab, so wie er überhaupt den ganzen Traum nicht ohne Rührung erzählen konnte.

Kann der Mensch bei lebendigem Leibe sich an einem entfernten Orte zeigen?

Diese Frage ist unbedingt zu bejahen, da Beispiele aus den verschiedensten Zuständen des physischen Lebens zu demselben Resultate führen.

1.

Von einer Clairvoyante berichtet Wienholt *), er habe, weil sie ein gewisses Heilmittel nicht nennen konnte, das zu ihrer Wiedergenesung erforderlich war, sie aufmerksam gemacht, sich in Gedanken in die Apotheke zu versetzen, worauf sie dann nach einigen Nachsinnen den Platz des Heilmittels gefunden und den Namen desselben gelesen haben soll, so daß, als man in die Apotheke ging, in welcher das Mädchen vorher nie gewesen war, man Alles der Angabe gemäß gefunden haben will.

*) Miscellen S. 279.

2.

Dr. Wetzel *) ließ sich von einem Actuarius in Leipzig folgende merkwürdige Geschichte erzählen: „Mein Vater schnitt sich einst in meiner Kindheit so tief in den Daumen, daß er darüber in eine starke Ohnmacht fiel, aus welcher er erst nach ungefähr einer Stunde durch meine Mutter erweckt werden konnte. Zu dieser sagte er bei seinem Wiedererwachen: „Mutter, warum hast Du mich aufgeweckt? Ich schlief, und mir war gar zu wohl! Es kam mir vor, als wäre ich bei meinem Bruder in Berlin, welcher mit seiner Familie und andern Freunden unter der großen Linde in der Laube Kaffee trank, mich zuerst gewahr wurde und mir entgegen kam. — Nach einigen Tagen erhielt mein Vater von demselben Bruder in Berlin einen Brief, worin der Oheim schrieb: „Lieber Bruder! sage mir doch, was mit Dir an dem und dem Tage, zu der und der Stunde vorgefallen seyn mag? Wir saßen mit mehreren Freunden in der Laube unter der Linde bei'm Kaffee und waren sehr vergnügt. Plötzlich sah ich Dich zuerst in einer kleinen Entfernung auf uns zu kommen und sagte: „Ei, da kommt mein lieber Bruder! mein Bruder!" Alle Anwesenden sahen Dich ebenfalls. Ich stand auf, um Dir entgegen zu gehen und Dich zu umarmen; aber Du verschwandest plötzlich vor unser aller Augen, ehe ich mich Dir ganz nähern und Dich umarmen konnte." — Nach des Oheim's Briefe hätte sich also der gedachte Vorfall an demselben Tage und in derselben

---

*) Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. S. 215 der 4. Aufl.

Stunde zugetragen, als mein Vater in der Ohnmacht lag und nachher diese sonderbare Erscheinung, die er unterdeß in der Ohnmacht gehabt hatte, erzählte, wie mich dann beide Eltern, die nichts weniger als abergläubisch waren, versicherten. Da nun mein Vater — fuhr der Actuarius fort — noch bei Lebzeiten, während seiner Ohnmacht als sein Körper noch da lag und fortvegetirte, dennoch seinem entfernten Bruder in Lebensgröße, in leibhafter Gestalt und in Kleidern, sogar am Tage und in Gegenwart einer ganzen Gesellschaft erscheinen konnte, wo keine Täuschung und kein Betrug möglich war, so ist leicht zu glauben, daß auch die Verstorbenen uns erscheinen können, weil deren Seele den Körper auf immer verlassen hat.

3.

Professor Köster in Gießen gab im Jahr 1777, doch ohne sich zu nennen, eine Schrift heraus, in welcher folgender Brief, der aus M. an den Verfasser geschrieben worden, enthalten ist: „Alles, was ich Ihnen von der Geschichte des D. und P. J. in H. melden kann, besteht in einigen Erinnerungen aus meinen Kinderjahren. Ich habe seinen Bruder, einen Prediger, wohl gekannt. Er erzählte die Geschichte einstmals in meines Vaters Hause, wo ich zuhörte. Der D. J. hatte eine Frau, die in eine gefährliche Krankheit fiel. Nichts war derselben empfindlicher, als daß sie nun nicht, wie es beschlossen war, mit ihrem Gemahl in sein Vaterland reisen konnte, woselbst des D. J. Vater und Schwester noch lebten. Sie sprach sehr oft von dieser Reise und machte sich noch immer Hoffnung darauf, obgleich sie täglich schwächer wurde. Endlich fiel sie in einen sanften Schlaf, welcher ungefähr zwei

Stunden dauerte. Bei dem Aufwachen sagte sie ganz vergnügt zu ihrem Gemahl, daß sie nun in seines Vaters Hause gewesen und seine Familie gesehen habe. Sie beschrieb ihm das Haus, die Stube, die Person seines Vaters und setzte zum Wahrzeichen noch hinzu, daß seine Schwester in der Küche gestanden und einen Fisch geputzt habe. Sie bat ihn, solches nach Hause zu schreiben, so würde er Alles, ihrer Aussage gemäß, bestätigt erhalten. Der D. J. ein berühmter Arzt, hielt die ganze Sache für einen Traum seiner Gemahlin. Wenige Zeit hierauf starb sie. Der D. J. berichtete den Todesfall an seine Familie und fügte die Erzählung seiner verstorbenen Gemahlin hinzu. Ehe er aber noch ein Antwortschreiben von seinem Vater erhalten konnte, kam schon ein Brief, worin derselbe Nachricht verlangte, ob Jemand von den Seinigen krank wäre? Er berichtete ihm in jenem Schreiben, daß zu einer gewissen Stunde des Nachmittags, die er genau angab, ein Frauenzimmer in sächsischer Tracht, die ihm jedoch dem Gesichte nach ganz unbekannt gewesen wäre — denn der Alte hatte seine Schwiegertochter nie gesehen — in seine Wohnstube gekommen wäre. Der Kleidung nach habe er sie für eine vornehme Person gehalten und ihr sogleich einen Stuhl gesetzt, auf den sie sich auch niedergelassen habe. Sie hätte kein Wort geredet, obgleich er sie etlichemal befragt, wo sie herkomme und was ihr Verlangen sey; sondern sie sey sogleich wieder aufgestanden und zur Thüre hinausgegangen. Er hätte nicht gewußt, was er von ihr denken solle, und wäre auf die Vermuthung gerathen, sie sey weggelaufen; als er ihr nachzusehen sich entschloß, sey sie schon wieder fort gewesen. Die Tochter, welche sie bei dem Eingange in das Zimmer nicht bemerkt hatte, fügte hinzu, daß sie bei dem Herausgehen, wo sie, die Tochter, mit

fremder Personen wissen, wovon Kluge (in seinen Betrachtungen über animalischen Magnetismus S. 141) und Wienholt (Heilkr. III. Abthl. 3, S. 305—308) mehrere Fälle erzählen; wenn sie fremde Sprachen verstehen (Werner's Schutzg. S. 425), was selbst schon im gewöhnlichen Traumzustande möglich ist, wo der Schlafende, bei aller Unkenntniß des Griechischen, Verse in dieser Sprache niederschrieb, die er bei'm Erwachen aber nicht mehr verstand, und sich von Gelehrten entziffern lassen mußte *); wenn Somnambüle mit so übernatürlichen Kräften ausgerüstet sind, deren Seele noch nicht vollständig von den Einflüssen der Sinnenwelt frei geworden ist, wie vermöchte man den Fähigkeiten jener Seelen, die die Schranken des Raumes und der Zeit bereits hinter sich haben, gewisse Grenzen zu stecken, und zu behaupten, ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt sey unmöglich? Man hat den Somnambulismus bekanntlich für einen erhöhten Traumzustand erklärt; aber ebendeshalb ist er dem Tode noch ähnlicher, als der Schlaf des Gesunden. Werner's Somnambüle erklärte den magnetischen Zustand für ein theilweises Sterben. Sie sagt S. 144 ff.: „Das Heraustreten der Seele aus dem Körper kann ich nicht erklären, sondern nur ein Bild davon geben, wie ich es fühle. Jetzt ist mir, als ob im wachen Zustande der Leib das Haus der Seele wäre, und sie dürfte bald durch dieses, bald durch jenes Fenster herausschauen. Im somnambulen Zustande aber ist sie ausgegangen und hat die Thüre ihrer Wohnung wohl verschlossen. Darum sehe ich jetzt dich und mich, wie ein Dritter eine Gruppe. Im Sterben aber ist die Rückkehr der Seele in den Körper nicht mehr möglich. Auch den letzten Zugang hat sie sich da abgeschlossen.“

*) Ueber Fatalism. S. 89.

Wenn wir an den Somnambulen wahrnehmen, daß sie ohne Beihülfe sinnlicher Organe in der Nähe und Ferne auf Andere wirken können, wie, z. B., die Hellseherin Auguste Müller in Carlsruhe, welche mittelst eines Traumes, den sie in ihrem nächsten Hochschlafe selbst veranlaßt zu haben bekannte, einem ihr befreundeten Kranken Rath ertheilte *), was wird die Seele erst vermögen, wenn sie von der körperlichen Hülle gänzlich befreit ist? Der Tod ist eine Ohnmacht; im Sterben verliert sich das Selbstbewußtseyn. Nur so lange weilt die Seele noch im Leibe, als die Blutmasse nicht geronnen; sobald aber Gehirn und Nerven ihre Wärme verlieren, können sie den ätherischen Theil der Seele nicht mehr anziehen, er lös't sich von den irdischen Banden und erwacht; jetzt ist er im Zustande eines magnetisch Schlafenden. Da er aber ganz vom Körper getrennt ist, so muß sein Zustand weit vollkommener seyn, er erinnert sich seines Erdenlebens von Anfang bis zu Ende vollkommen und kann sich die Sinnenwelt deutlich vorstellen, obgleich er sie nicht mehr empfindet. Daß schon im einfachen Schlafe des Sinnenmenschen Aehnliches möglich ist, bewährt das in der Schrift: „Ueber Lebensmagnetismus" von Passavant mitgetheilte Traumgesicht eines Herrn von Seckendorf, das ihn längst vergessene Begebenheiten wieder erkennen ließ. Derselbe hatte diesen Traum ein halbes Jahr vor seinem Tode, welchen er auch gleich nach dem Erwachen aufgezeichnet hatte. Es erschien ihm nämlich (am 26. April 1785) im Traume ein Mann von gewöhnlicher Gestalt und Kleidung, welcher ihm sagte, daß er sich etwas von ihm ausbitten möchte,

*) S. meine Schrift: „Ueber Fatalismus" S. 160.

und daß er sich nach seinem Gefallen eines von beiden wählen könnte, entweder seine vergangenen oder künftigen Schicksale sich der Reihe nach vorgestellt zu sehen. Die Zukunft, erwiderte Seckendorf, wollte er Gott überlassen; aber angenehm würde es ihm seyn, wenn er noch einmal sein ganzes vergangenes Leben, wie in einem Gemälde, vor sich sehen könnte. Sein Wunsch wurde ihm sogleich gewährt. Der Mann gab ihm einen Spiegel, und hierin erblickte er nun die Scenen seines vergangenen Lebens, deren er sich im Wachen kaum bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, als wenn sie den Augenblick erst geschehen wären. Er sah sich als ein Kind von drei Jahren auf's Genaueste mit allen Umständen seiner Erziehung. Jede Schulscene mit seinen Erziehern, jede verdrießliche Begebenheit, die er in seiner Jugend erlebt hatte, ging in dem Spiegel lebhaft vor seinen Augen vorüber. Bald darauf stellte ihm der Zauberspiegel in der Folge seines Lebens auch seinen Aufenthalt in Italien vor. Dort hatte er eine Geliebte zurückgelassen, die er gewiß geheirathet haben würde, wenn ihn nicht sein Schicksal aus Italien gerufen hätte. Diese erblickte er auch während seines Traumes auf einem Bette liegend. Sie winkte ihm freundlich zu und er näherte sich ihr. „Wir müssen uns trennen", sagte Sie, „aber nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne Sie kann ich nicht lange seyn; aber jetzt müssen Sie mich auf einige Zeit verlassen." Seckendorf ging aus dem Zimmer; als er aber einige Minuten nachher wieder hineintrat, lag sie weit schöner und einer Verklärten gleich auf dem Bette. Es that sich jetzt ein Vorhang auf, hinter welchem Seckendorf einen unbeschreiblichen Glanz hervorstrahlen und sich eine Menge verklärter Geschöpfe bewegen sah, welche ihm alle sehr vergnügt zu seyn schienen. Sein Auge war

von dem Glanze ihrer Schönheit ganz geblendet. Eine von diesen Verklärten faßte endlich seine Geliebte bei der Hand, zog sie mit sich fort, der Vorhang fiel nieder — und er erwachte. — Bald nachher schlief Seckendorf wieder ein. Derselbe, welcher ihm den Zauberspiegel gegeben hatte, erschien ihm noch einmal und fragte ihn: ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden sey, und ob er auch noch einmal die Menschen, welche er in seinem Leben gekannt, zu sehen wünsche? Seckendorf erwiderte, daß ihm dies Vergnügen machen würde, und erhielt nun abermals einen Spiegel, in dem er wirklich alle seine Bekannten, todte und lebende, der Reihe nach, aber mit dem Unterschiede vorübergehen sah, daß die noch lebenden Glücklichen seiner Bekannten ihn alle freundlich ansahen und stehen blieben, diejenigen aber, von denen er schon wußte, daß sie unglücklich und mißvergnügt lebten, Alle mit der Hand vor den Augen, schnell, ohne sich umzusehen, in dem Spiegel vorübergingen. Ihnen folgte noch eine Anzahl, welche gleichfalls die Hand vor's Gesicht hielten, von deren unglücklichen Schicksalen er aber keine Kunde hatte. (Er schrieb hernach an Mehrere von diesen Letztern seinen Traum und erkundigte sich nach ihrer jetzigen Lage, welche auch immer richtig mit seinem Traumgesichte übereintraf.) Die Verstorbenen, die er in diesem Spiegel sah, hatten eine ganz eigene und einförmige Kleidung, blieben einige Augenblicke vor ihm stehen und winkten ihm freundlich mit der Hand zu. Einige aber schwanden, die Hand vor ihren Augen haltend, blitzschnell vorüber, doch so, daß er sie erkennen konnte. Dieses war ihm das Schrecklichste bei dem Traume gewesen, und er brach immer, wenn er auf diesen Punct kam, schnell in seiner Erzählung ab, so wie er überhaupt den ganzen Traum nicht ohne Rührung erzählen konnte.

Ich warf einen Blick auf Herrn L. „Sonderbar!" rief er aus. „Das hätte ich doch nicht geglaubt!"

5.

Wenn die beiden vorhererzählten Fälle die Fähigkeit der Seele beweisen helfen, sich an ferne, selbst nicht vorher mit wachendem Auge gesehene Orte zu versetzen, wenn sie innigst dahin sich sehnte, so zeigen folgende Beispiele im weitern Sinne, daß die Seele noch bei'm Leben des Leibes von diesem sich zu trennen vermag, um gewisse Verrichtungen auszuüben, worauf ihre Gedanken sich vorzugsweise hinneigen, oder Personen zu besuchen, an welche sie lebhaft denkt.

So erzählt Happach im 2. Hefte seiner „Materialien für Erfahrungsseelenkunde" S. 163 ff.: Ich hatte eine alte Magd, welche in dem, was ihr anbefohlen wurde, ein Muster von Pünctlichkeit war. Um drei Uhr Morgens mußte sie mir den Thee bringen. Es war keine Dorfuhr da, meine Stubenuhr nicht in Stande, und meine Taschenuhr, welche allein ging, hing unter dem Spiegel. Wenn die Magd erwachte und nicht wußte, was es geschlagen hatte, kam sie in meine Stube, holte die Taschenuhr, wonach sie sich aber nicht selbst richten konnte, brachte sie mir an's Bett und ich mußte ihr sagen, was es geschlagen hatte. Wenn es Mondschein war, kam sie ohne Licht, weil sie wußte, daß ich ohne dies die Uhr besehen und ihr Bescheid geben könnte. Gewöhnlich, wenn sie kam, hörte ich sie schon vorher und war munter. Eines Morgens war ich schon aufgewacht — ich hörte nichts; plötzlich kam sie zur Stube herein. Ich dachte, sie käme auf den Strümpfen, weil ich sie nicht gehört hatte. Sie ging nach dem Spiegel, holte die Uhr, welches ich Alles sah, und kam

auf mein Bett zu. Sie hatte ihre völlige Gestalt und zeigte ein ganz analoges Wesen, wie sie es sonst in diesem Falle hatte. Doch fiel mir etwas auf, wovon ich selbst nicht wußte, was es war und auch nicht weiter darüber dachte. Sie war meinem Bette so nahe, daß ich mich aufrichtete, um die Uhr in die Hände zu nehmen. Sie wendete sich aber weg nach der Thüre zu; blitzschnell schien sie einen Seitengang nach dem Spiegel zu machen, blieb aber auf ihrem Wege nach der Thüre zu. Deutlich hörte ich, daß sie die Thüre auf und zu machte. Schnell sprang ich aus dem Bette, mit dem Gedanken, es wäre ein Fremder in der Stube gewesen. In dem Momente, als sich die Thüre aufmachte, rief ich sie beim Namen; sie antwortete aber nicht. Sogleich war ich aus dem Bette und hinter ihr her. Ich rief, bekam aber keine Antwort. Eine Schwester lag auch in meiner Stube; ich ging zurück und glaubte, sie wäre es gewesen. Aber diese schlief und war nicht zu ermuntern. Ich ging wieder zur Thüre hinaus, und befühlte die Schlösser der Hausthüren, sie waren zu. Ich wunderte mich; es schien mir nicht möglich gewesen zu seyn, daß die Magd nur zur Hälfte auf die hohe Treppe hinauf könnte gewesen seyn, so schnell war ich hinter ihr her. Sie schlief oben in der zweiten Etage und hatte sonst einen so leisen Schlaf, daß sie auf den geringsten Ruf antwortete. Ich ging hinauf, rief ihr mit einer starken, unwillig tönenden Stimme zu, und erst, nachdem ich dies etlichemal wiederholt hatte, holte sie sehr tiefen Athem, war, als wenn sie sich selbst nicht hätte zurecht finden können und antwortete. Ich war genug bei mir. Um ihr also keine weitere Verlegenheit zu machen — denn sie war fest im Gespensterglauben — sagte ich ihr bloß: Macht mir Thee, und ging fort. Ich war mir hiebei alles so lebhaft

bewußt, dachte und handelte so frei, daß ich mir unmöglich sagen konnte: du hast dich getäuscht. Was aber meine Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zog, war Folgendes: Von nun an gewöhnte ich mich, wenn ich sie kommen hörte und sie die Thüre aufmachte, sie bei'm Namen zu rufen, und sie antwortete. Gewöhnlich war sie schon in der Küche gewesen, wenn sie kam. Nach einigen Tagen hörte ich sie von der Treppe herab und gerade in meine Stube kommen. Sie machte die Thüre auf, ich sah sie und rief ihr zu; aber sie antwortete nicht, sondern machte wieder zu, und ich hörte sie nicht weiter. Ich horchte einige Augenblicke, hörte nichts, stand auf, und rief sie, aber sie antwortete nicht, und ich ließ es dabei bewenden. Nach einigen Tagen sagte ich ihr des Abends: „Verschlaft es nicht, daß Ihr mir den Thee zur rechten Zeit bringt. Ich war etwa noch eine Stunde auf, kaum aber hatte ich mich niedergelegt, so hörte ich sie kommen. Sie machte die Thüre auf, kam herein, ich sah' sie, rief sie an — sie machte die Thüre wieder zu, und ich hörte nichts weiter. Sie diente wohl noch drei Jahre bei mir, und ich habe diese Erscheinung über hundertmal gesehen, ohne klug daraus zu werden. Sobald sie meine Dienste verlassen hatte, hörte es auf. Merkwürdig war es, daß die Erscheinung sich nach gewissen Umständen besonders modificirte. Ich veränderte bald meine Schlafstelle, so daß ich eine andere im Winter und eine andere im Sommer hatte. Der Anfang der Erscheinung war mit dem Winter und dauerte auch gleichförmig im Winter und im Sommer fort. Im letzten Sommer aber, da ich durch einen andern Umstand veranlaßt ward, des Nachts meine Thüre zu verschließen, schlief ich auf meiner Studirstube in der obersten Etage, und die Magd in der untersten. Wenn ich zu Bette ging, schloß

ich meine Thüre ab und legte den Schlüssel außen in den Kamin an einen nur ihr bekannten Ort. Nun hörte ich sie die Treppe herauf kommen, den Kamin öffnen, den Schlüssel in das Schloß stecken, aufschließen und aufklinken, die Thüre auf- und zumachen. Ich schlief in der Kammer und konnte sie also nicht durch die Thüre in die Stube eintreten sehen; sie kam aber bis an die Kammerthüre, welche gewöhnlich offen war, daß ich sie nun sah. Hatte ich die Kammerthüre zugemacht, welches selten geschah, so machte sie auch diese auf. Oft hörte ich den Schlüssel herausziehen und in den Kamin legen, manchmal auch nur den Kamin zumachen. Ich ward des Dinges nach und nach so gewohnt, daß sich die Neugier völlig dabei vergaß und mir nur der Sinn blieb, darüber zu forschen. Ich bemerkte, wenn sie bis an die Kammerthüre kam, daß wir die Frage: Was wollt Ihr? oder ihr Name oft unwillkürlich entfuhr, ob ich mir's gleich bewußt war, nicht die geringste Furcht zu verspüren. Auch wenn ich sie die Treppe herauf kommen und den Kamin öffnen hörte, und mir vornahm, du willst sie ganz nahe zu dir herankommen lassen, entfuhr mir die gleiche Frage; und nur manchmal, wenn ich mich ganz in meiner Gewalt hatte und sie nicht fragte, trat sie zur Kammerthüre herein. Sobald ich mich aber aufrichtete, um sie recht anzusehen, wich sie zurück. Ich war geneigt, Alles für einen sogenannten sehr lebhaften Traum zu halten, obschon meine eigene, so unleugbare sinnliche Erfahrung, etwas Mehreres mir zu sagen schien; z. B., in der ersten Zeit, wenn ich aufstand und der Erscheinung nachging, verschloß ich einmal, da ich wieder zurückkehrte, meine Stubenthüre und nahm den Schlüssel mit mir in die Stube, um mich selbst des Morgens zu überzeugen, daß ich nicht geträumt hätte; und die Thüre war

des Morgens auch noch ordentlich verschlossen, und der Schlüssel lag in der Stube, wo ich ihn des Nachts hingelegt hatte. Der Umstand blieb mir auch merkwürdig, daß ich es immer mit Besonnenheit unterschied. Die Erscheinung war nicht wie ein gewöhnlicher fester Körper, hatte aber den Schein, wie einem ein gewöhnlicher menschlicher Körper in seiner Kleidung des Nachts vorkömmt, so daß von dieser Seite kein Zweifel blieb, es sey eine wahre menschliche Gestalt. Uebrigens war ich sonderlich in der letzten Zeit, während dieser Erfahrung, so gesund, daß ich weder vor noch nachher gesunder gewesen bin. Weil ich aber selbst nicht wußte, was ich von der Sache denken sollte, auch nicht für abergläubisch gehalten seyn wollte, so sagte ich keinem Menschen etwas davon, als meinem Bruder; ich bat ihn, sich zu mir in's Bette zu legen, ich sagte ihm: wenn ich der Magd befehlen würde: sie solle uns morgen sehr früh wecken und es ja nicht verschlafen — denn wenn ich solche Bestellung auf diese Art machte, kam sie jedesmal etwa eine Stunde nachher als sie sich niedergelegt hatte, manchmal auch zweimal — so würde sie pünctlich erscheinen. Aber er hatte keine Lust, die Sache durch eigene Erfahrung zu prüfen. Weil ich mich nachher überzeugt zu haben glaubte, daß ich die Erscheinung in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen gehabt, so würde er, wenn er auch bei mir geschlafen hätte, doch nicht ebenfalls diese Erfahrung haben machen können, es sey denn, daß er mit mir zu gleicher Zeit in einem gleichen Zustande gewesen wäre. Auch gehört zu solcher Erfahrung eine besondere körperliche Disposition. Ich ließ daher die Sache dahingestellt seyn. Als die Magd weggezogen war, hörten die Erscheinungen auf. Indeß war ich doch noch zu erfahren begierig, ob solche Er-

scheinungen in mir allein ohne von außen gegebene Veranlassung ihren Grund gehabt hätten. Ich bekam eine andere, auch betagte Magd und setzte sie in gleiche Umstände, worin jene gewesen war. Sie mußte früh auf seyn. Ich sagte ihr manchmal, daß sie die Zeit ja nicht verschlafen möchte. Ich sagte ihr dies manchmal an einem Abende zwei= und dreimal, daß sie zuweilen wohl unwillig antwortete und sagte: ich werde es ja nicht verschlafen. Ich legte mich mit dem Gedanken nieder, und war nicht nur aufmerksam, sondern gleichsam gespannt darauf, ob sie nicht auch ein solches Nachtspiel geben würde. Aber niemals merkte ich dergleichen."

6—7.

Die vorhererwähnten Fälle, welche die Möglichkeit von geisterhaften Erscheinungen solcher Personen bestätigen helfen sollen, die, noch der materiellen Welt angehörend, dennoch ihren Körper auf Augenblicke zu verlassen und an andere Orte sich hinzubegeben im Stande sind, würde man leicht dadurch erklären, daß die betreffenden Individuen, während jener Momente des Freiwerdens ihrer Seele, im Zustande des Schlafes, der Ohnmacht, des Somnambulismus ꝛc. gewesen; welche Erklärungsversuche möchten jedoch in den nachfolgenden Fällen genügen, in denen gezeigt wird, daß auch die von Sehnsucht nach einer Person oder Sache bewegte Seele, sich von selbst vom wachenden Leibe auf einige Momente zu trennen vermöge? Hierher gehören zwei von Theodor Pommer im ersten Hefte von Stahmann's „Ahnungen ꝛc." niedergelegten Erfahrungen aus seinem und seines Freundes Beobachtungskreise. Lassen wir ihn selbst reden.

„Vor ungefähr einem Jahrzehend (1823) verlebte ich an der Seite meiner innigst geliebten Gattin ein sehr glückliches Jahr. Einige Monate waren uns so im heitersten Stillleben verflossen, als mich ein Geschäft auf kurze Zeit nach S. rief und also zum Erstenmale eine, wenn auch kurze Trennung von Herminen mir gebot. Am dritten Tage hatte ich mit ungewöhnlicher Anstrengung gearbeitet, in der Hoffnung, morgen die Geliebte überraschen zu können; aber gegen Abend erhoben sich neue Verwickelungen, die zu längerer Geduld verwiesen. Sowohl körperlich, als auch geistig abgespannt und verstimmt durch getäuschte Hoffnung, entzog ich mich dem geselligen Abendverkehr und blieb auf meinem Zimmer, um mich ungestört in Erinnerungen und sehnsüchtige Wünsche zu versenken. Es war mir, als müsse ich die Schranken des Raumes durchbrechen und augenblicklich bei dem Gegenstande meiner Sehnsucht seyn. Ich gewann die Ueberzeugung, es bedürfe nur meines entschieden ernsten Willens für die Hinversetzung meiner geistigen Persönlichkeit zu ihr. Ich fühlte mich nun gleichsam aus mir selbst hervorgehoben, und ohne mir über das Wie und Wenn Rechenschaft geben zu können, sah ich mich wirklich zu der Ersehnten hinversetzt. Sie saß mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt an ihrem Nähetische, und ich — wie ich's nach vollbrachtem Tagewerke wohl zu thun pflegte — huckte auf einem Fußbrette nieder, an sie gelehnt, zu ihr aufblickend. Nach eiligem Bemühen, ihre Arbeit vor mir zu verbergen, die ich zwar flüchtig, doch deutlich als eine Börse erkannte, sah sie selig lächelnd zu mir nieder. Ueber die Dauer dieses geistigen Beisammenseyns kann ich keine Rechenschaft geben; aber die Wachskerzen waren ziemlich herabgebrannt, als ich mich endlich wieder auf meinem

einsamen Gastzimmer orientirte. Kaum war ich am folgenden Mittag mit meinen Mitarbeitern bei unserem Geschäfte, als ich abgerufen wurde und ein Bote mir draußen einen Brief Herminens einhändigte. Sie bat um Verzeihung, wenn sie, von einer unbezwinglichen Unruhe getrieben, zur unpassenden Zeit mich störe. Sie habe nämlich vorigen Abend, in Gedanken bei mir, an ihrem Tische gearbeitet, da sey ich plötzlich, ohne daß sie wisse wie, an ihrer Seite gewesen. Mit einer ihr jetzt unerklärlichen Ruhe habe sie mir in's Auge geblickt, mit einer nie vorher empfundenen Seligkeit sich meines liebenden Anblicks erfreut, bis nach längerer Zeit mein Vater aus seinem Nebenzimmer getreten; da sey ich eben so unerklärlich fort gewesen, als vorhin gekommen. Jetzt sey es ihr unbegreiflich, wie sie darauf den ganzen Abend in Ruhe und Behaglichkeit habe zubringen können; erst als sie in der Nacht aus einem ängstlichen Traume erwachte, da sey sie von dem Gedanken ergriffen worden, ich habe doch unmöglich bei ihr seyn können; mir sey gewiß irgend ein großes Unglück zugestoßen. Diese Besorgniß habe peinlich zugenommen, bis sie sich entschloß, mir eiligst einen Boten zu senden, welcher ihr von meinem Befinden Kunde brächte. Ich erfüllte ihren Wunsch, und nach meiner in kurzer Zeit erfolgten Rückkunft blieb uns kein Zweifel über diesen Vorfall. Gerade in jener Stunde, als ich dem Geiste nach bei ihr war, hatte sie meine Anwesenheit empfunden, und daß nicht von beiden Seiten eine bloße, auffallend gleichzeitige, Täuschung des aufgeregten Gemüthes stattgefunden habe, bewies der Umstand: ich konnte Herminen die Börse mit den Rosen und Vergißmeinnicht um unsern verschlungenen Namenszug beschreiben, die sie mir doch, als für meinen nahen Geburtstag bestimmt, ni gezeigt hatte,

und sie gestand, so froh überrascht sie auch mein Sitzen an ihrer Seite wahrgenommen, so habe sie doch unwillkürlich die heimlich gearbeitete Börse schnell vor mir zu verbergen gesucht.

Der Doctor Herrmann, einer meiner vertrautesten Jugendfreunde, vor 3 Jahren in W. ansässig, wurde von mir auf meiner Rückreise von Göttingen besucht. Ich fand ihn als Verlobten. Der Gegenstand seiner Wahl hatte schon vor seinen Universitätsjahren Eindruck auf ihn gemacht. Nach einigen Tagen vergnügten Zusammenlebens verließen wir zu gleicher Zeit W., ich, um in die Heimath zu wandern, er, um eine Anstellung in R. anzutreten. Kurz vor seiner Versetzung nach W. wurde er in R. mit einem höchst anziehenden Mädchen aus der Umgend bekannt, welche auf längere Zeit zum Besuche in einem ihm befreundeten Hause lebte. Er sah dort Christinen täglich, und Beide kamen bald in nähere Beziehung. Mit zerrissenem Gemüthe kam er nach W. zurück, indem er sich heimlich anklagte, vor Louisen, die mit der ganzen Freude herzlicher Liebe ihn empfing, gegen seine Braut äußerlich die Treue zur Schau zu tragen, die er ihr doch in seinem Herzen gebrochen hatte. Seine Lage war äußerlich bald so günstig geworden, daß er, ohne Auffallen zu erregen, die gleichsam von selbst und von allen Seiten her mit froher Eile betriebenen Hochzeitanstalten nicht verzögern konnte. Wie betäubt wurde er fortgerissen; aber das entscheidende Ja gab ihm die entschiedene Richtung seines Characters wieder. Er liebte seine Braut, wenn auch nicht mit der Gluth völliger Jugendliebe, doch so zart und hingebend, daß sie an seiner Seite sich wahrhaft glücklich fühlte. Aber der Tod raubte sie bald aus dem Kreise ihres Gatten und zweier lieblichen Kinder. Herrmann's Schmerz war aufrichtig. Die Erinnerung an die

Hingeschiedene war so lebhaft, daß sie Christinens Bild aus seinem Herzen zu entfernen schien. — Etwa zwei Jahre hatten ihre Macht geübt, seine Trauer zu schwächen, da kam einer unserer gemeinschaftlichen Jugendfreunde aus R. gleichzeitig mit mir zum Besuche nach W.; er war in dem Hause des Amtmannes heimisch gewesen, hatte dort Christinen kennen gelernt und sprach mit einer ihm sonst nicht eigenthümlichen Begeisterung von ihr. Ich sah Herrmann's Wangen mit höherm Roth sich färben und mit sichtlich froher Theilnahme horchen. Genug, seine Erinnerung war geweckt, und nach wenigen Tagen erfuhr ich, daß er mit ungewöhnlicher Eile Anstalten zu einer Reise auf längere Zeit treffe. Er hatte seine Geschäfte geordnet, seine Kinder bei einer nahen Verwandten untergebracht. Das Packen des Reisekoffers ist beendet; nun wirft er im Dämmerlichte sich auf's Sopha und überdenkt im Geiste Vergangenheit und Zukunft. Mit der ganzen, jetzt von inniger Sehnsucht beflügelten Lebhaftigkeit seines Geistes malt er sich die Reise und das Wiedersehen aus. Er sieht sich in R. ankommen, er hört die wohlbekannte Hausklingel — der alte Franz leuchtet ihm die Wendeltreppe zum Gesellschaftszimmer hinauf — er öffnet leise bebend die Thüre — Christine sitzt in einer Fenstervertiefung, fast mit dem Rücken gegen ihn gewendet, so daß sie ihn nicht bemerkt — er hebt unwillkürlich die Arme und will zu ihr eilen — da geht vor ihm eine Thüre auf — ein aus früherer Zeit ihm bekannter Officier tritt herein — mit dem Ausrufe des Entzückens fliegt Christine ihm entgegen, und mein armer Freund stürzt leblos zusammen! . . . So fand ich ihn auf seinem Sopha; nur nach langer Anstrengung konnte ich seine Lebensgeister wecken. Ermattet und resignirt, erzählte er mir das Vorgefallene. Da half kein Einreden, kein

Deuten und Trösten; er war fest überzeugt, das Erzählte sey eben jetzt in R. wirklich geschehen. Ich versprach bei seiner beharrlichen Weigerung zur Reise, mich und ihn an Ort und Stelle vom Gegentheil zu überzeugen, und obgleich er dazu nur kopfschüttelte und ohne irgend eine Hoffnung von seiner Seite mich gewähren ließ, so war ich doch nach einigen Tagen in R. und erfuhr bald, daß Christine wirklich Braut jenes Officiers sey! — Ihre Bekanntschaft zu machen, war mir leicht, und obgleich ich für unzart hielt, irgend eine Erinnerung an Herrmann in ihr wecken zu wollen, so kam sie mir doch bald unter holdem Erröthen mit der Frage entgegen: ob ich ihn kenne? und äußerte dann eine so ängstliche Theilnahme, daß ich dadurch noch eifriger wurde, mit großer Behutsamkeit alle Umstände jenes verhängnißvollen Abends zu erforschen. Sie hatte damals wirklich in dem bezeichneten Zimmer gesessen, und ihr Verlobter war unerwartet durch eine Seitenthüre eingetreten. Fröhlich hüpft ihm die Ueberraschte entgegen, als plötzlich ein unbeschreiblich wehmüthiger Schmerzlaut durch das ganze Gemach erklingt, so daß Beide erschrocken umhersehen und Christine, tief erschüttert, in Thränen ausbricht. Seit langer Zeit hatte sie nicht an Herrmann gedacht, aber gleich, so wie der Ton erklingt, flüsterte ein inneres Etwas ihr zu: das ist Herrmann's Stimme! Und ihre Ueberzeugung, er sey es gewesen, war so stark, daß sie sich nicht ausreden ließ, ihn müsse damals irgend ein Unglück betroffen haben, bis ich ihr endlich zugestand, er sey an jenem Abende ernstlich krank gewesen — natürlich, ohne ihr die Ursache zu enthüllen, die sie jedoch zu ahnen schien; denn lange soll ein leiser Schmerz in ihrem sonst so heitern Auge unverkennbar gewesen seyn. Herrmann aber blieb seitdem ernst und schwermüthig. Seinen Kindern eine Mutter

ɛberzugeben, dazu war er nicht zu bewegen. „Ich
be zweimal geliebt“, pflegte er mir zu entgegnen,
ɛtzt liebe ich nur noch in der Erinnerung, und ohne
ɛbe würde ich meine Gattin um das höchste Glück
s Lebens betrügen.“

8.

Die Mutter des Johannes B—r, Stiefvaters
s Professors R—n in St—g war in Sorge über
ɛsen ihren Sohn, während er sich in Paris auf-
ɛlt. Voll Sehnsucht, über seine Lage Gewißheit
erfahren, beschäftigte sie sich mit seinem Bilde
ne Unterlaß. Einst legte sich B—r in Paris zu
ette, da erschien ihm, als sein Licht noch brannte,
e Gestalt seiner Mutter in einem Kleide, das er
ch nie an ihr gesehen hatte. Der Sohn eilte
ld nach Hause und erschrak nicht wenig, als er
ne Mutter in demselben Kleide zum Erstenmale
i seiner Ankunft sah *).

9.

Der Förster H—t zu C—z erzählte einst dem
erausgeber dieser Blätter, daß sein Oheim von
ütterlicher Seite, der verstorbene Pastor F—e in
—sch einst gegen Mitternacht zu einem Sterben-
n gerufen worden sey, um ihm das Abendmahl
u reichen. Als er zu diesem Zwecke selbst in die
irche geht und mit der Hostie vom Altare sich wieder
ntfernen will, bemerkt er den Kranken, den er eben
ɛsuchen wollte, auf dem von ihm sonst eingenom-
menen Kirchenstuhle. Bei'm Eintritt in das Kran-

*) Blätter aus Prevorst, vierte Sammlung, S. 120.

Deuten und Trösten; er war fest überzeugt, das Erzählte sey eben jetzt in R. wirklich geschehen. Ich versprach bei seiner beharrlichen Weigerung zur Reise, mich und ihn an Ort und Stelle vom Gegentheil zu überzeugen, und obgleich er dazu nur kopfschüttelte und ohne irgend eine Hoffnung von seiner Seite mich gewähren ließ, so war ich doch nach einigen Tagen in R. und erfuhr bald, daß Christine wirklich Braut jenes Officiers sey! — Ihre Bekanntschaft zu machen, war mir leicht, und obgleich ich für unzart hielt, irgend eine Erinnerung an Herrmann in ihr wecken zu wollen, so kam sie mir doch bald unter holdem Erröthen mit der Frage entgegen: ob ich ihn kenne? und äußerte dann eine so ängstliche Theilnahme, daß ich dadurch noch eifriger wurde, mit großer Behutsamkeit alle Umstände jenes verhängnißvollen Abends zu erforschen. Sie hatte damals wirklich in dem bezeichneten Zimmer gesessen, und ihr Verlobter war unerwartet durch eine Seitenthüre eingetreten. Fröhlich hüpft ihm die Ueberraschte entgegen, als plötzlich ein unbeschreiblich wehmüthiger Schmerzlaut durch das ganze Gemach erklingt, so daß Beide erschrocken umhersehen und Christine, tief erschüttert, in Thränen ausbricht. Seit langer Zeit hatte sie nicht an Herrmann gedacht, aber gleich, so wie der Ton erklingt, flüsterte ein inneres Etwas ihr zu: das ist Herrmann's Stimme! Und ihre Ueberzeugung, er sey es gewesen, war so stark, daß sie sich nicht ausreden ließ, ihn müsse damals irgend ein Unglück betroffen haben, bis ich ihr endlich zugestand, er sey an jenem Abende ernstlich krank gewesen — natürlich, ohne ihr die Ursache zu enthüllen, die sie jedoch zu ahnen schien; denn lange soll ein leiser Schmerz in ihrem sonst so heitern Auge unverkennbar gewesen seyn. Herrmann aber blieb seitdem ernst und schwermüthig. Seinen Kindern eine Mutter

wiederzugeben, dazu war er nicht zu bewegen. „Ich habe zweimal geliebt“, pflegte er mir zu entgegnen, „jetzt liebe ich nur noch in der Erinnerung, und ohne Liebe würde ich meine Gattin um das höchste Glück des Lebens betrügen.“

8.

Die Mutter des Johannes B—r, Stiefvaters des Professors R—n in St—g war in Sorge über diesen ihren Sohn, während er sich in Paris aufhielt. Voll Sehnsucht, über seine Lage Gewißheit zu erfahren, beschäftigte sie sich mit seinem Bilde ohne Unterlaß. Einst legte sich B—r in Paris zu Bette, da erschien ihm, als sein Licht noch brannte, die Gestalt seiner Mutter in einem Kleide, das er noch nie an ihr gesehen hatte. Der Sohn eilte bald nach Hause und erschrak nicht wenig, als er seine Mutter in demselben Kleide zum Erstenmale bei seiner Ankunft sah*).

9.

Der Förster H—t zu C—z erzählte einst dem Herausgeber dieser Blätter, daß sein Oheim von mütterlicher Seite, der verstorbene Pastor F—e in D—sch einst gegen Mitternacht zu einem Sterbenden gerufen worden sey, um ihm das Abendmahl zu reichen. Als er zu diesem Zwecke selbst in die Kirche geht und mit der Hostie vom Altare sich wieder entfernen will, bemerkt er den Kranken, den er eben besuchen wollte, auf dem von ihm sonst eingenommenen Kirchenstuhle. Bei'm Eintritt in das Kran-

*) Blätter aus Prevorst, vierte Sammlung, S. 120.

benzimmer redet der Patient den Geistlichen mit den Worten an: Nicht wahr, Herr Pastor, wir haben vor einer Weile uns irgendwo schon gesehen?

10.

Ein Gutsbesitzer, welcher ein sehr leidenschaftlicher Pferdeliebhaber war, ließ einstmals seine Kutsche anspannen, um bei dem Pfarrer des benachbarten Dorfes das Abendmahl zu nehmen. Da er bei demselben den Tag zuzubringen beschloß, schickte er Wagen und Pferde wieder nach Hause. Als der Kutscher die Rosse in den Stall führte, erblickte er ganz deutlich seinen Herrn in Schlafrock und Pantoffeln, mit einer weißen Mütze bedeckt (des Mannes Morgenanzug) langsam im Stall auf und abgehen, das Gesicht nach dem Vieh hingerichtet. Erschrocken, weil er glaubte, daß diese Erscheinung den nahen Tod seines Herrn verkündige, theilte er Abends demselben die gehabte Vision mit, um ihn an sein mögliches Ende denken zu lassen. Mehr noch war der Gutsbesitzer durch diese Nachricht von der Nähe seines Todes beunruhigt; er läßt daher am nächsten Morgen wieder anspannen, um dem Pfarrer seine Besorgniß mitzutheilen. Dieser fragte den Kutscher, um welche Stunde er die Vision gehabt habe. Diese war genau dieselbe, in welcher der Geistliche seinem Communicanten das Abendmahl gereicht hatte. Er fragte daher jetzt auch den Gutsbesitzer, woran er in jenem Moment gedacht habe? er möchte ihm es nicht verhehlen, was es auch sey. Der Gefragte versetzte kurz: „An mein Stallvieh, wenn ich die Wahrheit frei bekennen soll.“ — „Nun, da haben Sie den Grund der Erscheinung“! sagte der Geistliche*).

*) Kieser, aus dessen Archiv f. Magnet. VIII, 3 S. 121 diese Geschichte entlehnt ist, erklärte sie für Fernwirkung

11.

Der Landrichter F. in Fr. schickte seinen Schreiber in einen benachbarten Ort. Bald aber kehrte dieser in das Zimmer seines Herrn zurück und griff nach einem Buche. Der Herr fuhr ihn an: was er schon wieder hier thue? da verschwand die Gestalt, und das Buch fiel, wie es aufgeschlagen war, auf den Boden. Abends ergab sich, daß der Schreiber unterwegs mit einem Bekannten einen Streit über eine Waldpflanze gehabt und sehnlich gewünscht habe, wenn er nur seinen Linné da hätte, um seinen Gegner zu überzeugen. Es fand sich, daß das Buch wirklich Linné, und die aufgeschlagene Seite diejenige war, auf welcher die Beschreibung der fraglichen Pflanze stand *).

12.

Einen Mann, Namens Meinike, sah ich einmal im Jahre 1810, als er eben an einer heftigen Diarrhöe litt und der Oberbürgermeister zu ihm kam. Bei heftigem Stuhlandrange erlaubte es indeß die Sitte nicht, sich zu entfernen, so lange der Oberbürgermeister zugegen war, und stets waren seine Gedanken nach dem Appartement gerichtet. Endlich entfernt sich der Gast, und Meinike vermag jetzt dem dringenden Bedürfnisse zu genügen. Er geht hinaus, öffnet die Thüre des Appartements,

---

eines durch die religiöse Handlung aufgeregten Gefühlslebens auf den mit ihm in Rapport stehenden und für diese Fernwirkung empfänglichen und sie im Phantasiebilde darstellenden Menschen.

*) Bl. aus Prev. 4. Samml. S. 122.

und — sieht sich selbst schon sitzen. Ein Schreckensruf des Schauenden und die Gestalt ist verschwunden.

Derselbe war mit einer einspännigen Fuhre spät in der Nacht in die Altmark gereis't. Eines Abends zehn Uhr hatte die noch unverheirathete Tochter desselben alle Zimmerthüren, wodurch man in's Schlafgemach gelangen konnte, verschlossen und sich in ihr, neben dem der Mutter stehendes Bett gelegt. In diesem Augenblicke hört sie die Zimmerthüren aufgehen, und sieht ihren Vater in das Schlafgemach treten, das Gesicht voller Blut. Zugleich hört sie dessen Stimme: „Ach Gott, ich armer, verlassener Mann!“ worauf die Gestalt verschwindet und bei'm Nachsehen sich dennoch alle Thüren wohl verschlossen zeigen. Als nach drei Tagen der Vater nicht zurückkam, ward die Familie wegen der Erzählung der Tochter besorgt. Endlich gelangte nach 8 Tagen der Vater an; er läugnete zwar das gehabte Unglück und zürnte auf einen Freund, daß er seinen Unfall nach Hause berichtet habe. Da man aber den Empfang irgend einer brieflichen oder mündlichen Nachricht verneinte, so ward er auf die Erzählung von der Vision der Tochter aufmerksam und bekannte die Wahrheit der Sache. Er war in der Dunkelheit vom Elbwalle mit Pferd und Wagen in eine schlammige, ausgewaschene Grube gestürzt, wo ihn der auf ihn fallende Geldkasten am Kopfe beschädigt und einige Zeit der Besinnung beraubt hatte. Durch den Bruch der Scheere am Wagen war indeß das Pferd frei geworden und nach dem Wirthshause gelaufen, wo man Herrn Meinike zu suchen begann und endlich auch fand. Besinnungslos ward er noch in's Dorf getragen, von einem Wundarzte verbunden und zur Ader gelassen, worauf die Besinnung wiederkehrte und er mit dem Gedanken an seine Tochter die Worte ausrief: „Ich armer, verlassener Mann.“

Ein anderes Mal hatte er befohlen, daß aus einer großen Destillirblase in seiner Brennerei das Wasser nicht herausgenommen werde. Eines Abends hatte er nach vorgenommener Visitation der Brennerei sich zur Ruhe begeben und war mit dem Gedanken an sein Brenngeschäft eingeschlafen. Seine Tochter war damals 18 Jahre alt und wollte, da sie den Vater im Bette wußte, etwas warmes Wasser aus der Blase holen. Welcher Schreck aber ergriff sie, als sie und ihre Magd bei'm Eintreten ihren Vater in seiner Hauskleidung oben auf der Blase sitzen sahen. Am andern Morgen sagte dieser seiner Tochter, gestern habe sie warmes Wasser holen wollen, indem er so sehr lebhaft davon geträumt habe *).

13.

Gerichtshofdirector Pfizer in Ulm verbürgt folgende Thatsache: Ein würtembergischer Oberamtmann hatte einen Sohn in Göttingen, der dort eine Dissertation schreiben wollte. Dieser wendete sich brieflich an den Vater um eine gewisse juristische Monographie, die der Vater besaß. Letzterer suchte in seiner Bibliothek und fand sie nicht, was er dem Sohne mittheilte. Einige Zeit nachher arbeitete der Vater in seiner Bibliothek und erhob sich, ein Buch aus dem Repositorium zu holen. Im Umwenden sah er zu seinem Erstaunen den Sohn an einem andern Fache, im Begriffe, ein in beträchtlicher Höhe befindliches Buch herabzulangen. „Woher mein Sohn?“ rief der überraschte Vater! Aber in demselben Augenblicke verschwand die Gestalt. Sofort griff der Vater nach dem Buche, das der Sohn hatte erfassen

*) Bl. aus Prev. 8. Samml. S. 116.

wollen, und siehe, es war das längst vergebens gesuchte. Sogleich sandte er es seinem Sohne, und im Wechsel mit dieser Sendung erhielt er ein Schreiben von ihm, worin die Stelle bezeichnet war, wo das Buch stehen müsse. Es war dieselbe *).

14.

Görbing Frank, ein aus Thüringen gebürtiger Schauspieler erzählte: er habe einst auf der Reise zu den Seinigen es bedauert, das Kirchweihfest nicht mit ihnen halten zu können, indem er erst nach demselben bei ihnen habe ankommen können. Der Gedanke an die größten Freuden seiner Kindheit riß ihn so mächtig hin, daß er sich ganz denselben überließ, wie ein Träumender des Weges daher schlenderte und mit voller Seele bei den Seinigen war. Als er nun einige Tage nachher wirklich bei ihnen ankam, erfuhr er, daß sie alle sein, gerade zur Zeit jener so lebhaften Sehnsucht über den Hof daher schreitendes Bild für das wirkliche gehalten, welches sie dennoch gleich darauf überall vergebens gesucht hätten **).

15.

Eine Madame H. in Potsdam lag einst Morgens noch zu Bette, als ihre verschollen geglaubte leichtsinnige Schwester mit einem siebenjährigen Kinde in's Zimmer trat und sich ihr bittend näherte. Diese halb im Traume ihr vorgespiegelte Vision erfüllte sich bald darauf, indem an einem der nächsten

---

*) Bl. aus Prevorst 9. Samml. S. 176.
**) Kiesers Arch. VIII. 3. S. 122.

Tage Mittags die Schwester wirklich mit einem sie-benjährigen Kinde gerade so eintrat, wie sie gese-hen hatte*).

16.

Dr. Meier erzählt in Kieser's Archiv f. Magn. (VI., 1. S. 85): Ein sehr würdiger aufgeklärter Geistlicher, der längst verstorbene Kirchenrath .... in ..... hatte eine Schwester in einem fernen Lande, seit zehn Jahren aber von ihr keine Nachricht. Einst als er des Morgens wachend im Bette lag, öffnen sich die Bettvorhänge, und vor ihm steht die Schwester, die Arme nach ihm ausbreitend, mit den Worten: „Gott grüße Dich, lieber Bruder!" und verschwindet. — Er erzählt sogleich das Ereigniß seiner Frau und beschreibt die Erscheinung genau bis auf die Kleidung. Sie bleibt der Gegenstand des Gespräches bei'm Frühstücke. Da hört man Pferde auf dem Hofe, die Thüre geht auf, und mit den Worten: „Gott grüße Dich, lieber Bruder!" fliegt die Schwester ihm in die Arme; genau in derselben Kleidung, wie er sie vor wenigen Stunden als Erscheinung sah. — Es ergab sich nun, daß die Schwester gänzlich unbewußt, auf der Reise zu ihm begriffen, eine halbe Meile nur noch von ihm entfernt, von einem heftigen Gewitter überfallen, gerade in der Stunde der erwähnten Erscheinung, getrieben von der heißesten Sehnsucht nach dem geliebten Bruder, in einem Dorfe aufgehalten wurde.

Bei dieser Gelegenheit ergeht sich der Verfasser in folgenden Betrachtungen: Wollte man, um diese

---

*) Bl. aus der Prev. 8. Samml. S. 90.

Erscheinungen begreiflich zu machen, auf einen Blick in den Spiegel verweisen, und das getreue Bild, das unser körperliches Auge von nahen und fernen materiellen Dingen erhält, ohne sie selbst zu sehen; auf das stattfindende Auseinander von dem wirklichen Gegenstande und dem Bilde desselben, welches, wie der Blick des im Spiegel abgebildeten Auges zeigt, dieselbe treffende, durchdringende, erschütternde Wirkung äußert, wie der Blick des wirklichen Auges, so würde zwar gezeigt, daß es in der Sinnenwelt für unser leibliches Auge Wirkliches, Sichtbares und doch nicht Materielles giebt; das Begründende dieser Erscheinung aber und die Art, wie sie zu Stande kömmt, wird immerdar in höhern, als den Gesetzen der gewöhnlichen Physik zu suchen seyn.

In dem letzten Falle war es heiße Sehnsucht, auf's Höchste gestiegen durch das unerwartete Hinderniß so nah' am erwünschten Ziele, was dem Geiste die Schranken des Körpers öffnete und ihn fortriß, dem Körper voraneilend, an das Ziel seiner Wünsche.

17—19.

Diese Kraft der Seele, auch bei wachendem Leibe von ihren physischen Banden sich frei zu machen, entfernten Personen sichtbar zu werden, wie schon in den vorher angeführten Fällen*) gezeigt worden, bestätigen auch folgende Thatsachen, welche Stahmann (Ahnungen, 1. Heft S. 88 und 4. Hft. S. 40) verbürgt.

Der Kaufmann H. zu N. stand in Geschäftsverbindung mit einem Handelsfreunde zu C. und hatte mit Letzterem verabredet, daß derselbe an einem

*) Vergl. 12—14.

bestimmten Tage bis Mittags bei ihm einfinden solle. H. stand am Fenster, den Freund sehnlich erwartend; aber vergeblich sieht er seiner Ankunft entgegen. „Endlich", ruft er seiner Frau zu, „läßt er sich sehen." Und wirklich erblickt ihn H. die Straße heraufkommen in seiner gewöhnlichen Reisekleidung. Der Gast kommt auf H's Wohnung zu. Doch kaum hat Letzterer wo anders hingesehen, so ist der Freund verschwunden. H. hat noch keinen Zweifel, daß er richtig sah, und denkt, er ist etwa irgendwo hingegangen, obwohl er aus dem Fenster jedes Haus beobachten kann. So vergehen Stunden, und der Erwartete läßt sich nicht sehen. Endlich Nachmittags langt der Ersehnte an, und versichert, er habe wegen Unpäßlichkeit erst einige Stunden später von C. weggehen können; aber seine Seele sey von dem Gedanken unaufhörlich gequält worden, daß er nun zur bestimmten Zeit nicht mehr ankommen könne.

H's Tante wollte verreisen, und mit ihr eine nahe Verwandte aus einem benachbarten Dörfchen. Die Anverwandte hatte versprochen, den Wagen und Pferde zu der beabsichtigten Reise mitzubringen. Vor Tagesanbruch sollte die Reise vor sich gehen, um baldigst an dem Orte der Bestimmung anzulangen. Eben ist es Morgens um 4 Uhr, wo die Verwandte ankommen wollte. Die Tante schlief oben im zweiten Stocke, war aber noch nicht angekleidet, wenn auch im völligen wachen Zustande die Cousine erwartend. Da erhebt sich draußen Pferdegetrappel und Wagenrollen; es kommt immer näher und hält endlich vor dem Hause still. Sie hört die Thüren aufgehen, hört deutlich die Fußtritte der Cousine die Treppe heraufkommen, über den Saal rauschen, das Zimmer öffnen und eintreten; vernimmt das Geräusch der Taftsaloppe (nach damaliger Mode), und sieht die Erwartete in's Gemach treten in völliger Reise-

Kleidung. Doch die Gestalt ist stumm, sie grüßt nicht. Die Tante redet sie an, es erfolgt keine Antwort. Sie erlaubt sich endlich einige Scherze darüber, daß die Angekommene nicht spricht; aber es erfolgt keine Antwort und ehe sie sich's versieht, ist die Figur verschwunden. Vom Wagen ist indeß keine Spur vor dem Hause, und als es Tag geworden, erhält die Tante Nachricht, daß die Cousine durch Abhaltungen an der Reise verhindert worden sey. — Muthmaaßlich hatte diese lebhaft an die Tante gedacht und gewünscht, daß sie ihr die Ursache des Nichtworthaltens mittheilen könnte. Ihre Gedanken waren unablässig mit der entfernten Tante beschäftigt, und so ließe sich jenes Phänomen, wie so viele andere, aus ähnlicher Ursache erfolgte, erklären.

Der Wagner K. zu N. machte einst eine Reise über die Elbe, um Nutzholz für seine Werkstätte einzukaufen und herüber zu schaffen. Nach seiner Bestimmung konnte er erst am dritten Tage nach seiner Abreise wieder zurückkehren. Am andern Tage gegen Mittag saß die Hausfrau nebst den Kindern und der Magd am Tische und verzehrten ihr Mittagsbrod. Plötzlich geht K. unter dem Fenster durch in seinem Reiseanzuge nach der Hausthüre zu. Die Magd rief: „Da kommt der Meister!" die Kinder: „der Vater, der Vater!" Auch die Frau sieht ihn vorbeigehen. Man eilt hinaus, ihm entgegen, aber es ist — Niemand da. Jetzt erhoben Frau und Kinder ein Wehklagen: „Er ist verunglückt, ihm ist etwas Böses zugestoßen." Man lief zum Nachbar und erzählte das Vorgefallene. Der tröstet, obgleich er auch von dem Glauben ergriffen ist, daß, wenn Jemand's zweite Gestalt sich zeigt, ihm etwas Uebeles widerfahren sey. Indeß kam am dritten Tage zur bestimmten Zeit der sehnlich Erwartete nach

Hause, und als man ihm den Spuk berichtete, sagte er, daß er sehr stark nach Hause gedacht und dann in einen festen Schlaf gefallen sey.

Die häufigsten Phänomene dieser Art bietet der Somnambulismus. Die bekannte Hellseherin Auguste Müller in Carlsruhe behauptet öfter, außer ihrem Leibe persönlich an einem andern Orte gewesen zu seyn, z. B. in dem 15 Meilen von ihrem Wohnorte entfernten Freiburg, bei dem Tode eines Verwandten von einem mit ihr in Rapport gesetzten Fremden; bei ihrem Bruder in Wien, dem sie, wie sie sagte, sich bemerklich machen könne, ohne daß er sie durch die äußern Sinne gewahr werde, dem es, wollte sie ihn bei'm Namen rufen, dünken würde, er höre eine Stimme im Innern seiner Ohren. Die Seherin Therese von B—y zu Vesárhely in Ungarn versicherte, daß, wenn sie an andere Personen denke, diese dann im Schlafe aufwachen und an sie denken müssen. Diese Kraft bewies sie an einem Herrn, der einige Meilen von ihr auf einem Balle war, ferner an einem mehr als 30 Meilen entfernt lebenden Major. Nach Aussage dieser Männer empfanden sie dabei eine dem Alpdrücken ähnliche Beklemmung (Graf Szapary: „Ein Wort über Magn.", Leipzig 1840 S. 163). Bekannt ist ferner, daß der Magnetiseur durch den bloßen Willen der mit ihm im magnetischen Rapport stehenden Person auf meilenweite Entfernungen in dem Augenblicke, wo er an sie denkt, seine Gedanken mittheilen kann. In Kluge's „Versuch über den animal. Magn." S. 238 ff., lies't man mehrere Beispiele von Einwirkungen

auf mehrere Meilen durch bloße Fixirung des Willens. Die Aehnlichkeit solcher Erscheinungen im Bereiche des animalischen Magnetismus mit den vorher angeführten Fällen fordert von selbst zu Vergleichungen auf, deren Resultat nur dieses seyn kann, daß das Fernwirken einer Seele auf die andere, auch bei normal gesundem Zustande des Leibes, ein magnetisches Verhältniß zwischen den befreundeten Personen voraussetzen lasse, welches man mit dem oft gebrauchten Ausdruck:

Sympathie der Seelen

zu benennen pflegt. Die Betrachtung des magnetischen Helllebens, als Zwischenzustand eigenthümlicher Art der diesseitigen Lebenssphäre angehörig, jedoch dem Jenseits näher gerückt, leitet auf die Frage: Ob nicht der Uebergang, die Brücke aus diesem Leben in das Jenseits gleichfalls durch eine Art von magnetischem Zustande gebildet werde? ob nicht in bestimmten Fällen der Zustand des Menschen vor dem Tode und im Sterben ein dem magnetisch-schlafwachenden ähnlicher sey? Daraus erklärt sich auch die den Somnambulen gleiche Fähigkeit der Sterbenden, die Schranken des Raumes und der Zeit zu überspringen. Begreiflich ist also auch, wie den Moment ergreifend, wo das Geistige die irdische Hülle durchbricht und frei wird,

Sterbende, von Sehnsucht nach abwesenden theuern Personen erfüllt, denselben sichtlich oder rein psychisch durch erweckte Ahnung bemerkbar werden.

Die Fähigkeit der Magnetischen auch Entfernten ihre Gedanken mitzutheilen, bestätigt die von Wend-

sen behandelte Somnambule Hanna Christiansen *). Diese Mittheilung wird aber nicht durch den bloßen Willen allein möglich, sondern vermittelst des freiwerdenden Nervengeistes. Beim Fernwirken ist er loser vom Leibe, als in niederen Graden des Magnetismus. Sie ist, wie bei'm Anfange des Sterbens, sagt Werner's Hellseherin, aus dem Leibe herausgetreten, und es ist nun dem Nervengeiste, der dem Willen gehorcht und überall hin sich bewegt, wohin dieser will, allerdings möglich, auf einen fernen Nervengeist einzuwirken, sich mit ihm gleichsam zu verschmelzen, und somit zwei Seelen in einen magnetischen Kreis oder den engsten Seelen-Rapport zu setzen, wodurch die einwirkende Seele fähig wird, auf ihre Weise, d. h. in der Seelensprache, der in dem fremden Leibe wohnenden Seele, in den sie eingedrungen ist, sich mitzutheilen. Eine solche Communication ist ein wirkliches Eindringen einer Seele mit ihrem Nervengeiste in die Behausung einer andern, ist nicht dem gewöhnlichen Menschen, sondern nur dem hochgesteigerten magnetischen möglich, und spricht sich in der Seele dessen, auf welchen diese magnetische Einwirkung geschieht, etwa so aus, wie es der Fall ist, wenn eine Ahnung, welche von einem höhern Wesen herrührt, uns mit einem Gedanken erfüllt, von dem wir bei'm besten Willen uns nicht loszumachen vermögen, oder wie bei der Stimme des Gewissens. Dieses Fernwirken einer Seele auf die andere äußert sich jedoch häufiger, wenn die Letztere durch den Schlaf des von ihr bewohnten Leibes sich freier zu bewegen vermag, folglich für geisterhafte Einwirkung

*) Kieser's Archiv XII., 2. S. 19.

empfänglicher ist, als im Wachzustande des Körpers, welche viel seltenere Fähigkeit man das zweite Gesicht zu nennen pflegt, obgleich Ahnungen, die man Visionen ohne Bild nennen möchte, nichts Seltenes sind. Jener Rapport der Seelen wird darum regelmäßig bei Liebenden, Verwandten und Freunden (nur ausnahmsweise bei sich gegenseitig fremden Personen, bei welchen Letztern bereits eine gewisse Disposition für geisterhafte Einwirkung vorhanden seyn muß) Phänomene folgender Art zu erzeugen vermögen.

1.

Im Jahre 1817 — erzählt Kieser in seinem „Archiv f. Magn. VII., 2., S. 163 — ereignete sich in meiner Nachbarschaft ein Fall, welcher verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Ein Tischlergesell in W. hatte sich mit einem Mädchen versprochen. Die Eltern des erstern aber waren mit der Wahl ihres Sohnes nicht zufrieden, sondern machten ihm zur Verheirathung Vorschläge anderer Art. In einem Briefe hielten sie ihm seine Unbesonnenheit, mit einem armen Mädchen sich zu versprechen, in sehr harten Ausdrücken vor und befahlen ihm, sofort die Stadt zu verlassen und zu ihnen zu kommen. Der junge Mensch beklagte sich bei seinem Mädchen über diese Härte seiner Eltern; versicherte aber zum Schlusse, daß er eher sterben, als sie verlassen würde. Noch hoffte er, daß die Eltern andern Sinnes werden dürften. Ein zweiter Brief benahm ihm aber so ganz alle Hoffnung, daß er sich fast der Verzweifelung hingab.

Um diese Zeit erwachte einmal das Mädchen, mitten in der Nacht, aus einem ängstlichen Traume.

Sie sah nämlich ihren Geliebten, wie er schwankend sich dem Abhange eines vor der Stadt gelegenen Hügels näherte, und wie er endlich sich hinabstürzte in einen tiefen Sumpf, der sich an dem Fuße dieses Hügels ausbreitete. Da sprang voll Angst das arme Mädchen aus ihrem Bette, ging zu ihrer Herrschaft, einer Wittwe und erzählte ihr den gehabten Traum. Allein so viele Mühe die gute Frau sich gab, dem Mädchen den gehabten Traum auszureden, war doch Alles umsonst. „So gehe hin nach des Tischlers Hause,“ sagte sie endlich verdrüßlich, „und frage nach, ob der Mensch da ist und Du wirst es dann wohl erfahren, daß Du eine Närrin bist, die durch leere Träume sich beunruhigen läßt.“ — Das Mädchen ging dahin — und der Geliebte war verschwunden. Jammernd rief sie nun aus: Ich weiß, wo er ist! Gebt mir doch eine Leuchte und kommt mit mir! Sie kamen an den Ort, den sie im Traume gesehen, und Alles bestätigte sich als wahr. — Der Kreisphysicus des Ortes, ein sehr geschickter Arzt, erzählte mir diese merkwürdige Geschichte.“

So weit Kieser, welcher dergleichen Erscheinungen keineswegs für Einwirkung des frei gewordenen Nervengeistes auf den andern, sondern lediglich für subjective Phantasiebilder hält, welche durch Einwirkung einer Person auf eine andere entfernte entstehen, welche Letztere gleichfalls als durch diese Einwirkung (des Willens) in einem dem Somnambulismus ähnlichen Zustande befindlich gedacht werden müsse. Denn weil bei Somnambulen alle Gefühle zu Phantasiebildern sich formen, so schaut die Person, welche die Erscheinung hat, diese als scheinbar wirkliche Gestalt anthropomorphisirt und als außer ihr befindliche Persönlichkeit an. Die Empfindung des kräftigen Willens wird auf diese Weise in der entfernten

[illegible] so lebendig, daß ihr die wirkliche Gestalt des-selben wie gegenwärtig erscheint, d. h. sich als Bild eines zur Phantasie gesteigerten Gefühles dargestellt hat.

2.

Eine Dame war mit einem Briefe in der Hand, den sie des Abends von ihrem entfernten Manne empfangen hatte, eingeschlafen. Dieser versicherte ihr in demselben, daß er sich vollkommen wohl befände. Plötzlich erwacht sie mit lautem Geschrei. Ihre Kammerfrauen finden sie in kaltem Schweiße und in einem Strome von Thränen. „Mein Mann ist dahin! ich habe ihn sterben sehen!" wehklagt sie, „er war an einer Quelle, um welche einige Bäume standen. Sein Gesicht war todtenbleich. Ein Officier in einem blauen Kleide bemühte sich das Blut zu stillen, das aus einer großen Wunde an seiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus seinem Hute zu trinken und schien von Schmerz durchdrungen, als er seine letzten Seufzer hörte." So erschrocken auch die Kammerfrauen über den Zustand ihrer Herrin waren, so bemühten sie sich doch, diesen Traum als eine Folge der Besorgniß um den entfernten Gemahl zu erklären. Ihre indeß auch aufgeweckte Mutter suchte sie mit dem freundlich lautenden Inhalt des erst vor wenig Stunden vom Gatten erhaltenen Briefes zu beruhigen. Allein alle Trostreden halfen nichts. Die Bekümmerte blieb dabei, daß ihr Gemahl nicht mehr am Leben sey. Ihre Mutter blieb am Bette sitzen und sah mit Vergnügen, daß ihre Tochter, durch einen Thränenstrom ermüdet, wieder einschlief; aber es dauerte nicht lange. Kaum hatte sie eine Viertel-

stunde geschlafen, als sie durch denselben Traum wieder erweckt ward. Ein heftiges Fieber mit Geistesverwirrung hatte dieser aufgeregte Zustand zur Folge. Nach 14 Tagen bekam man wirklich die Nachricht, daß ihr Gatte auf seiner Reise umgebracht worden sey.

Vier Monate lebte sie schon im Wittwenstande, als sie nahe bei ihrem Hause eine Messe hörte. Diese war fast vorüber, als ihre Augen auf einen Mann fielen, der neben ihr einen Stuhl nahm, worauf sie sogleich ein lautes Geschrei erhob und in Ohnmacht sank. Man kam ihr zu Hülfe. Als sie wieder die Augen öffnete, wünschte sie zuerst, daß man den Mann aufsuche, der die Ursache ihrer Ohnmacht gewesen und ihn zu beschwören, daß er zu ihr käme. Er war noch nicht aus der Kirche weg und da er hörte, daß diese Frau ihn zu sprechen verlange, folgte er ihr nach. „Ach, meine Mutter!" rief die Wittwe, als sie nach Hause kam, ich habe eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer meines armen Mannes gehört hat. Sogleich beschwor sie den Officier, ihr von den Umständen einer so traurigen Begebenheit Nachricht zu geben. Der Officier konnte nicht begreifen, wie eine Dame, die er nie gesehen, ihn kennen konnte. Er bat sie um ihren Namen und stutzte, als er ihn gehört hatte. Indeß erzählte er ihr, wie ihn ein Zufall an den Ort geführt, wo ihr Gatte verwundet worden, und er ihm Hülfe zu leisten gesucht hatte. „Ich sah ihn sterben", setzte der Fremde hinzu, „und obschon er mir unbekannt war, so konnte ich mich doch nicht enthalten, gerührt zu werden, da ich sah, daß seine Rettung nicht mehr zu hoffen sey. Ich verließ ihn, sobald er gestorben war, ohne zu wissen, wer er seyn mochte. Aber Ihr Name, den er bis auf den letzten Seuf-

ger aussprach, prägte sich in mein Gedächtniß, und ich erinnerte mich dessen, sobald Sie mir ihn sagten." Der Fremde gerieth in's größte Erstaunen, als ihm die Wittwe nun die geträumten Umstände von dem Tode ihres Mannes mit vollkommener Deutlichkeit beschrieb. Er erkannte den Bach, die Bäume, seine Stellung und die Lage des Sterbenden, sogar seine Züge waren so ähnlich, daß er sie nicht verkennen konnte *)

3.

Auf ihren weitläufigen Besitzungen im Gömörer Comitat in Ungarn sich aufhaltend, war die edle Frau von M . . . . jeden Augenblick der Ankunft ihres einzigen Sohnes gewärtig, welcher aus Liebe zur Malerkunst seit einiger Zeit in Rom gelebt, nun aber von dort seinen nahen Besuch gemeldet hatte, und von der Mutter, wie schon der Umstand voraussetzen läßt, daß sie ungetheilt war, mit außerordentlicher Zärtlichkeit geliebt wurde. In solcher Erwartung, und um dem Ungestüme derselben in der freien Luft einigen Raum zu verschaffen, ging Frau von M . . . . gegen das Ende des bestimmten Tages in den Schloßgarten hinab, woselbst sie, in Gedanken vertieft umherwandelnd, plötzlich zwischen

---

*) Passavant, der in s. Unters. über den Lebensmagnetismus S. 212 diese Thatsache aus dem Magaz. für Natur und Kunst VIII. S. 106 entlehnt, definirt das Hellsehen jener Frau durch den Rapport ihrer Seele mit der des von ihr geliebten Mannes. Die Lesung des Briefes hatte ihre Gedanken noch mehr auf ihn gerichtet, und dieser dachte sterbend an die Entfernte. Es war durch gegenseitige Wirkung das innigste magische Band geknüpft.

zwei Bäumen wie einen Vorhang ausgespannt sieht, aus dessen Falten ihr Sohn, auf einem Ruhebette liegend, bleich und entstellt, wie ein Sterbender hervorschaut. Von Entsetzen erfaßt, weicht sie zurück und hört im Umwenden von der bekannten, wie im Todeskampfe zitternden, schon halb gebrochenen Stimme des Sohnes die Worte: „Gott, meine Mutter, sie flieht vor mir!"

Auf's Tiefste erschüttert, kehrt Frau von M... in's Schloß zurück und harrt in fieberhafter Bewegung, schlaflos und von Angst gequält, bis zum Morgen, wo die Angst, als der Sohn immer noch nicht erscheint, sich zur Verzweifelung steigert, in welcher die Gewißheit eines widerfahrenen Unglückes auf herzzerreißende Weise sich ausspricht. So aber bringt die beklagenswerthe Mutter, fast dem Wahnsinne nahe, sieben Tage und sieben Nächte zu, bis endlich am achten ein genauer Freund des Sohnes aus Rom mit der Nachricht vom Tode des Letztern im Schlosse eintrifft, die er der armen, trostbedürftigen Mutter persönlich zu überbringen sich für verpflichtet gehalten. Als nun nach den nähern Umständen jenes traurigen Ereignisses geforscht wird, erzählt der Ankömmling als Zeuge desselben, daß der Verewigte, der während seines kurzen Krankenlagers ein unausgesetztes Verlangen nach seiner Mutter geäußert, plötzlich im letzten Augenblicke dieselbe vor sich zu sehen vermeint, wie sie voll Entsetzen von ihm sich abgewandt habe, und daher mit dem Rufe: „Gott, meine Mutter, sie flieht vor mir!" gestorben sey. Und so vernahm man nun auch, wie in derselben Secunde über hundert Meilen entfernt die hoffnungsvolle, von aller Besorgniß entfernte Mutter das Antlitz ihres sterbenden Sohnes gesehen, und dessen röchelnde Stimme dieselben Worte stammeln

gehört, womit jener auf seinem Sterbelager zu [illegible] verschieden war *).

So wunderbar sind aber dergleichen Phänomene nicht, als es auf den ersten Anblick uns vorkömmt, wenn man weiß, daß es die plastische Kraft des Nervengeistes ist, welche im Körper Bewegung und Empfindung hervorbringt. Nimmt man die Möglichkeit der Expansion der psychisch-somatischen Atmosphäre des Menschen im magnetischen Zustande oder dem der nahen Auflösung des Körpers an, und damit eine Befreiung des Nervengeistes, was ist es dann noch Wunderbares, wenn man von Magnetischen behaupten hört, daß dieselbe plastische Kraft auch in minder beengten Kreisen sich ihrer Natur gemäß äußere?

4.

In seinem zwei und zwanzigsten Jahre hatte Freiherr Emil von Oefele die Universitätsstudien beendigt, und begab sich nun nach Paris, welches das Ziel seiner Wünsche war. Sein Vater hatte nur ungern die Erlaubniß zu dieser Reise ertheilt, weil ihm nicht verborgen geblieben, daß sein Sohn bei einem zwar guten Herzen, sich doch sehr zum Leichtsinne hinneige. Er hatte gehofft, der Sohn werde nach vollendeten Studien ihm in Verwaltung seines sehr ansehnlichen Gutes beistehen und den Aufenthalt in seinem Schlosse erheitern; denn er fühlte sich als ein Wittwer, und Emil sein einziges Kind nennend, oft recht einsam in dem weitläufigen Gebäude. Eine edle Selbsttäuschung erlaubte ihm

---

*) Aschersleber Wochenblatt 1835 Nr. 9.

jedoch nicht, diesen Wunsch kräftig auszusprechen; denn er wollte nicht, daß Emil seinetwegen einer so viele Annehmlichkeiten versprechenden Reise entsagen solle. So gab der zärtliche Vater, nicht ohne die eindringendsten Ermahnungen, seine Einwilligung und Emil reis'te mit den besten Vorsätzen ab.

In der ersten Zeit lebte er auch jener Ermahnungen eingedenk; nach und nach aber verwischte der Eindruck sich immer mehr, den die Warnungsreden seines Vaters auf ihn gemacht hatten; er wurde bekannter mit jungen Leuten, die ein ungezügeltes Leben führten, er konnte den Lockungen aller Art nicht widerstehen, und die schmale Grenze war bald überschritten, die den Leichtsinnigen vom Lüderlichen unterscheidet.

Die Ermahnungen seines Vaters, dem einige dieser Ausschweifungen nicht verborgen blieben, wurden dringender; aber sie machten nicht mehr den frühern Eindruck, und wenn er auch bessere Vorsätze faßte, so rissen ihn seine Genossen bald wieder mit sich fort; in erneuter Lust und im Taumel des Vergnügens waren diese Vorsätze schnell vergessen.

Als aber ein immer tieferer Kummer, eine immer stärker werdende Sehnsucht in den Briefen seines Vaters sich aussprach; und dieser mit den rührendsten Bitten ihn zur Rückkehr aufforderte, da faßte endlich Emil den Entschluß zur Heimkehr in's Vaterhaus. Jedoch zögerte er lange mit der Ausführung seines guten Vorsatzes, denn er hatte die Kraft nicht, die süßen Bande plötzlich zu zerreißen, die ihn an Paris fesselten, und selbst als er von dem Pfarrer des Gutes die Nachricht erhielt, daß sein Vater krank darnieder liege und ihn bitten lasse, in seine Arme zurückzukehren, verschob er noch die Abreise, die so unendlich schwer ihm fiel, von einem Tage zum andern.

Emil konnte jedoch die Vergnügungen der Hauptstadt Frankreich's nicht mehr mit frohem Herzen genießen; der Gedanke an seinen alten, tief bekümmerten Vater störte seine Freuden, und jeder Augenblick, in dem er zu sich selbst kam, erinnerte ihn an seine Pflicht.

So saß er einst auf einer Bank in dem Gehölze von Boulogne; es war ein schöner Herbstabend, aber die Bäume verloren schon ihre Blätter, und die ganze Natur mahnte an die Vergänglichkeit des Lebens und an ein Absterben alles Lebendigen. Alle süßen Erinnerungen der Kindheit wachten in ihm auf; die unermüdliche Zärtlichkeit seines Vaters, die Sehnsucht desselben, den theuren Sohn wiederzusehen, alles dies trat vor Emil's Seele, der in tiefen Gedanken, den Blick auf den Boden geheftet, dasaß und unbewußt mit seiner Reitgerte spielte.

Als er jetzt unwillkürlich die Augen öffnete, sah er die Gestalt seines Vaters gerade vor sich; näher und näher schwebte sie auf ihn zu. Emil erschrak heftig und — indem er schnell mit der Reitgerte gegen die Gestalt fuhr, um sie von sich abzuhalten, war sie verschwunden Nachdem sich Emil von seinem Schrecken erholt hatte, fand er es ganz begreiflich, daß die Phantasie ihm ein Bild vorgemalt habe, mit welchem sich seine Gedanken ausschließlich und ernstlich beschäftigt hatten; doch konnte er ein Gefühl von Beklemmung, das ihn bis in seine Wohnung begleitete, nicht so leicht los werden.

Hier fand er einen Brief vor, der ihn zur schleunigen Abreise abforderte, wenn er seinen Vater noch lebend treffen wolle. Mit der ängstlichsten Eile betrieb er nun seine Abreise und fuhr Tag und Nacht mit Extrapost. Er gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, und wie schnell auch die Postillone fuhren, es schien ihm viel zu langsam zu gehen; die

Angst seines Herzens vermehrte sich wie die Qual seiner Selbstvorwürfe, und so kam er endlich erschöpft in dem Schlosse seines Vaters an, der — bereits in der Gruft lag.

Der Jammer Emil's und sein nagender Kummer schienen nun ihren Höhepunct erreicht zu haben; die Rinde seines Herzens hatte sich gelös't, aber zu groß war sein Schmerz, um die zu späte Reue durch Thränen wegschwemmen zu können.

Stumm und in sich gekehrt saß er an dem Sterbebette seines Vaters, dessen letzten Seufzer er nicht gehört, dessen letzten Händedruck er nicht erhalten, dem er nicht die Augen zugedrückt hatte. Und am meisten quälte ihn der Zweifel, ob ihm sein Vater noch verziehen habe. Er bat den Pfarrer und die Dienerschaft, die Zeugen waren von den letzten Stunden seines Vaters, ihm jedes Wort zu erzählen, das der Verstorbene noch gesprochen, und so erfuhr er, daß sein Vater im letzten Augenblicke nicht mehr bei sich gewesen, denn er habe, nachdem er noch tiefgerührt und mit unendlicher Sehnsucht von seinem Sohne in vollem Bewußtseyn gesprochen und den glühenden Wunsch, ihn nur noch einmal vor seinem Ende zu sehen, ausgedrückt habe, plötzlich gerufen: „Mein Gott! jetzt schlägt er mit der Reitgerte nach mir!" und mit diesen Worten sey er verschieden.

Die Erscheinung, welche Emil im Boulogner Wäldchen gehabt, fiel in die Sterbestunde seines Vaters. „Ich habe ihn getödtet", schrie Emil gräßlich auf und fiel ohnmächtig nieder. Als er wieder in's Leben erwachte — war er wahnsinnig und blieb es bis zu seinem früh erfolgten Tode.

Diese Begebenheit, welche Prof. Stilling in seinem „geheimnißvollen Jenseits" erzählt, und welche um so merkwürdiger, weil die Erscheinung noch

vor dem Tode des Vaters stattfand, erklärt der Erzähler aus dem psychologischen Standpuncte damit, daß die Bande welche die Seele an den Körper fesseln, theilweise schon gelös't, die Sehnsucht den Sohn noch einmal zu sehen auf das Höchste gestiegen war, und so wäre das erhöhte Vermögen der Seele denkbar, auf eine andere Seele auch in der Entfernung zu wirken.

5.

A. Barter*) theilt in seinen „Geschichten aus der Geisterwelt" einen an ihn gerichteten v. 6. Juli 1691 datirten Brief des Pfarres Thomas Tilson zu Aglesworth in Kent folgenden Inhaltes mit:

Mary, das Weib des John Goffe von Rochester, welche mit einer langwierigen Krankheit behaftet war, zog von da weg nach West Mulling in das Haus ihres Vaters, das ungefähr 9 Meilen von dem ihrigen entfernt ist. Hier starb sie am 24. Juni laufenden Jahres. Den Tag vor ihrem Tode wandelte sie eine heftige Sehnsucht nach ihren zwei Kindern an, welche sie unter der Obhut einer Wärterin in ihrer eigenen Wohnung zurückgelassen hatte. Sie bat ihren Mann, ein Pferd zu miethen; denn sie müßte nach Hause, um bei ihren Kindern zu sterben. Der Mann suchte ihr diesen Gedanken auszureden, da sie doch unfähig sey, zu Pferde zu sitzen; sie fuhr jedoch fort in ihn zu dringen und sagte: „Wenn ich nicht sitzen kann, so will ich mich der Länge nach auf's Pferd legen; denn ich muß meine Kinder sehen." Einem Geistlichen, der sie besuchte, und noch um 10 Uhr Abends bei ihr war, sagte sie, daß sie auf die Gnade Gottes vertraue und gern sterbe, „nur", fügte sie hinzu, „quält es mich, daß ich meine Kinder nicht sehen soll."

---

*) Ein presbyterianischer Geistlicher, der im J. 1691 starb.

Zwischen ein und zwei Uhr Morgens fiel sie in eine Verzückung. Eine Wittwe Turner, welche jene Nacht bei ihr wachte, sagt, ihre Augen seyen dabei offen und starr und die Kinnlade herabhängend gewesen, und als sie die Hand an Mund und Nase gebracht, habe sie keinen Athem verspüren können; sie habe es für einen Anfall gehalten und nicht gewußt, ob sie lebte oder todt sey. Am folgenden Morgen erzählte die sterbende Frau ihrer Mutter, daß sie zu Hause bei ihren Kindern gewesen sey. „Das ist unmöglich," sagte die Mutter, „Du warst ja die ganze Zeit über in Deinem Bette." „Ja," versetzte die Tochter, „aber dennoch war ich diese Nacht bei ihnen, während ich schlief."

Die Wärterin zu Rochester erbietet sich, vor der Obrigkeit einen Eid abzulegen und das Sacrament darauf zu nehmen, daß sie an jenem Morgen, etwas vor zwei Uhr, die Gestalt der Mary Goffe aus der Nebenkammer (wo das ältere Kind allein schlief, während die Thüre offen stand) habe kommen und ungefähr eine Viertelstunde lang an ihrem Bette stehen sehen, wo das jüngere Kind bei ihr schlief. Ihre Augen und ihr Mund bewegten sich, aber sie sagte nichts. Die Wärterin setzte hinzu, daß sie völlig wach war, denn da es um die Zeit des längsten Tages war, so war es um diese Stunde schon hell. Sie habe sich in ihrem Bette aufgerichtet und die Erscheinung fest angeblickt. Unterdeß hörte sie die Brückenuhr zwei schlagen und sagte eine Weile darauf: „Im Namen Gottes, wer bist Du?" Hierauf wandte sich die Erscheinung weg und ging fort; sie aber schlüpfte in ihre Kleider und folgte ihr, konnte aber nicht sagen, was aus ihr geworden. Jetzt erst wandelte sie eine heftige Furcht an, und sie verließ das Haus und spazierte am Ufer des Flusses vor den Häusern auf und ab, indem sie nur von

Zeit zu Zeit hinauf ging, um nach den Kindern zu sehen. Um 5 Uhr klopfte sie an das Haus eines Nachbars; sie wurde aber erst um 6 Uhr eingelassen und erzählte nun den ganzen Vorfall. Die Leute wollten sie zwar überreden, daß sie sich getäuscht und nur geträumt habe; sie behauptete aber fest: „Wenn ich sie je in meinem Leben sah, so sah ich sie heute Nacht.“

Eine der Personen, welcher sie den Vorfall erzählte (Mary, das Weib des John Sweet) bekam an diesem Vormittag einen Boten von Mulling, der ihr die Nachricht brachte, daß ihre Nachbarin Goffe am Sterben sey und sie noch zu sprechen wünsche. Sie ging noch an demselben Tage hinüber und traf sie gerade im Sterben. Die Mutter erzählte ihr nun, wie sehr ihre Tochter noch nach den Kindern verlangt und wie sie dieselben auch gesehen hätte. Dies erinnerte die Frau Sweet an die Mittheilung der Wärterin am Morgen, die sie hatte verschweigen wollen, da sie es für bloße Einbildung bei ihr gehalten hatte.

Ich habe diese Geschichte, schloß der Pfarrer sein Schreiben, aus dem Munde des John Carpenter, des Vaters der Verstorbenen, der sie am Tage nach ihrem Begräbnisse mir erzählte. Auch sprach ich die Wärterin selbst, so wie zwei von den Nachbarn, in deren Haus sie an jenem Morgen kam. Zwei Tage später hörte ich es auch von der Mutter, dem Geistlichen, der den Abend zuvor bei ihr war und dem Weibe, das in der Nacht bei ihr wachte. Diese alle stimmen in ihren Aussagen überein und bestätigen dieselbe gegenseitig. Alle sind verständige und nüchterne Personen, weit entfernt von der Absicht, eine Lüge in die Welt auszustreuen. Auch könnte ich nicht begreifen, welchen Zweck sie dabei hätten.

6.

Prof. Stilling erzählt S. 152 seines „geheimnißvollen Jenseits" von einem Banquier: Derselbe kam mit einer sehr bedeutenden Geldsumme von Frankfurt in ein Gasthaus zu N . . ., wo er deshalb von zwei Lohnbedienten, die zusammen in einem Bette waren, Wache halten ließ. Er selbst ließ sich noch ein zweites Bett in demselben Zimmer zurecht machen. Um Mitternacht wird es hell und er erwacht. Plötzlich richtet er sich auf — und nun sieht er vor dem Bette, im Lichtglanze, seinen dreißig Stunden von ihm wohnenden Vater, welcher sich umwendet und an der entgegengesetzten Seite des Zimmers sich langsam auf ein Sopha niederlegt und allmälig verschwindet. Der Seher ruft seinen eingeschlafenen Lohndiener, der Wirth kommt ebenfalls mit einem Nachtlichte, man sucht und findet nichts. — Zwischen Koblenz und Bonn begegnet ihm ein Expresser mit der Nachricht, daß sein Vater in E . . . um dieselbe Stunde gestorben sey.

7.

Stahmann*) machte einst eine Reise nach Thüringen und verließ seinen alten Vater noch in der blühendsten Gesundheit, obwohl er durch ein Brandunglück, welches seiner Tochter Haus betroffen, erstaunend geistig gelitten und seine ihm angeborene Heiterkeit verloren hatte. Nach einigen Tagen — fährt der Erzähler fort — kehrte ich Abends in der Dunkelheit zurück. Als ich über die Stege der Bo-

*) S. dessen „Ahnungen x.," 4s Heft. S. 26.

begraben ging, überfiel mich eine unbeschreibliche Angst, die ich nicht zu unterdrücken vermochte, weil ich mir durchaus nichts Böses bewußt war und diese Angst mich so ganz unwillkürlich befiel. Als ich endlich in die große Amtsmühle eintrat, um einem Freunde, der daselbst war, Nachrichten aus Thüringen mitzutheilen, erfuhr ich, daß mein Vater diesen Morgen — es war am 26. Juli 1820 — plötzlich am Schlagflusse gestorben sey. Zwar sah ich keine Geistergestalt in meiner Nähe, vielleicht, weil nicht jede Natur dazu disponirt ist; allein ich behaupte, daß der selige Geist meines Vaters mir in dem Augenblicke, als die Angst mich befiel, nahe war und seinen Einfluß auf mich ausübte.

8—9.

Die vorhergehende Erzählung ruft dem Herausgeber dieser Sammlung zwei von ihm selbst erlebte Wahrnehmungen derselben Art in's Gedächtniß zurück. Am 11. Februar 1833 hatte ich, eine Berufsreise nach Sachsen antretend, das Vaterhaus verlassen, nicht ohne das bange Vorgefühl meiner Eltern zu theilen, daß man sich in diesem Leben nicht wiedersehen würde. Am 14. November desselben Jahres, um die vierte Nachmittagsstunde, befand ich mich unfern der Thore Berlin's und war eben in einem lebhaften Gespräche mit meinen Reisegefährten begriffen, als plötzlich eine Ahnung in mir aufstieg, der Wind, welcher sich eben erhob, bringe mir die Kunde von dem in dieser Stunde erfolgten Hinscheiden meines Vaters.

Zwar lag derselbe, den ich im gesunden Zustande verlassen hatte, bereits seit vier Monaten auf dem Krankenlager, wohin ihn Kümmernisse der verschiedensten Art, die in der letzten Zeit von allen

Seiten auf ihn eindrangen, gebettet hatten. Auch möchte vielleicht die Erinnerung an das einst ausgesprochene Verbot meines Vaters, daß ich Berlin nicht zum Zielpuncte meiner Reise wählen möchte, weil der Aufenthalt daselbst für mich nur unter Bedingungen möglich werden konnte, deren Erfüllung meine Eltern mit der tiefsten Betrübniß erfüllt haben würden, in meiner Seele aufgestiegen seyn; doch ließe sich bei dem Gedanken, jener Stadt jetzt bereits sehr nahe zu seyn, diese Ideenverbindung auf natürliche Weise erklären, und das mehrmonatliche Krankenlager des Vaters dürfte die Vermuthung in mir geweckt haben, es könnte eben jetzt die Seele desselben ihre gebrechliche Hülle verlassen haben und, durch das Freiwerden von den Banden des Leibes die Schranken des Raumes überspringend, sich mir nahe befinden, um mir zuzurufen, daß bei ihren jetzigen Zuständen sie meine geheimsten Gedanken zu lesen vermöge und über den Ungehorsam, der sich in meiner Handlungsweise, in der Verletzung meines Versprechens kund gebe, tief betrübt sey; denn warum sollte die von dem Leibe geschiedene Seele, bei der Annahme ihrer Fortdauer, nicht die Erinnerung an die Personen, mit welchen sie während des Aufenthaltes in der materiellen Welt in geistigem Rapport gestanden, oder deren Schicksal ihre besondere Theilnahme weckte, auch nach dem Tode des Leibes fortbewahren?

Indeß wurde diese Ahnung von dem Schicksale meines Vaters bald verdrängt durch die äußern Gegenstände, welche meine Sinne in der Nähe der Hauptstadt Norddeutschland's gleichwie meine Phantasie mit Plänen für die nächste Zukunft beschäftigten. Am zweitfolgenden Tage, als ich um die dritte Nachmittagsstunde bei dem freundlichsten

Wetter in einer der lebhaftesten Straßen Berlin's promenirte, befiel mich abermals mitten unter so vielen zerstreuenden Gegenständen die Ahnung von dem erfolgten Tode meines Vaters, und ich sah im Geiste mich hinter der Leiche hergehen, welche eben zur letzten Ruhestätte gefahren wurde, und zwar von zahlreichem Gefolge begleitet, die von den ununterbrochenen Regengüssen sich nicht abhalten ließen, den weiten Weg bis zum Todtenacker, der von der Stadt etwas entfernt liegt, unter dem schwachen Schutze ihrer Regenschirme mitzumachen. Als ich in Berlin diese Vision hatte, war, wie vorher bemerkt worden, das heiterste Wetter, und der Himmel, was in dem November so selten der Fall ist, prangte im klarsten Blau. Vierzehn Wochen nachher, als ich schon lange wieder in Dresden war, da ein Zusammentreffen von Umständen auch die Pläne meiner zweiten Berliner Reise vereitelt hatte, erhielt ich von meinem Bruder aus der Heimath die Nachricht, daß am 14. November in der 4. Nachmittagsstunde das Ableben unseres Vaters erfolgt sey und die allgemeine Achtung, welche der Verstorbene im Leben genossen, sich am Begräbnißtage erst in ihrem ganzen Umfange gezeigt habe, da trotz des ungünstigen Wetters eine Menschenmenge bei der Leichenbestattung zugegen gewesen, und die an der Trauer Theilnehmenden, worunter viele Personen von Distinction, den weiten Weg zu Fuße, unter dem schwachen Schutze der Regenschirme, mitgemacht hätten.

Zwei Jahre und fünf Monate waren seitdem verflossen, als eines Tages, es war der 29. März 1836 — während der lebhaften Unterredung mit einem Freunde über eine wissenschaftliche Materie plötzlich die Ahnung in mir auftaucht, es müsse meiner Mutter in der fernen Heimath ein Unglück widerfahren seyn. Die Beängstigung wächst zusehends,

so daß ich eiligst mich ankleide, um den Paß vom Polizeiamte zu holen, damit ich an der eilig gewünschten Abreise auch nicht um einen halben Tag verhindert würde. Vier Jahre hatte ich mein Vaterland nicht gesehen, und dem plötzlichen Entschlusse folgte eben so rasch die Ausführung. Nach vier Tagen erreichte ich das Ziel der Reise; mit ängstlich pochendem Herzen fragte ich nach dem Hause, das meine Mutter vor kurzer Zeit bezogen haben sollte; eine Frau im Erdgeschosse bedeutete mir, daß die Person, nach welcher ich fragte, gestern — begraben worden sey. Der 29. März war ihr Todestag gewesen, obschon meine Ahnung am Vormittag, ihr Tod erst an dem Abende erfolgte.

10.

Einige Fälle, welche das Fernwirken der Seele unmittelbar vor dem Tode belegen, führt Kerner (Seherin v. Prev. I. S. 170) an, andere Werner (die Schutzgeister, S. 406), welche, da sie sonst nichts von ähnlichen Geschichten sie Auszeichnendes enthalten, hier füglich übergangen werden können; doch scheint ein verwandtes von Jarvis in seinen accredited Ghost stories angeführte Ereigniß, vieler Nebenumstände wegen, die ihm ein erhöhtes Interesse verleihen, einer ausführlichern Mittheilung werth.

Mistriß Veal, eine Dame von ungefähr 30 Jahren, wurde seit einiger Zeit von Krankheitsanfällen geplagt, welche man daran bemerkte, daß sie in ihrem Gespräche sehr schnell zu Dingen überging, die gar nicht zu dem gehörten, wovon man sich eben unterhielt. Sie wurde von ihrem Bruder ernährt, dem sie zu Dover Haus hielt. Von ihrer Kindheit an war sie eine vertraute Freundin der Mistriß Bargrave. Mistriß Veal's Umstände waren damals un-

günstig; der Vater bekümmerte sich nicht um seine Kinder, so daß sie mancherlei Ungemach ausgesetzt waren. Auch Mistriß Bargrave hatte einen unfreundlichen Vater, obgleich es ihr nicht an Brod und Kleidung gebrach, während es der Mistriß Beal an Beidem fehlte. Sie sagte daher oft: „Mistriß Bargrave! Sie sind meine einzige Freundin auf der Welt, Nichts soll jemals unsere Freundschaft trennen!" Sie trösteten oft einander in kummervollen Stunden und lasen zusammen Drelincourt's Werk „über den Tod" und andere moralische Schriften.

Einige Zeit nachher verschafften Herrn Beal's Freunde ihm eine Stelle bei'm Zollamte in Dover, und dieser Umstand war Ursache, daß Mistериß Beal in keiner so vertraulichen Freundschaft mehr mit Mistriß Bargrave lebte, obschon niemals zwischen ihnen eine Uneinigkeit vorgefallen war. Allein allmälig trat eine Gleichgültigkeit ein, so daß endlich Mistriß Bargrave sie in dritthalb Jahren nicht gesehen hatte. Ueber ein Jahr war sie von Dover abwesend, und das letzte halbe Jahr hatte sie sich in Canterbury aufgehalten und in ihrem eigenen Hause gewohnt.

In diesem Hause saß sie am 8. Sept. 1705 des Vormittags allein, dachte über ihr unglückliches Schicksal nach und überließ sich in Ergebung der göttlichen Vorsehung, obschon ihr Zustand hart zu seyn schien. „Sie hat," sagte sie, „bisher für mich gesorgt, und dieß wird sie gewiß auch künftig thun; ich bin überzeugt, daß meine Leiden enden werden, wenn es für mich am vortheilhaftesten ist." Dann nahm sie ihr Nähzeug; kaum aber hatte sie dies gethan, so hörte sie an die Thüre pochen. Sie stand auf, um nachzusehen, wer da sey? Es war ihre — Freundin Mistriß Beal im Reiseanzuge. Eben schlug es 12 Uhr Mittags. „Liebe Freundin!" — versetzte Mistriß Bargrave — „ich bin erstaunt, Sie

zu sehen. Sie haben sich so lange nicht blicken lassen; jedoch freue ich mich, Sie zu sehen." Bei diesen Worten wollte sie die Freundin umarmen; allein jetzt hielt Mistriß Veal die Hand vor die Augen und sagte: „Mir ist gar nicht wohl!" und so schwankte sie zurück. Sie erzählte hierauf der Mistriß Bargrave, sie mache eine Reise*) und habe große Lust gehabt, sie zuerst zu besuchen. „Aber," fragte Mistriß Bargrave, „wie kommt's, daß Sie allein reisen? Ich wundere mich darüber, da ich doch weiß, daß Sie einen geliebten Bruder haben." — „O!" versetzte die Gefragte — „ich bin heimlich entwischt und kam hieher, weil ich große Sehnsucht hatte, Sie noch einmal zu sprechen, bevor ich meine Reise antrete."

Jetzt ging Mistriß Bargrave mit ihr in ein anderes Zimmer, und Mistriß Veal setzte sich in einen Lehnstuhl, auf welchem die Erstere gesessen, als sie hatte pochen hören. Dann fuhr die Besucherin fort: „Liebe Freundin! ich komme in der Absicht zu Ihnen, um unsere alte Freundschaft zu erneuern und bitte Sie wegen ihrer langen Unterbrechung um Verzeihung; wenn Sie mir vergeben können, sind Sie die beste Frau von der Welt." — „O!" entgegnete Mistriß Bargrave — „erwähnen Sie dies nicht; nie habe ich einen unfreundlichen Gedanken deshalb gehabt; ich kann leicht verzeihen." „Was dachten sie von mir?" fragte Mistriß Veal. — „Ich glaubte" — lautete die Antwort — „Sie glichen der übrigen Welt und haben im Glücke sich und mich vergessen."

---

*) In der Traumsprache bedeutet eine Reise machen, die Reise in die andere Welt; und da, wie der Verfolg dieser Erzählung zeigt, Mistriß Bargrave nur eine Vision, d. i. einen Traum in wachendem Zustande, gehabt, so ist jenes Bild leicht erklärbar.

Hierauf erinnerte Mistriß Veal ihre Freundin an die vielen Liebesdienste, die sie ihr früher erwiesen, an die vielen Gespräche, die sie zur Zeit ihres Ungemachs mit einander gehabt, welche Bücher sie gelesen, was für Trost ihnen besonders Delincourt's Buch vom Tode gewährte. Sie erwähnte auch zweier holländischen Schriften über den Tod, die übersetzt worden seyen, und mehrerer anderer. Alsdann brach sie in die Worte aus: „Liebe Bargrave! wären die Augen unseres Glaubens so offen, als unsere leiblichen Augen, würden wir die Welt ganz anders beurtheilen, so wie unsere Vorstellungen vom Himmel nichts Aehnliches mit dem haben, was wirklich ist. Daher glauben Sie, daß der Allmächtige sein besonderes Augenmerk auf Sie gerichtet hat, und daß Ihre Leiden Beweise von Gottes Gnade sind. Haben sie den Zweck erreicht, zu dem Sie bestimmt sind, so werden Sie davon befreit werden. Glauben Sie mir, theure Freundin! eine Minute künftiger Glückseligkeit ist eine unendliche Belohnung für alle Ihre Leiden; denn ich kann nicht glauben, daß Gott Sie Ihre ganze Lebenszeit in diesem traurigen Zustande lassen werde; seyn Sie versichert, daß Sie in Kurzem Ihre Leiden oder daß diese Sie verlassen werden."

Hierauf äußerte sie den Wunsch, daß ihre Freundin einen Brief an ihren Bruder schriebe und ihm meldete, er möchte denen und denen Ringe geben; auch wäre ein Beutel mit Gold in ihrem Schranke; sie möchte ihn bitten, zwei große Stücke davon ihrem Vetter Watson zu geben.

Bei diesen Aeußerungen glaubte Mistriß Bargrave, es komme ihr ein Unwohlseyn an; sie setzte sich daher so in einen Stuhl gerade vor ihre Kniee, daß sie nicht zu Boden falle, wenn ihre Krankheit, über welche sie schon vorher geklagt hatte, dies veranlassen sollte; denn sie glaubte, der Lehnsessel werde

sie vor dem Fallen auf irgend eine Seite schützen, und um Mistriß Veal zu zerstreuen, wie sie meinte, griff sie mehrmals ihren Rockärmel an und lobte das Kleid. Mistriß Veal versetzte, es sey ein von Flekken gesäuberter seidener Zeug und neu gemacht Trotz allem dem aber blieb Mistriß Veal bei ihrer Bitte und ersuchte sie, es ihr nicht abzuschlagen; sie würde ihrem Bruder ihr ganzes Gespräch mittheilen, wenn sie Gelegenheit hätte. „Liebe Mistriß Veal!" erwiederte Mistriß Bargrave, „dies scheint mir so unpassend, daß ich gar nicht weiß, wie ich es machen soll, und was für ein verdrüßlicher Gegenstand würde unser Gespräch für einen jungen Mann seyn! Es dünkt mich besser, wenn sie es selbst thun!" — „Nein" versetzte Mistriß Veal, „obgleich Ihnen jetzt dies unpassend vorkommen mag, so werden Sie doch späterhin mehr Grund hierzu gewahr werden."

Um ihren dringenden Wunsch zu befriedigen, ging Mistriß Bargrave fort, um Feder und Tinte zu holen; allein Mistriß Veal sagte: Lassen Sie es jetzt, thun Sie es nur, wenn ich fort bin; Sie müssen es jedoch ganz gewiß thun. Dies war einer von den letzten Gegenständen, den sie ihr bei'm Fortgehen einschärfte, und so versprach sie das, was sie verlangte.

Hierauf fragte Mistriß Veal nach Mistriß Bargrave's Tochter. „Sie ist nicht zu Hause", erwiderte diese, „aber wenn Sie sie zu sehen wünschen, so will ich sie holen lassen." „Thun Sie dies", versetzte Mistriß Veal. Alsdann verließ die Mistriß Bargrave sie und ging zu einem Nachbar, um ihre Tochter zu suchen. Während sie wieder zurückkehrte, war Mistriß Veal vor die Thüre auf die Straße, welche des Markttages wegen sehr belebt war, gegangen. Da begegnet ihr noch zur rechten Zeit die vom Nach-

bar zurückkehrende Mißtriß Bargrave. Sie fragte sie, warum sie so eile? Jene antwortete, sie müsse fort, obgleich sie ihre Reise vielleicht erst am Montag antrete, und versicherte Mistriß Bargrave, sie hoffe sie noch einmal bei ihrem Vetter Watson, ehe sie ihre Wanderung dahin antrete, wohin sie wolle, zu treffen. Hierauf sagte sie, sie wolle von ihr Abschied nehmen und verließ sie. Mistriß Bargrave behielt sie so lange im Auge, bis sie um die Ecke war, die ihr ihren Anblick entzog. Es war gerade 1¾ Uhr Nachmittags.

Mistriß Beal starb den 8. September um 12 Uhr zu Mittag an ihren Anfällen, und war vier Stunden vor ihrem Tode noch bei Verstande, als sie das Abendmahl genoß. Der Tag nach ihrer Erscheinung war ein Sonntag, und Mistriß Bargrave konnte, eines Schnupfenfiebers halber, das sie plagte, nicht ausgehen. Am Montage Morgen schickte sie Jemanden zum Capitän Watson, um sich zu erkundigen, ob Mistriß Beal da sey. Sie wunderten sich über diese Nachfrage und ließen ihr sagen, sie sey nicht da und werde auch nicht erwartet. Auf diese Antwort versetzte Mistriß Bargrave gegen das Mädchen, sie habe gewiß den Namen falsch verstanden oder sonst einen Schnitzer gemacht. War sie auch unpäßlich, so setzte sie doch den Hut auf und begab sich selbst zum Capitän Watson, obgleich sie Niemanden von der Familie kannte, um zu hören, ob Mistriß Beal da sey oder nicht. Sie erwiderten, sie wunderten sich über ihre Nachfrage, denn sie sey nicht in der Stadt gewesen; wäre dies der Fall, so würde sie sie gewiß besucht haben.

„Ich weiß es genau,“ versetzte Mistriß Bargrave, „da sie am Sonnabende beinahe zwei Stunden bei mir gewesen ist.“ Man versetzte: „Wenn sie da gewesen wäre, hätte sie uns gewiß besucht.“ — Wäh=

rend man so stritt, trat Watson herein und sagte, Mistriß Veal sey gewiß todt, ihre Wappenschilde würden gemacht. Dies setzte Mistriß Bargrave in außerordentliches Erstaunen, und sie schickte sogleich zu dem Manne, der sie besorgte, und fand, daß die Sache wahr sey. Hierauf erzählte sie den Besuch der Mistriß Veal der ganzen Familie des Capitäns und was die Erscheinung für ein Kleid angehabt habe, und wie es gestreift gewesen sey, und daß Misteriß Veal zu ihr gesagt, man habe die Flecken herausgemacht. Hier rief Mistriß Watson aus: „Sie haben sie wirklich gesehen; denn Niemand weiß, ausgenommen Mistriß Veal und ich, daß das Kleid von Flecken gesäubert war.“ Mistriß Watson gestand, daß sie das Kleid ganz genau beschreibe, „denn, sagte sie, „ich habe es ihr machen helfen.“

Dies alles breitete Mistriß Watson in der ganzen Stadt aus, und bekräftigte die Wahrheit der Aussage der Mistriß Bargrave, daß sie die Erscheinung der Mistriß Veal gesehen habe. Sogleich brachte der Capitän Watson zwei Herren mit nach dem Hause der Mistriß Bargrave, um die Erzählung aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Die Sache ward jetzt so bekannt, daß Alles in Schaaren zu ihr strömte, und sie endlich genöthigt war, aus dem Wege zu gehen; denn man war im Ganzen mit der Wahrheit ihrer Erzählung sehr zufrieden, und man sah deutlich, daß Mistriß Bargrave nicht milzsüchtig war; sie hatte immer eine so freundliche, heitere Miene, daß sie sich die Gunst und Achtung aller vornehmen Leute erwarb. Man hielt es für eine große Gunstbezeigung, wenn sie nur aus ihrem eigenen Munde die Erzählung vernehmen konnten.

Mistriß Veal hatte Mistriß Bargrave erzählt, ihre Schwester und ihr Schwager seyen eben von London gekommen, um sie zu besuchen. „Wie konn-

ten sie aber abreisen?" fragte sie Mistriß Bargrave. „Ich konnte mir nicht helfen," erwiderte Mistriß Beal. Ihre Schwester und ihr Schwager betraten die Stadt Dover, als Mistriß Beal ihren Geist aufgab.

Mistriß Bargrave fragte sie, ob sie nicht Thee trinken wolle, was Jene ihr abschlug. Später erinnerte sich Mistriß Bargrave noch mehrerer Aeußerungen der Mistriß Beal. Diese hatte ihr erzählt, der alte Breton habe ihr jährlich 10 Pf. Sterling gegeben, was ein Geheimniß war und auch Mistriß Bargrave früher davon nichts wußte.

Mehrmals wurde sie gefragt, ob sie gewiß wisse, daß sie das Kleid angefühlt habe. Bescheiden erwiderte sie: „Wenn ich mich auf meine Sinne verlassen kann, so bin ich vollkommen davon überzeugt."

Wahrscheinlich hatte Mistriß Beal, als sie in ihrer Sterbestunde der entfernten Freundin erschien, lebhaft an dieselbe gedacht, und der Wunsch, ihr vor dem Scheiden aus dieser Welt ihre Reue wegen der in den letzten Jahren eingetretenen Lauheit ihrer freundschaftlichen Gesinnungen zu erkennen zu geben, gab ihrer Seele Kraft, auf die Seele ihrer Freundin einzuwirken, und jene Ideenreihe, jene lebhaften Dialoge zu veranlassen, wie sie auch in Träumen häufig vor unsere Seele treten. Um die Misteriß Bargrave nicht zu erschrecken, hatte sie es gemieden, ihr merken zu lassen, wohin jene vorzuhabende Reise führe. Als ein leeres Phantasiebild, das die Mistriß Bargrave selber sich geschaffen, weil die Erscheinung sich in dem Augenblicke eingestellt, als sie an ihre Freundin dachte, läßt sich das Wunderbare in dieser Geschichte auch nicht ausgeben, weil, um von mehreren Beweisen für die Wahrheit der Erscheinung nur einen anzuführen, sie jenes Kleid, das die Gestalt anzuhaben schien, früher nicht gesehen, noch we-

niger wissen konnte, daß es Flecken gehabt und davon gesäubert sey. Weit einfacher wäre folgende Erklärung: Sowie häufig in uns der Gedanke an den, der uns nahe ist, sich entwickelt, daß wir ihn erwähnen müssen, und er bald hierauf vor uns vorbeigeht, oder in unser Zimmer tritt, wenn wir absichtslos durch Aussprechung seines Namens ihn herbeigerufen, was man als einen geheimen Rapport der Seele zu deuten pflegt, so hatte das lebhafte Denken der sterbenden Mistriß Beal an ihre entfernte Freundin, deren Ahnungsvermögen dermaaßen gesteigert, daß sie die Person, mit welcher sie im sympathetischen Verhältnisse stand, wodurch die Uebertragung der Gedanken einer Seele auf die andere erleichtert wird, leiblich vor sich zu sehen glaubte.

11.

Friedrich von Meyer *) erzählte einst ein Kaufmann, er habe eines Tages in B. auf der Messe Nachmittags um zwei Uhr in seiner Bude allein gestanden. Im Augenblicke sah er einen Schatten in Gestalt seiner einen Schwester an ihm vorbeistreichen. Er erschrak; da er aber den Vorgang nicht erklären konnte, so ließ er ihn auf sich beruhen. Am Sonnabend vor Pfingsten, da die N—r gewöhnlich von der Messe nach Hause gehen und ihre Freunde ihnen zum Empfang entgegen zu kommen pflegen, kam seine andere Schwester in Trauer. Er sagte, was das bedeute? und erhielt zur Antwort die Nachricht von ihrer gemeinschaftlichen Schwester Tode. Als er sich um die Zeit ihres Ablebens erkundigte,

*) Bl. f. höh. Wahrh. I., S. 376.

nannte ihm die Schwester denselben Tag und dieselbe Stunde, wo er jene gesehen hatte.

12.

Ebendaselbst erzählt der Verf.: „Im Jahre 1811 schrieb mir mein Freund Z— aus A—: Mein Sohn Martin ist von seinem Urlaub einberufen worden. Ehe er von hier zur Armee abging, äußerte er gegen seine Geschwister, er werde nicht wiederkommen. Meine im Orte verheirathete Tochter hatte ein Kind von nicht ganz drei Jahren, welches seinen Vetter Martin sehr liebte. Dieses Kind stand eines Tages am Fenster; auf einmal fing es an zu rufen: Martin! ei, Martin, komm doch herunter! Mutter, hier oben (mit den Fingern nach dem Himmel zeigend) ist Martin und will nicht herunter." Die Mutter sah nichts; indeß merkte sie sich den Tag genau. Vierzehn Tage später erhielt ich einen Brief von einem Landsmanne und Cameraden meines Sohnes, worin dieser schreibt: „Wir waren in einer Attake; eine Kartätschenkugel kam und nahm zwei Mann neben Euerem Sohne hinweg; Euerem Sohne aber ging sie in den Leib und er blieb liegen. Er wurde noch eine Stunde weit transportirt, und nach einigen Stunden starb er; ich habe ihn selbst begraben. — Nach genauer Erkundigung war die Stunde seines Todes eben die, in welcher ihn das Kind gesehen hat.

13.

Die Ehegattin des Lehrers L. in U. hatte eine Erziehungsanstalt für Mädchen, in welcher sich auch die kleine Tochter eines dortigen Hauptmannes befand. Eines Abends kam der Letztere zum Besuch, herzte das Kind sehr innig und entfernte sich dann.

In der Nacht gegen 4 Uhr erwachte die Frau des Lehrers und sagte zu ihrem Manne: Hörst Du nicht, daß Dir der Hauptmann ruft? Auch der Mann war erwacht und hatte, mit des Hauptmannes Stimme, seinen Namen dreimal rufen hören.

Der Lehrer stand auf und warf seinen Rock über, fand aber Niemand vor der Thüre. Am folgenden Morgen kam eine Bäuerin in das Haus und erzählte, daß sich bei ihrem Wohnorte in der Nacht ein Officier erschossen habe. — Es ergab sich, daß das der Hauptmann war *).

14.

Professor Grohmann in Hamburg erzählt von einem Freunde, daß dieser im sächsischen Erzgebirge mehrere Anverwandte hatte, welche er ungemein liebte, von denen er oft sprach und mit denen er sich daher auch oft beschäftigte. Einst kam er zu Grohmann und sagte, daß er seinen Trauerflor hätte suchen lassen, weil er gewiß binnen einigen Tagen die Nachricht erhalten würde, daß sein Vetter gestorben sey. „Ich war," setzte er hinzu, „gestern Abend in einer vergnügten Gesellschaft, wo von nichts weniger als vom Tode und andern traurigen Dingen gesprochen wurde; ich kam zeitig nach Hause, aß nur einige Bissen zum Abende, legte mich nieder und schlief ruhig ein. Mein Schlaf war so tief, daß mich kein einziges Traumbild beschäftigte. Gegen drei Uhr wurde ich durch eine starke, rauhe, dumpfe Stimme aufgeschreckt, welche mir zweimal hinter einander den Namen meines Vetters rief und jedesmal das Wort todt hinzusetzte. — Einige Tage später ging wirk-

*) Blätter aus Prevorst 4. Samml. S. 111.

lich die Nachricht ein, daß der erwähnte Vetter zu eben der Zeit gestorben sey.

15.

Drei Schwestern liebten sich zärtlich, insbesondere fand die innigste Zuneigung und die größte Anhänglichkeit zwischen der ältesten und jüngsten Statt. Als jene an einen auswärtigen Kaufmann verheirathet wurde, war die Trennung sehr schmerzlich. Mehrere Jahre entflohen, in denen man einen häufigen Briefwechsel unterhielt. Die Schwestern unterließen nicht, sich ihre verborgensten Gedanken und geheimsten Wünsche mitzutheilen.

Die beiden Schwestern blieben unverheirathet im väterlichen Hause und schliefen in einer Stube. Einst war die jüngste kaum eingeschlafen, als sie fühlte, daß eine eiskalte Hand ihr über das Gesicht fuhr und sie streichelte. Sie erwachte, sprang auf und trat an's Lager ihrer Schwester, indem sie glaubte, daß diese bei ihr gewesen sey. Die Schwester aber lag im tiefen Schlafe und versicherte, als sie aufgeweckt wurde, nicht von ihrem Lager gekommen zu seyn.

Die Jüngste legte sich demnach ebenfalls wieder zu Bett, war aber noch nicht lange darin, als dieselbe kalte Hand ihr mehrmals über das Gesicht fuhr. Außer sich vor Schrecken, vermochte sie nicht wieder einzuschlafen, wiewohl ihr weiter keine Störung widerfuhr.

Am andern Tage lief die Nachricht ein, daß ihre älteste Schwester in der vergangenen Nacht plötzlich gestorben sey. Man erkundigte sich und erfuhr, daß es genau zu der Zeit geschehen, wo die jüngere Schwester jene Berührungen gefühlt hatte *)

*) Museum des Wundervollen I., S. 179.

16.

Der Sohn des Rectors Vokeroft aus Gotha studirte in Halle, wurde in ein Duell verwickelt und getödtet. Wer mag die Angst ermessen, mit der er in der Todesangst an den Kummer seiner verwais'ten Mutter und Schwester dachte? Er starb nicht mit beruhigtem, mit der Erde abgefundenem Herzen. Um dieselbe Stunde, wo er auf der Saalbrücke bei Halle den Tod fand, saßen seine Mutter und Schwester in Gotha auf ihrer Stube und hörten, wie Jemand mit starken Schritten die Treppe heraufkömmt. Die Mutter ging hinaus und erblickte ihren Sohn, der vor ihr stand und eine blutende Wunde in der Brust hatte. Als sie ihn anreden wollte, sank die Erscheinung vor ihr nieder und verschwand. Am folgenden Tage erhielt sie die briefliche Nachricht von der Art und der Stunde des Todes ihres Sohnes. Die Wahrheit dieser Begebenheit wird von Rode bezeugt*).

17.

Der Prediger Happach erzählt in seinen „Materialien zur Erfahrungsseelenkunde" (Bd. II. S. 155): „Ich hatte eine unverheirathete erwachsene Schwester, welche eine gefährliche Krankheit gehabt hatte. Ich hatte sie vor einigen Tagen besucht, in der Besserung befunden, und verließ sie in der Hoffnung, daß sie bald würde hergestellt seyn. Ich lag im Bette und schlief; es war an einem Sommermorgen, sehr frühe, und ich ward durch eine Empfindung und freundliche Stimme aufgeweckt. Ich ward munter

---

*) Briefe über Geisterlehre. Altenburg 1782, S. 136.

und es lag Jemand hinter mir, mich um den Hals fassend, mich haltend und drückend, daß es mir schwer schien, mich zu bewegen. Ich war mich meiner vollkommen bewußt, glaubte aber, meiner Empfindung zum Trotze, daß es bloß eine körperliche Erstarrung wäre; sie dauerte wohl fünf Minuten, während welcher ich schon darüber reflectirte und dachte, die Einbildung habe den freundlichen Ton damit verbunden und das Gefühl eines hinter mir liegenden Menschen und des Halsumfassens mir vorgegaukelt. Ich bewegte mich und das Gefühl war weg. Ich wunderte mich, wie solches starke Starren und Drücken durch eine so kleine Bewegung, als ich gemacht hatte, auf einmal verschwunden wäre. Gegen Mittag bekam ich die Nachricht, daß meine Schwester kurz vor der Zeit, da ich jene Empfindung hatte, gestorben wäre.

18.

Sir John Sherbroke und der General Wynyard standen in ihrer Jugend als Officiere bei einem und demselben Regimente, das sich im auswärtigen Dienste in Neuschottland befand. Sie hatten einerlei Geschmack, liebten dieselben Studien und wandten ihre Mußestunden auf literarische Beschäftigungen.

Eines Nachmittags saßen sie zusammen auf Wynyard's Zimmer; es war völlig Tag, ungefähr um 4 Uhr. Sie hatten gespeis't, aber keinen Wein getrunken und hatten sich vom Tische entfernt, um zusammen ihre Morgenbeschäftigungen fortzusetzen. Jenes Zimmer, in welchem sie sich befanden, hatte zwei Thüren, die eine ging auf einen Gang, die andere führte in Wynyard's Schlafstube. Man konnte auf keine Art in das Zimmer, wo sie saßen, kommen, als von dem Gange her, und die Schlaf-

stube hatte keinen andern Ausgang, als den durch das Wohnzimmer, so daß derjenige, der in die Schlafstube ging, entweder darin bleiben oder wieder auf demselben Wege zurückkehren mußte, auf dem er hereingekommen war. Dieser Punct ist hier von Wichtigkeit.

Indem die beiden Officiere ihre Beschäftigungen fortsetzen, bemerkt Sherbroke, der zufällig vom Buche weg nach der Thüre hinsah, welche auf den Gang ging, einen schlanken jungen Menschen von ungefähr 20 Jahren, der ein sehr abgezehrtes Aussehen hatte, und der neben ihm stand. Ueber den Anblick eines ganz fremden Menschen betroffen, wandte er sich sogleich an seinen Freund, welcher bei ihm saß und machte ihn auf den Gast aufmerksam, der sie auf so sonderbare Weise in ihrer Lectüre unterbrach. Sobald Wynyard's Augen auf den geheimnißvollen Gast fielen, wurde sein Gesicht plötzlich verändert. „Ich habe, sagte Sherbroke, von einem Manne gehört, dessen Gesicht todtenbleich worden sey, aber noch nie habe ich ein lebendes Gesicht das Ansehen eines Leichnames annehmen sehen, ausgenommen jenes Wynyard's in demselben Augenblicke.

Als Beide stillschweigend die Gestalt vor sich anstierten — denn Wynyard, welcher den Anblick zu fürchten schien, war der Sprache beraubt und Sherbroke fühlte keine Lust, ihn anzureden, weil er die Unruhe seines Freundes bemerkte — ging sie langsam in die anstoßende Schlafstube, und als sie vor ihnen vorbeiging, warf sie ihre Augen mit einem etwas düstern Blicke auf den jungen Wynyard. Kaum war die Beklemmung, welche diese Erscheinung bei Wynyard verursachte, verschwunden, so faßte er seinen Freund bei'm Arme, athmete tief auf und sagte, als ob er sich von der Erschütterung, die in seinem In-

nern hervorgebracht worden, etwas erholte, in einem fast unhörbaren Tone: „Großer Gott! mein Bruder!"

„Ihr Bruder?" rief Sherbroke, „was wollen Sie Wynyard? Da muß Betrug dahinter stecken; folgen Sie mir!" Sogleich nahm er seinen Freund bei'm Arme und ging vor ihm her in die Schlafstube, die, wie oben erwähnt ist, mit dem Zimmer in Verbindung stand, worin sie saßen und in die der sonderbare Besucher offenbar gegangen war, da es nicht möglich war, aus der Schlafstube anders als durch das Wohnzimmer herauszukommen, durch welches die Gestalt sichtbar gegangen und durch das sie nie wieder zurückgekommen war. Wie erstaunten nun die beiden Officiere, welche, als sie sich in der Schlafstube befanden, sahen, daß sie ganz leer war!

Wynyard war gleich bei'm Anblicke der Erscheinung fest überzeugt, seines Bruders Geist gesehen zu haben. Sherbroke aber glaubte, daß man einen Betrug verübt habe. Sie schrieben den Tag und die Stunde auf, zu der sie die Erscheinung gesehen hatten; aber sie wollten bei'm Regimente Niemanden davon etwas sagen. Endlich überredeten sie sich sogar, daß sie durch irgend einen Kunstgriff ihrer Kameraden hintergangen worden seyen, obschon sie sich die Ursache hiervon nicht erklären und den Urheber nicht errathen konnten. Auch konnten sie nicht begreifen, wie die Sache zugegangen sey; indeß wollten sie doch lieber jede Möglichkeit zugeben, als die Wirklichkeit einer übernatürlichen Erscheinung zulassen. Ob sie schon sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, diese Selbsttäuschung zu erklären, so konnte sich doch Wynyard nicht enthalten, seine Besorgniß in Hinsicht seines Bruders zu äußern, dessen Erscheinung er entweder gesehen hatte, oder gesehen zu haben sich einbildete. Die Aengstlichkeit, mit welcher er Briefen aus England entgegen sah, und die öftere Er-

währung seiner Besorgniß für die Gesundheit seines Bruders, erregten endlich die Neugier seiner Kameraden, und verleiteten ihn unwillkürlich zu einer Erzählung der Umstände, welche er zu verheimlichen sich vergebens vorgenommen hatte.

Kaum war die Geschichte von dem stummen Gaste bekannt, so wurde das Schicksal von Wynyard's Bruder ein Gegenstand von allgemeinem und schmerzlichem Interesse für die Officiere von dem Regimente. Es gab Wenige darunter, welche sich nicht nach Wynyard's Briefen erkundigten, ehe sie nach den ihrigen fragten, und die aus England anlangenden Paketboote wurden mit einer mehr als gewöhnlichen Begierde empfangen; denn sie brachten ihnen nicht bloß Nachrichten von ihren Freunden zu Hause, sondern sie versprachen auch den Schlüssel zum Geheimnisse zu liefern, das sich unter ihnen zugetragen hatte.

Mit den ersten Schiffen konnte man noch keine Nachricht von der Sache erhalten; denn sie waren in'sgesammt vor der Erscheinung des Geistes aus England abgeseegelt. Endlich traf das längst erwartete Schiff ein; alle Officiere hatten Briefe, nur Wynyard nicht. Man durchsuchte die Zeitungen; sie enthielten keine Nachricht von einem Todesfalle oder einem andern Umstande, welcher Bezug auf seine Familie hatte, und welcher Aufschluß über dies übernatürliche Ereigniß geben konnte. Noch war ein einzelner Brief an Sherbroke uneröffnet; die Officiere hatten ihre Briefe im Speisezimmer zur Zeit des Abendessens erhalten.

Als Sherbroke das Siegel seines Briefes erbrochen und einen Blick auf seinen Inhalt gethan hatte, winkte er seinem Freunde und ging mit ihm auf sein Zimmer. Alles schwieg. Die Erwartung war auf's Höchste gestiegen, und die Ungeduld nach

Sherbroke's Rückkunft war unaussprechlich. Man zweifelte nicht, daß der Brief die langerwartete Nachricht enthalte. Nach einer Stunde kam Sherbroke wieder. Niemand wagte sich der Zudringlichkeit schuldig zu machen, und ihn nach dem Inhalte seines Briefes zu fragen. Man war daher in stummer Erwartung und hoffte, daß er sich selbst über den Inhalt auslassen werde.

Offenbar bestürmten seinen Geist eine Menge trauriger Gedanken. Er trat näher an's Feuer, lehnte seinen Kopf an den Mantel am Kamine und sagte nach einer Pause von einigen Augenblicken mit leiser Stimme zu dem ihm zunächst stehenden Officiere: „Wynyard's Bruder ist nicht mehr!"

Die erste Zeile von Sherbroke's Briefe lautete folgendermaaßen: „Theurer John! bringen Sie Ihrem Freunde Wynyard die Nachricht von dem Tode seines Lieblings, seines Bruders, bei." Er war an demselben Tage und in derselben Stunde gestorben, zu welcher die Freunde seinen Geist so geheimnißvoll hatten durch das Zimmer gehen sehen.

Man hätte glauben sollen, diese Erscheinung würde Sherbroke vollkommen von ihrer Wahrheit überzeugt haben; allein sein Geist war so sehr gegen die Wirklichkeit, ja sogar gegen die Möglichkeit jedes übernatürlichen Verkehres mit den Seelen der Verstorbenen eingenommen, daß er immer noch Zweifel an der Wahrnehmung seiner Sinne hegte, so genau auch ihr Zeugniß mit dem Zusammentreffen der Erscheinung und des Todesfalles übereinstimmte.

Einige Jahre nach seiner Rückkunft in England ging er mit zwei Herren in Piccadilly, als er auf der andern Seite des Weges Jemanden erblickte, welcher die größte Aehnlichkeit mit jener Gestalt hatte, die Wynyard und ihm erschienen war. Seine Begleiter waren mit der Geschichte bekannt und er

lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den Herrn gegenüber, der ganz wie die Person aussah, welche in Wynyard's Zimmer gekommen war und es wieder verlassen hatte, ohne daß man wisse, wie.

Voll von diesen Gedanken ging er sogleich über den Weg hinüber und redete den Herrn an. Er erwartete nunmehr einen vollkommenen Aufschluß über das Geheimniß zu erhalten. Er bat um Verzeihung und entschuldigte sich, indem er den Vorfall erzählte, der ihn zu einem ungewöhnlichen Benehmen verleite. Der Herr empfing ihn als einen Freund; er war nie außerhalb England gewesen, aber er war der Zwillingsbruder desjenigen, dessen Geist sie gesehen hatten*).

19.

Als Heinrich der Vierte von Frankreich sich im Jahre 1574 nebst der Königin Catharina von Medicis zu Avignon befand, begab sich die Königin am Abende des 23. Decembers früher, als sonst ihre Gewohnheit war, zur Ruhe. Unmittelbar vor ihrem Weggange befanden sich in ihrer Umgebung der König, der Erzbischof von Lyon rc. und die Hofdamen de Rez, de Ligneroles und de Sauves, welche die Königin nach ihrem Schlafgemache begleiteten. Aber kaum hatte sie sich niedergelegt, als sie mit einem heftigen Geschrei die Hand vor das Gesicht hielt und den Umstehenden überlaut zurief: sie möchten ihr zu Hülfe kommen, „denn der Cardinal von Lothringen stünde zu den Füßen ihres Bettes, wolle näher kommen und strecke die Hände nach ihr aus.“ Sie schrie öfters in der größten Angst: Monsieur le

---

*) Accredited Ghost Stories, collected by M. Jarvis, Esq. London 1823.

Cardinal! je n'ai que faire de vous! (Herr Cardinal! ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen.)

Der König wurde sogleich von diesem seltsam Vorfalle unterrichtet und schickte augenblicklich einen der Edelleute aus seiner Umgebung nach der Wohnung des Cardinals ab, welcher mit der Nachricht zurückkam, der Cardinal wäre eben damals, als die Königin die Erscheinung gehabt, gestorben.

D'Aubigné versichert in seiner histoire universelle, die Wahrheit dieser Erscheinung aus dem Munde der obgenannten drei Damen beglaubigt erhalten zu haben.

20.

Die Blätter von Prevorst erwähnen folgender Thatsache, die wir hier im Auszuge wiedergeben. Ein junges Bürgermädchen, mit einem Forstsecretär verlobt, grämte sich über dessen zunehmende Kälte gegen sie. Am 1. Januar 1835 sollte der Bräutigam endlich nach langem Warten die 20 Meilen entfernte Stelle beziehen, und deshalb war man im October 1834 mit den Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt. Um diese Zeit verfiel die Braut in ein Nervenfieber. Am 4. November fand sie der Arzt Abends im Starrkrampfe; sie richtete sich empor gleich einer bleichen Marmorstatue und blickte stier nach einem Puncte hin. In der Nacht vom 4. zum 5. rief sie in höchst erregtem Zustande, Nachts um 12 Uhr: „Ich muß hin, muß ihn noch einmal sehen. Kutscher vorgefahren!" Einzelne nachfolgende Worte drückten ihre Freude aus, die sie genoß bei'm Anblick der Gegenstände, welche sie im Geiste zu sehen glaubte, indem sie gleichsam geistig diese Reise machte. „Nun bin ich dort! hier wohnt er!" rief sie endlich und verfiel wieder in den Starrkrampf, der sich end-

lich lös'te, und Spuren von tiefem Schmerze, Staunen und Verzweiflung in den Gesichtszügen zurückließ. Am folgenden Morgen hatte der Zustand sich gebessert; aber die Kranke, noch immer bewußtlos, rief zuweilen leise: „Das hätte ich nicht gedacht!" Am Abend des 5. Nov. traf der Arzt die Tante mit ihrem Manne aus dem Magdeburgischen bei der Kranken, welche erzählte, daß sie die kranke Nichte in der Küchenthüre habe stehen sehen. Die Thüre habe sich von selbst geöffnet, und nach der Erscheinung sey sie knarrend zugeschlagen.

In der Nacht vom 5. zum 6. machte die Kranke wieder eine phantastische Reise zu ihrem Bräutigam und sagte in einzelnen Pausen die Worte: sterben, verzeihen, glücklich seyn! Mehr konnte man von ihrem Selbstgespräche nichts verstehen; außerdem hörte man sie oft den Namen ihres Bräutigams nennen. Der Tod erfolgte 7 Uhr Morgens. Am 8. Abends kam ein Brief, der am 5. Morgens abgesandt war, und in welchem der Bräutigam das Bekenntniß einer schweren Schuld niedergelegt hatte. Er war durch ein junges, nicht unbemitteltes Mädchen, die sogar ihm nächtliche Besuche abgestattet, verführt worden. Ein sonderbarer Vorfall in der Nacht vom 4. zum 5. zwingt ihn zum Bekenntnisse seiner Schuld und zur Versicherung aufrichtiger Reue; er wolle sich bessern, rechne auf die Verzeihung seiner Braut, um mit frohem Herzen bald den Tag ihrer Vermählung feiern zu können. Jenes junge Mädchen sey in der Nacht vom 4. zum 5. bei ihm gewesen, als Nachts um 12 Uhr beide, der Bräutigam und jenes verliebte Frauenzimmer, durch einen heftigen Schlag gegen die verschlossene Thüre aus ihrem Taumel geweckt worden, die Thüre sich öffnete und eine weiße weibliche Nebelgestalt sichtbar wird. Mit einem tiefen Seufzer verschwand die Ge-

stalt, die Thüre ging wieder zu, und war nach wie vor fest verschlossen. Der junge Mann hatte die Braut erkannt, und beschloß nun, sich zu bessern und durch das reuevolle Bekenntniß sein Herz zu erleichtern. Von der Krankheit der Braut wußte der Bräutigam Nichts, ahnte es aber, jedoch erst in der Nacht vom 5. zum 6.*) durch zwei Träume. Im ersten Traume, wo die Kranke die zweite phantastische Reise machte, sah er die Braut, welche ihm freundlich verzieh, ihm sagte, daß sie sterben würde, er möge durch Besserung und Reue wieder ruhig und zuletzt glücklich werden. Nach dem Erwachen habe er seinen Namen rufen hören, und Morgens zwischen 6—7 Uhr (in der Sterbestunde) habe er wieder geträumt: Die Braut erscheine auf dem Ufer eines reißenden Stromes und winke ängstlich und sehnend. Ueber den Fluß führte eine halb zerstörte Brücke; auf dem noch ganz festgewölbten Bogen jenseit stand die Braut am äußersten Rande, und von da zum Bräutigam lagen nur einzelne Balken. Der Träumende wollte den einen Balken betreten; die Braut faßte diesen (den Balken) fest, als ob sie des Bräutigams Herüberkommen befördern wolle. In fürchterlicher Angst schritt er vorwärts; allein Alles wich unter ihm und er stürzte in den Fluß.

21

In den „Fragmenten aus den Memoiren einer Erzieherin", welche Stahmann im zweiten Hefte seiner „Ahnungen 2c." S. 48 mittheilt, erzählt dieselbe Dame auch folgendes Ereigniß aus ihrem frühern Leben:

---

*) Dies ging aus spätern Briefen an die Mutter der Braut und an den Arzt hervor.

Ich war in meinem 16. Jahre mit einem wakkern Manne verlobt; doch sollte ich nach dem Willen meiner Mutter 20 Jahre alt werden, bevor ich heirathete. Die Mutter meines Bräutigams war ein completes Gegenstück der meinigen. Soviel ich von ihrem Character erfuhr, wurde mir ihretwegen diese Verbindung zuwider, obwohl mir der Bräutigam unendlich theuer war. Sie hatte die Frau des ältern Bruders meines Geliebten todt geärgert, und dieses Weib wollte sich zu uns begeben, wenn wir getraut wären. Bei ihrer einzigen Tochter, als diese eine Sechswöchnerin war, hatte sie sich so schauderhaft benommen, daß der Schwiegersohn sie aus seinem Hause schaffte; die Frau kränkelte vom gehabten Aerger der boshaften Mutter ein ganzes Jahr und starb. Dem Wittwer durfte die böse Schwiegermutter nicht wieder vor die Augen kommen.

Dieser Umstand, nach der Verlobung erst mir zu Ohren gekommen, machte die beabsichtigte Verbindung wieder rückgängig; ich suchte von meinem Bräutigam wieder loszukommen. Ein anderer junger Mann, von der Wiege an, mit Bewilligung der Eltern, an ein Mädchen gekettet, das, obwohl sehr brav, seinen Anforderungen nicht entsprach, wurde mit mir bekannt; die Unmöglichkeit uns zu besitzen, machte unsere Wünsche reizender, und so mußten wir uns wohl zu tief in die Augen gesehen haben.

Um fernern Trübsalen zu entgegnen, nahm ich die Stelle einer Erzieherin an und schied, von den Thränen jener beiden Männer begleitet, von hinnen. Mir und dem Geliebten allen Kummer zu ersparen, erwähnte ich weder in Briefen an meine Mutter und Freunde, noch mündlich etwas von dem Geliebten, fragte auch nicht nach seinem Leben und Walten.

Da war's in der Charfreitagsnacht, als ich in wachendem Zustande, bei offenen Augen und klarem Bewußtseyn, — es war heller Mondschein — den Geliebten im — Leichentuche hereintreten sah. Er richtete sein Angesicht wie verklärt zum hellen Himmel, kam auf mich zu, beugte sich über mich und verschwand.

Nach den Feiertagen erhielt ich einen Brief von meiner Mutter mit der Nachricht: „Der gute W... endete in der Charfreitagsnacht seine Leiden; denn seit Deiner Abwesenheit war er weder froh noch gesund. Er ward am zweiten Feiertage früh um 6 Uhr zur Erde bestattet. Man könnte von ihm sagen: „Der Liebesgram hat ihn getödtet."

Bei Lesung ähnlicher Thatsachen wird der Stoffmensch sich eines ungläubigen Lächelns selten nur erwehren; der minder oberflächliche Denker wird jedoch mit dem berühmten Professor v. Schubert folgenden Schluß ziehen: „Wenn schon im animalischen Magnetismus eine solche innige Vereinigung zweier menschlicher Wesen möglich ist, daß das eine an allen Bewegungen und Gefühlen des andern so Theil nimmt, als ob es ihm selbst geschähe; wenn dieses tiefe Mitgefühl, das sich zwischen Magnetiseur und Somnambule zeigt, häufig noch in einiger Entfernung Beider wirksam ist, und das, was mit jenem in unmittelbarer Beziehung war, auf diese einen eigen-

*) Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, 3. Aufl. S. 292.

thümlichen Einfluß zeigt; so ist von hieraus nur noch ein Schritt zu dem wunderbaren Mitwissen eines Entfernten um die Schicksale, vornehmlich aber um den Tod einer geliebten oder nahe verwandten Person."

22.

Als einer der unverwerflichsten Zeugen für das Vorhandenseyn jener Todesanzeichen, wo Kranke, während ihr kraftloser Körper sie fest an das Sterbelager kettet, Andern, die oft an weit entfernten Orten wohnen, in ihrer Todesstunde, der ganzen ihnen eigenthümlich gewesenen Gestalt nach, erscheinen, dürfte der unvergleichliche Wieland genannt werden, den schwerlich Jemand des Aberglaubens beschuldigen wird, da Einige sogar kein Bedenken trugen, ihn den deutschen Voltaire zu nennen. Dieser Heros der Literatur erzählt (im 37. Bde. seiner „sämmtlichen Werke", Leipzig 1805 S. 239):

Es werden nun fünfzig Jahre seyn, als ich während meines langen Aufenthaltes in H . . . . mit einer edlen Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus eben so sonderbaren als achtungswürdigen Personen bestand. Kurz zuvor, ehe ich mit dieser Familie in nähere Verhältnisse gekommen war, starb die Frau vom Hause. Sie hatte bei allen Leuten in der Gegend, wo sie wohnte, als eine der außerordentlichsten Personen ihres Geschlechtes und ihrer Zeit gegolten; was mit dem Umstande, daß sie der Welt immer unbekannt blieb, sehr wohl bestehen kann. Etwas Excentrisches in ihrer Natur, das Lesen mystischer Schriften und eine Kette von besondern, selten zusammentreffenden, äußern Umständen vereinigten sich, eine ganz eigene Art von ehrwürdiger Schwärmerei zum Grundton ihres Charakters zu machen. Wie bei allen reinen Seelen dieser Classe,

war auch bei ihr die Liebe zu Gott eine nie versiegende Quelle von Werken der Wohlthätigkeit, zumal von solchen, die mit Beschwerlichkeit verbunden waren. Und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihrem Triebe, allen Nothleidenden zu helfen, ein so unbeschränktes Genüge zu thun, als ihrem Herzen Bedürfniß war, so hatte sie sich allerlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, wodurch sie den armen Landleuten, unter welchen sie wohnte, nützlich seyn konnte. Sie besaß viel Geschick in Bereitung solcher Arzneien, deren diese Menschenclasse am meisten bedarf, und da sie alles unentgeltlich gab, rettete sie manche, die sich aus Armuth oder unverständiger Sparsamkeit die nöthigsten Hülfsmittel versagt haben würden, wenn sie etwas dafür hätten geben müssen. Vorzüglich war sie eine eben so geschickte, als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreise von etlichen Meilen war der Glaube an ihre beinahe wunderthätige Hand bei dem dürftigsten Theile des Landvolkes eben so groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht selten wurde sie in der strengsten Jahreszeit und bei dem unfreundlichsten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette geholt, um einer an Allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erscheinung eines Engels, mit welchem Trost und Rettung in ihre Hütte kam.

Diese allgemein verehrte Dame war dem Zustande des natürlichen Schlafwandelns häufig unterworfen. Man gewöhnte sich aber um so leichter an dieses ihr Umhergehen mit geschlossenen Augen und andere Beschäftigungen in dieser Verfassung, da sie gewöhnlich nachher versicherte, während denselben unbeschreibliche Herrlichkeiten gesehen und gehört zu haben. Obschon Protestantin, standen sie und ihr Ge-

wahl mit dem Beichtvater eines benachbarten Benedictiner-Nonnenklosters, dessen Lehnsmann Hr. v. K., der Gatte dieser Dame, als Gutsbesitzer war, in so vertrauten Verhältnissen, daß der durch Vorzüge des Geistes und des Herzens empfohlene Pater als ein Glied jener Familie betrachtet wurde.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau v. K. wurde der Pater von seinem Fürsten nach Bellinzona versetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus seinem Stifte versehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da diese Trennung dem wackern Benedictiner und dem Herrn und der Frau v. K. gleich schmerzlich war, so versprachen sie einander, ihre Freundschaft wenigstens durch einen traulichen Briefwechsel dauernd zu erhalten.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen sich keine sorglichen Gedanken machten, weil sie dieselbe Krankheit mit eben denselben Zufällen schon mehrmals glücklich überstanden hatte. Sie allein dachte anders und sagte ihrer einzigen Tochter, die damals siebenzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wenn sie sterben würde, ganz bestimmt voraus; doch mit dem ernstlichen Verbote, Niemanden, selbst dem Vater, etwas davon merken zu lassen. Dieser blieb auch ganz unbekümmert und zweifelte so wenig an der baldigen Genesung seiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, seinen Freund, den Pater, durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen.

Indeß war der Tag herangekommen, an welchem Frau von K., ihrer Vorhersagung zufolge, sterben sollte. Sie schien sich um vieles besser zu befinden, war sehr heiter und sprach mit ihrer Tochter, der einzigen Person, die sie an diesem Tage um sich haben wollte, von ihrem bevorstehenden Tode so ge-

lassen, als ob von einer kleinen Spazierfahrt die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie nach ihrem Vorgefühle noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Brust, womit die vermeinte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung und erhielt dadurch die Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf und sagte mit einem ihr eigenen holden Lächeln: „Nun ist's Zeit, daß ich gehe und vom Pater Abschied nehme."

Mit diesen Worten legte sie sich auf die andere Seite und schien in wenig Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwachte sie wieder, wendete sich mit einem Blicke voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, sprach noch wenige einzelne Worte und entschlief auf immer.

An demselben Tage und — wie es sich in der Folge zeigte — in eben dieser Stunde saß der Pater zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtische bei einer Studirlampe mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thüre des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument, das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau v. K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem

Kraft ansieht und verschwindet. Er faßt sich wieder, ist sich auf's Deutlichste bewußt, daß er wacht und die Gestalt seiner mehr als 30 Meilen von ihm entfernten Freundin gesehen hat; er untersucht die Pandore und findet den Resonanzboden gesprungen. Er weiß eine so sonderbare Erscheinung sich nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß sie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er schreibt mit der nächsten Post an ihren Gemahl, erkundigt sich mit einer Unruhe, deren Ursache er jedoch verschweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß sie in eben derselben Stunde, da er die Erscheinung gehabt, gestorben sey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in derselben Stunde begegnet war.

Diese Geschichte habe ich aus dem Munde des damaligen Fräuleins von K. Diese war zur Zeit, da sie mir bekannt wurde, eine unverfälschte Tochter der Natur, die gewiß die Wahrheit sagen wollte, d. i., kein Wort mehr, als was sie selbst für wirkliche Thatsache hielt und, allen Umständen nach, halten mußte. Nicht weniger Ursache habe ich, an die Wahrheitsliebe jenes wackern Geistlichen zu glauben, der in einem zu guten Rufe stand, als daß seine Versicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringste gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumal da sich schlechterdings nicht absehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über diesen Punct hätte ziehen können. Täuschte sich vielleicht die sterbende Frau von K., da sie ihrer Tochter sagte: sie wolle nun gehen und vom Pater Abschied nehmen? Täuschte sich dieser, als er plötzlich die Gestalt seiner Freundin vor sich zu sehen glaubte? War es bloßer Zufall, daß die Stunde der Erscheinung mit derjenigen, worin die Sterbende

ihm erscheinen wollte, zusammentraf? Frau von K. sagte, sie wolle gehen, um von einem abwesenden Freunde Abschied zu nehmen; und wenige Augenblicke darauf erblickt dieser ihre Gestalt in seinem Zimmer, und dies zu einer Zeit, als seine ganze Aufmerksamkeit auf eine mathematische Ausrechnung geheftet ist, da er an nichts weniger, als an die Sterbende denkt und kein Wort von ihrem Krankseyn weiß. Wenn ein solches Zusammentreffen Zufall ist, so möchte ich wissen, was man absichtliche Ursache und Wirkung nennen kann. Wie hätte der Pater unter diesen Umständen sich selbst täuschen, oder getäuscht werden können? Ueberdies war er durch das Zerspringen der Pandore aufgeschreckt und bewogen worden, nach dem Orte, wo die Gestalt seiner Freundin sichtbar war, hinzuschauen. Ein Instrument kann wohl aus irgend einer Ursache einen Riß bekommen und einen Knall thun; aber daß dies gerade in dem Augenblicke geschah, wo die Erscheinende — welche dazu vermuthlich nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte — seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, weis't deutlich auf ein absichtliches Verhältniß von Ursache und Wirkung hin. Die Folgerungen, die daraus zu ziehen sind, wären demnach: Erstens: es sey möglich, daß unsere Seele, wenigstens kurz vor der gänzlichen Trennung von ihrem Körper, aus demselben herausgehen und ihre Gegenwart anderswo offenbaren könne; zweitens: daß die Erscheinung der eigensten Gestalt der Frau von K., da sie sich schwerlich auf eine andere Weise erklären läßt, für einen Beweis gelten müsse, daß sie es selbst gewesen sey, die ihm in dieser Gestalt erschien; drittens: daß sie also entweder die Gabe gehabt haben müßte, sich in aller Eile aus einem sichtbaren Stoffe einen neuen, ihrem irdischen Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden; oder,

daß es mit dem ätherischen Körper seine Richtigkeit habe, und daß dieser das Vermögen besitze, nach dem Willen der Seele, in wenig Minuten so viel gröbern Stoff aus der Luft an sich zu ziehen, als nöthig ist, um sichtbar zu werden. Nur scheint mir Jenes ungleich weniger natürlich und begreiflich zu seyn, als dieses; und ich halte mich also an das Letztere, glaube auch durch diese Erscheinung der Frau von K. für die Existenz des ätherischen Seelenorgans ein Großes gewonnen zu haben.

23.

Nachfolgende Anecdote versichert Jung-Stilling*) mit möglichster Sorgfalt nach der ehemaligen Erzählung des unten erwähnten kaiserl. geh. Raths von Seckendorf mitgetheilt zu haben.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen stand mit dem Könige August II. von Polen in so freundschaftlichen Verhältnissen, daß sie einander, wenn es möglich war, wenigstens einmal des Jahres sahen. Dies geschah auch noch kurz vor dem Tode des Letztern; derselbe schien sich damals ziemlich wohl zu befinden, nur hatte er eine etwas bedenkliche Entzündung an einer Zehe. Die Aerzte warnten ihn daher vor jedem Uebermaaß in starken Getränken, und der König von Preußen, welcher dies wußte, befahl seinem Feldmarschall von Grumbkow — der den König bis an die Gränze begleitete, und ihn dort in einem königlichen Schlosse standesgemäß bewirthen sollte — daß er bei jenem Abschiedsschmause Alles sorgfältig vermeiden möchte, wodurch die dem Könige von Polen aus erwähnter Ursache von den Aerzten

*) Theorie der Geisterkunde, S. 269.

so sehr empfohlene Mäßigung im Genusse des Weines überschritten werden konnte.

Als aber der König August noch zuletzt einige Bouteillen Champagner verlangte, so gab Grumbkow, der diesen Wein selbst liebte, nach und genoß dessen auch seiner Seits so viel, daß er sich, indem er über den königlichen Hof des Schlosses in sein Quartier ging, an einer Wagendeichsel eine Rippe zerbrach und sich daher in einem Tragsessel zum König August bringen lassen mußte, als dieser seine Reise des andern Morgens sehr früh fortsetzen und ihm noch einige Aufträge an den König von Preußen geben wollte. Hierbei war der König von Polen, außer einem vorn geöffneten Hemde, nur mit einem kurzen polnischen Pelze bekleidet.

In eben diesem Anzuge, nur mit geschlossenen Augen, erschien er am ersten Februar 1733 früh, ungefähr um drei Uhr dem Feldmarschall von Grumbkow und sagte zu ihm: „Mon cher Grumbkow! je viens de mourir ce moment à Varsovie *).“

Grumbkow, dem die Schmerzen des Rippenbruchs damals noch wenig Schlaf gestatteten, hatte unmittelbar zuvor, bei dem Scheine seiner Nachtlampe und durch seine dünnen Bettvorhänge bemerkt, daß sich die Thüre seines Vorzimmers, worin sein Kammerdiener schlief, öffne, daß eine lange menschliche Gestalt hereinkomme, in langsam feierlichem Schritt um sein Bett herumgehe und seine Bettvorhänge öffne. Nun stand die Gestalt des Königs August gerade so, wie Letzterer nur wenige Tage vorher lebendig vor ihm gestanden war, vor dem erstaunten Grumbkow und ging, nachdem er obige

*) Mein lieber Grumbkow! ich bin so eben in Warschau gestorben.

Worte gesprochen, wieder zu eben der Thüre hinaus. Grumbkow klingelte, fragte den zur nämlichen Thüre hereineilenden Kammerdiener: ob er den nicht auch gesehen habe, der so eben gerade da herein und hinausgegangen sey? — Der Kammerdiener hatte nichts gesehen.

Grumbkow schrieb sogleich den ganzen Vorgang an seinen Freund, den damals bei des Königs von Preußen Hoflager befindlichen kaiserlich österreichischen Gesandten, Feldmarschall Grafen von Seckendorf, und bat den Letztern, die Sache dem Könige bei der Parade auf passende Weise zu hinterbringen. Bei dem österreichischen Gesandten befand sich, als ihm das Grumbkowsche Billet schon früh um 5 Uhr zukam, dessen Schwestersohn und Gesandtschaftssecretär von Seckendorf, nachheriger Brandenburg-Anspach'scher Minister und zuletzt kaiserl. Geheimrath. Jener sagte zu diesem, indem er ihm das Billet zu lesen darbot: „Sollte man nicht denken, die Schmerzen hätten den alten Grumbkow zum Visionär gemacht? Ich muß aber den Inhalt dieses Billets noch heute dem Könige hinterbrigen."

Nach 40 Stunden langte durch die von Warschau nach Berlin von drei zu drei Stunden unterlegten polnischen Uhlanen und preußischen Husaren die Nachricht in Berlin an, daß der König von Polen in derselben Stunde zu Warschau gestorben sey, als Grumbkow jene Erscheinung gehabt hatte.

Aus der „Geschichte, Leben und Thaten des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's des Ersten" (Hamburg und Breslau 1735, S. 454), kann noch Folgendes zur Erläuterung hier beigefügt werden: Hier wird auch bestätigt, daß der König von Polen am ersten Februar 1733 gestorben sey, und daß man diese Nachricht schon am vierten in Berlin erhalten habe. Ferner wird auch bemerkt, daß der

König von Polen bei seinem Hin- und Herreisen zwischen Dresden und Warschau, seinen Weg von Dresden aus über Crossen und Karga und von da vollends nach Warschau genommen, bei welcher Gelegenheit der König von Preußen fast jedesmal den General und Staatsminister von Grumbkow nach Crossen schickte und den König da bewillkommen ließ.

Jung-Stilling, der in seiner Theorie der Geisterkunde, S. 273, diese Anecdote mit möglichster Sorgfalt nach der Erzählung des Geheimraths v. Seckendorf mitgetheilt zu haben versichert, setzt am Schlusse hinzu: „Die Wahrheit dieser Geschichte beruht auf der Glaubwürdigkeit solcher Personen, an deren Kopf und Herz zu zweifeln Verbrechen seyn würde. König August empfand bei herannahendem Tode gewiß sehr, daß er bei Grumbkow's Gastmahle den Rath seiner Aerzte so schlecht befolgt hatte. Zugleich mochte er auch wohl diesem seinem Wirthe den Vorwurf machen, daß er, da er den Sinn der Aerzte wußte und noch dazu von dem Könige von Preußen den gemessenen Befehl hatte, sorgfältig Alles zu vermeiden, was seinen erhabenen Gast schaden könne, alles Schädliche hätte entfernen und in das Verlangen nach Champagner nicht hätte einwilligen sollen. Mit dieser tiefen Reue und gleichsam fixen Idee starb er. Die Sehnsucht, dem Herrn von Grumbkow sein Versehen an's Herz zu legen, war vielleicht Ursache, daß er auf seine Einbildungskraft wirkte, sein Ahnungsvermögen entwickelte, woher dann die Erscheinung entstand.

Bei solchen Erscheinungen, schließt Jung, muß man sich nicht etwa vorstellen, daß die Seele des Königs von Warschau nach Crossen hätte reisen müssen; denn sobald die Seele aus dem Körper geschieden ist, hört das, was wir Raum, Ausdehnung,

Entfernung u. s. w. nennen, auf; aber die Vorstellung, die sie in diesem Leben von den Gegenständen der Sinnenwelt erhalten hat, behält sie. Nur empfindet sie nun nichts mehr von ihr, es sey denn, daß sie in den Fall geräth, mit einem noch Lebenden*) in Rapport zu kommen und ihm zu erscheinen.

24.

Lord Byron erzählt folgende Thatsache, die er aus dem Munde des Capitän Kidd selber vernommen zu haben versichert. Dieser schlief einst Nachts in seiner Hängematte, da erweckt ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Augen und es däucht ihm, er sähe bei dem schwachen Lichte, das die Cajüte erhellte, die Gestalt seines Bruders, der damals als Seeofficier in Ostindien war, gekleidet in seine gewöhnliche Uniform, quer über's Bett liegen. Er hält dies für eine leere Einbildung, schließt die Augen und bemüht sich, wieder einzuschlafen. Aber der Druck auf seinen Körper dauert fort und so oft er aufblickt, sieht er dieselbe Gestalt quer über's Bett gelehnt. Er streckt die Hand darnach aus, berührt sie und hat das Gefühl, als sey die Uniform ganz naß. Erschrocken ruft er jetzt einen seiner Mitofficiere zu Hülfe, und sobald dieser hereintritt, verschwindet die Erscheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Schreckenspost, daß in derselben Nacht, in welcher er die Erscheinung gehabt, sein Bruder im indischen Meere ertrunken sey*).

---

*) Vorausgesetzt, daß dieser die phys. Disposition besitze, übersinnliche Eindrücke in sich aufzunehmen.

**) Schubert's Geschichte der Seele, S. 654 der ersten Ausg., nacherzählt dem Monthley Review 1830, pag. 229.

25.

Die Kinder des Juweliers Hübschmann in Stuttgart — erzählt Werner*) — riefen einmal früh Morgens dem noch schlafenden Vater freudig zu: „Der Großvater ist gekommen!" Als er nirgends zu sehen war, fragte man die Kinder über ihren Ausruf. Diese betheuerten, der Großvater sey so eben an ihnen vorübergegangen. Hübschmann's Bruder in Straßburg ging in derselben Frühstunde in seine Werkstatt, wo er des Vaters Gestalt sich entgegen kommen sah. Sogleich schrieb er nach Stuttgart und meldete den Vorfall. Nach 3 Tagen kam die Nachricht aus dem Voigtlande, daß der Großvater gerade in jener Stunde gestorben sey.

26.

Derselbe Autor erzählt (l. c. S. 409) auch einen hierher gehörenden Fall aus seinem eigenen Erfahrungskreise: „Mein eigener Bruder G. lag in Stuttgart unrettlich krank. Ich verließ Nachts 11 Uhr sein Lager und legte mich in einer andern Wohnung zu Bette. Früh zwischen 3 und 4 Uhr erwachte ich schnell an dem lauten, fast gellenden Rufe meines Namens. Ich erhob mich und hörte so ganz wach meinen Namen noch zweimal rufen. Ich dachte meines Bruders, und nach einer halben Viertelstunde erhielt ich die Nachricht, daß er so eben gestorben sey. — In derselben Stunde sah meine Mutter in Tübingen die Gestalt ihres Sohnes deutlich im Nebenzimmer stehen und sie einige Minuten anblicken, worauf sie verschwand.

*) Die Schutzgeister, Seite 406.

27.

Boswell, der Verfasser einer Biographie Johnson's, erzählt von einem seiner Bekannten, auf dessen Wahrheitsliebe er sich verlassen zu können versichert, derselbe habe ihm gesagt, daß, als er einst nach Kilmarnok nach Hause gegangen, er sich aus einem Walde habe rufen gehört, und die Stimme sey die seines Bruders gewesen, der nach Amerika gereis't war. Das nächste Paketboot brachte die Nachricht mit, daß dieser Bruder gestorben sey *).

28.

Um die Zeit, als der Viscount Dundee in der Schlacht bei Kiliecranky fiel, erschien sein Geist dem Lord Balcarras, der damals wegen Verdacht des Jacobitismus auf dem Schlosse zu Edinburg gefangen saß. Das Gespenst zog den Vorhang vor dem Bette seines Freundes weg, blickte ihn stier an, lehnte sich eine Zeit lang an den Mantel des Kamins und ging dann aus der Stube. Der Graf, der damals nicht wußte, daß er ein Gespenst sehe, rief dem Dundee nach, zu bleiben. Bald aber traf die Nachricht von dem unglücklichen Schicksale des Helden ein **).

29.

Wenn wir die bisher angeführten Fälle mit Kieser: Phantasiebilder des Gesichtsorgans nennen möchten, so dürfen einige der folgenden Beispiele

---

*) Accredited Ghost Stories, p. 205.
**) Ibid.

ebenso passend als Phantasiebilder des Gehörorgans zu classificiren seyn. „Von dem Volke in Ehren gehalten", — sagt Kieser *) — „sind jene Todesanzeichen zwar von der falschen Aufklärung der neuern Zeit, die nur das wachende intelligente, aber nicht das schlafende Gefühlsleben kennt (worunter der sensitive Somnambulismus einzelner Organe *] zu verstehen), und Alles, was nach den Vernunftgesetzen des wachenden Lebens nicht erklärbar ist, als nichtexistirend verwirft, in die Kategorie des Aberglaubens verwiesen worden; allein die Menge solcher Erscheinungen spricht für deren Wirklichkeit, welche physiologisch nothwendig ist, indem, wie es Anschauungen des Gefühlslebens giebt, es durch's Auge objectiv werdende Gefühlsanschauungen geben muß."

Hierher gehört der sogenannte Todtenschrei, den die schottischen Hochländer Taisk, und andere in den Niederlanden Wrath nennen, wenn nämlich die Stimme derjenigen Person gleicht, deren Tod hierdurch vorherverkündigt wird. Ein Beispiel dieser Art trug sich in dem Dorfe Rigg auf der Insel Skye zu. Fünf Frauenzimmer saßen zusammen in demselben Zimmer und Alle hörten einen lauten, durch das Fenster kommenden Schrei. Sie hielten es völlig für die Stimme eines Mädchens, welches mit gegenwärtig war. Dieses erröthete sogleich, obschon es

---

*) Syst. d. Tellurism. II., S. 57.

**) Dieser stellt sich dar als abnorme Thätigkeit der einzelnen Organe des äußern und innern Sinnes im übrigens wachenden Menschen. In den äußern Sinnen erscheint er als abnorme Gesichts-Gehörs-Function, ohne äußeres Object des Sehens, Hörens, während der übrige Körper sich im wachenden Zustande befindet. Das Auge sieht, das Ohr hört hier wirklich, aber nicht das äußere Object, sondern das innere neben und mitten im äußern.

ließ sich's nicht merken ließ, bekam am folgenden Tage ein Fieber und starb in derselben Woche*).

30.

Am Todestage des Inspectors Paisen zu Klokkries auf Fünen — erzählt Bende Bendsen in Kieser's Archiv (VIII., 3, S. 97) — saß der jetzige Lehnsvogt Carstens in Lindholm mit seiner Frau und seinem Sohne am Mittagstisch, als alle drei Personen deutlich ein Pferd auf den Hof trotten und die hohlen Worte hören: „De ole Paul is dod!" — Dies hat mir nicht allein der Lehnsvogt, welcher nach Jenes Tode das Inspectorat bekam, sondern auch sein Sohn, ein junger Rechtsgelehrter, der sonst nichts auf solche Erscheinungen hält, feierlich versichert. Eine Stunde hernach kam ein Knecht des Verstorbenen auf den Hof geritten, der die Todesanzeige mit den vorigen Worten bekannt machte.

31.

Parallele Zustände sind die durch Schall, Thürenschlagen und andere Schälle sich ankündigenden Todesfälle. Keine äußern Gegenstände erregen hier das Geräusch, wie in früher erwähnten Fällen das Gesichtsbild keinen realen Gegenstand hat, sondern der innere Sinn des das Geräusch Hörenden erzeugt die Sinnesempfindung des Schalles. So gedenkt Stahmann (Ahnungen ꝛc. I., S. 90) eines Schullehrers, welcher bei jedem Todesfalle Spuk mit der Lade hörte, in welcher die Leichentücher lagen, so daß er zuletzt den Prediger bat, die bewußten Sa-

*) Kieser's Archiv VI., 3. S. 109.

chen an einen andern Ort bringen zu lassen, um das schauerliche Gepolter nicht mehr zu hören.

32.

Die Wahrheit folgender Thatsache ist dem Herausgeber dieser Sammlung von einem Augenzeugen verbürgt worden. Als im Jahre 1813 die Russen Dresden und die Umgegend überschwemmten, hatten viele derselben in der wenige Meilen entfernten Bergstadt Freiberg ihr Winterquartier genommen. Es war um Advent, als einst um Mitternacht man an einem Hausthore drei heftige Schläge zu vernehmen glaubte. Die Bewohner der gegenüber befindlichen Häuser eilten, als nach zwei Pausen von gleichen Zeiträumen die drei Schälle wiederholt vernommen wurden, an's Fenster. Nachdem man nicht nur Niemand auf der Straße bemerkte, sondern auch in dem sehr hohen Schnee keine Fußtritte vor dem Hausthore entdecken konnte, gab man alle Hoffnung zu einer natürlichen Lösung dieses Räthsels auf. In dem betreffenden Hause aber lag ein am Nervenfieber schwer erkrankter russischer Officier, welcher lächelnd zu den sein Lager Umstehenden sagte: Jene 9 Schläge gelten mir, denn morgen um die neunte Stunde werde ich nicht mehr seyn. — Seine Weissagung erfüllte sich buchstäblich. Man möchte also geneigt seyn, hier die Einwirkung eines verstorbenen Verwandten auf den Kranken anzunehmen, der ihm, wie dies so oft bei Sterbenden durch ein Phantasiebild des Gesichts sich anzukündigen pflegt, die baldige Vereinigung mit den früher geschiedenen Lieben durch ein Phantasiebild des Gehörs andeuten wollte.

33.

Als im Februar des Jahres 1727 Langford Colie, Esq., der damals zu York lebte, eines Abends nach Hause kam, zog er sich sogleich und zwar sehr schnell aus und legte sich zu seiner Frau in's Bett. Er war eben im Begriffe, sie anzureden, als er durch ein plötzliches Pochen an der Straßenthüre überrascht ward, das so stark war, als ob es mit einem großen Schmiedehammer geschehe. Er sprang also schnell wieder aus dem Bette, nahm ein Paar Pistolen in die Hand und eilte über den Vorsaal nach dem Speisezimmer hin. Allein ehe er noch die Thüre dieses erreichte, hörte er zum Zweitenmale pochen. Er ward ungeduldig und fürchtend, es könnte seiner damals hochschwangern Frau etwas schaden, lief er nach dem Fenster hin, während welcher Zeit das Pochen zum Drittenmale nicht bloß von ihm, sondern auch von mehreren Personen seiner Familie gehört ward. Er machte eilig das Fenster auf, sah aber Niemanden weder an der Thüre, noch an der einen oder andern Seite des Hauses, obgleich es heller Mondschein war und Nichts seine Aussicht in eine beträchtliche Entfernung verhinderte. Noch immer glaubte er, es habe dies Jemand gethan, der vom Spiele oder Trinken nach Hause gegangen sey; er äußerte daher den andern Morgen auf dem Kaffeehause seinen Unwillen darüber, und erklärte mit Wärme, wie sehr er denjenigen züchtigen wolle, der sich einer solchen Handlung schuldig gemacht, sobald er Gewißheit über den Thäter erhielte. Diese Meinung änderte er nicht eher, als bis er durch die nächste Post einen Brief erhielt, der ihm den Tod seines Vetters Thomas Smith von Nottingham meldete, der zu derselben Zeit, als man

das erwähnte Pochen gehört hatte, zu London gestorben war.

Etwa drei Jahre später saß derselbe Herr bei seinem kranken Bruder, Abel Smith, und hörte von zwölf bis ein Uhr in der Nacht einen ununterbrochenen Lärm, als ob Jemand in der Werkstätte des Tischlers John Baker, der als Nachbar an seinen Hof stieß, Nägel in einen Sarg schlage. Er war sehr unwillig darüber, weil er es für sehr unartig von einem genauen Bekannten des Kranken hielt, als er bald darauf einen Lärm vernahm, als ob zwei bis drei Leute einen Sarg in das Zimmer über ihm schöben. Dieses hielt er für einen Vorläufer des Todes seines Bruders, welcher präcise ein Uhr am andern Tage starb.

Eine eben so sonderbare als wahre Geschichte ließe sich hier von der Familie des Capitain Wood beifügen. Einige Glieder derselben hatten vor ihrem Tode Anzeigen vernommen, die in einem gewissen Pochen entweder außen an der Thüre, oder auf Tischen und Simsen im Hause bestanden. Die Anzahl der Schläge und die Zwischenzeit, so wie der Ort und die Umstände werden sich aus folgender Erzählung ergeben. Der erste Schlag, den man vernahm, erfolgte Nachmittags an oder auf der Thüre, welche offen stand. Die Mutter des Capitains, Eleonore Wood, hörte dieses Pochen allein. Sie gerieth darüber sehr in Unruhe und fürchtete, es werde ihr oder den Ihrigen ein Unglück zustoßen. Vierzehn Tage darauf bekam sie die Nachricht vom Tode ihres Schwiegersohnes Georg Smith.

Drei Jahre nachher vernahm jede Person im Hause ein dreimaliges starkes Pochen. Diese Personen waren Eleonore Wood, Basil Wood und seine Frau nebst einigen Bedienten. Die Schläge waren so auffallend, daß Eine von den Mägden von dem

Brunnen, der ungefähr 20 engl. Ellen davon lag, zurückkam, um zu sehen, was es gebe. Auf dieses heftige Pochen eilten Basil Wood und seine Frau, die damals im Saale waren, in's Milchhaus zu ihrer Mutter, welche sie in großer Unruhe fanden. Sie konnte weiter nichts sagen, als daß sie das Pochen gehört habe. Basil schloß, dies müsse einige Personen aus der Familie, jenes aber an der Thüre einen Freund außer dem Hause bedeuten. Es starben innerhalb eines halben Jahres, nach der Anzahl der Schläge, drei Personen von der Familie, als: Madam Hester Wood, ein Kind von Herrn Wood's Schwester und seine Mutter Eleonore Wood *).

34.

Hennings, der in seinem Buche „von Geistersehern" (Leipz. 1780) von der alles Uebersinnliche läugnenden Philosophie seines Jahrhunderts sich beherrschen ließ, so daß der berühmte Epigrammatist Kästner auch diesen Rationalisten unter der turba philosophorum gemeint haben konnte, welche Erklärungen wagen, die so ungereimt sind, daß sie, wenn sie wahr wären, noch ein größeres Wunder seyen, als das, was sie wegerklären wollen, Hennings selbst kann nicht umhin, S. 599 des oben angeführten Buches eine Thatsache mitzutheilen, welche ein Superintendent Schwarze in dem an Hennings abgelassenen Sendschreiben: „Ungegründete Läugnung der Gespenster" (Jena 1779 S. 27, ff.) anführt. Dort erzählt jener Geistliche:

„Ich habe in den Jahren 1736 bis 1741 auf der Bergschule zu Kloster-Dondorf studirt. Wir hat-

*) Jarvis, accreditied Ghost stories, pag. 165.

ten damals noch keine Kirche auf dem Kloster, sondern mußten unsern Gottesdienst in einer Dorfkirche, welche eine starke Viertelmeile unter dem Berge in dem reizenden Thale der sogenannten goldenen Au lag, abwarten. Doch hatten die Klosterbewohner einen eigenen Leichenacker, auf welchem ihre Todten, sowie die Verstorbenen aus dem nahe dabei gelegenen Dörfchen Kleinroda, begraben wurden. Wenn nun bei einem Klosterbegräbnisse eine Leichenpredigt gehalten wurde, so mußte der Pfarrer zu Dondorf solche in unserer Schulstube verrichten. Es wurde unsere Schultafel von ihrer ordentlichen Stelle der Stubenthüre gegenüber gerückt, mit einem schwarzen Tuche und wieder mit einem weißen bedeckt, ein besonderes Pult in die Mitte der Tafel darauf gesetzt, so auch mit einem schwarzen Tuche bedeckt wurde, hinter welches der Pfarrer trat, wenn er die Leichenpredigt hielt. Auch wurde unser Speisetisch, der auch mit in der Schulstube stand, in einen Winkel geschoben, damit die Leichenbegleiter Platz hatten und sich auf die dem Pfarrer gegenüber gestellten Stühle und Bänke setzen konnten. So oft nun Jemand auf dem Kloster oder in den benachbarten Dörfchen, der mit einer Leichenpredigt begraben werden sollte, starb, geschah uns in der Klosterschule wohnenden, entweder in der Nacht, in welcher der Verstorbene abgeschieden, oder wenn er am Tage gestorben, in der darauf folgenden Nacht jedesmal folgende Anzeige. Es verrichtete in der Nacht, gewöhnlich zwischen eilf und zwölf Uhr, alle Handlungen, die am Tage des Begräbnisses in der Schulstube zur Vorbereitung auf die Leichenrede angestellt wurden. Es rückte die Tafel, schob den Speisetisch, setzte die Bänke und Stühle; schlug die Schulstubenthür auf und zu; kam die Treppe, wie wir Knaben herauf, wenn wir unsere Schulbücher von der Tafel herauf in unsere Zel-

len trugen, und machte ein Getrappel im Hause, der Stube und auf der Treppe. Rector Seibich wohnte gerade über der Schulstube mit seinem Famulus — denn er war zur Zeit noch nicht verheirathet — und hörte nicht nur diesen Lärm, sondern auch wir zwölf Knaben in unsern 6 Zellen konnten solchen deutlich hören. Unten im Hause der Schulstube gegenüber wohnten ein Paar alte 70jährige Eheleute, die das Einheizen, Betten und Reinigen unserer Schulwohnung verrichten mußten, sonst Niemand mehr. Ich und ein anderer Knabe, Namens Eisfeld, der vor einigen Jahren als Diaconus im Schlosse Heldrungen verstorben ist, bewohnten die erstere Zelle. Einst als es eine Zeitlang Nachts in der Schulstube den vorherbeschriebenen Lärm gemacht hatte, glaubten wir, ich und jener Eisfeld, ein Schlürfen auf dem Saale zu vernehmen. Es öffnete unsere Zellen. Wir meinten, es wäre der Rector, der visitiren wolle. Doch weil er, wie sonst gewöhnlich, kein Licht bei sich hatte, riefen wir Beide: Wer da? — Keine Antwort erfolgte, sondern es schlürfte wie Jemand, der in Pantoffeln geht, vor unsern Betten vorbei. Wir wiederholten unser Wer da? Anstatt der Antwort wurde Eisfeld's Violine, die an der Wand ganz frei hing, dreimal nach einander, auf allen vier Saiten so, daß sie von der Quinte nach einander ihren ordentlichen Ton angaben, berührt, wie es die Violinspieler machen, wenn sie stimmen wollen. Wir meinten, des Rectors Famulus, Quenzel, habe den Hauptschlüssel genommen und wollte uns zu fürchten machen, weshalb wir auf ihn schimpften. — Es ging darauf wieder zur Zelle hinaus, schlug die Thüre derb zu, begab sich wieder die Treppe hinunter, lärmte nochmals in der Schulstube; dann war es still. Unsere Nachbarn in der zweiten Zelle hatten unser Rufen, auch das Berühren der Violine und das Auf- und

zumachen unserer Zellthüre gehört. Sie fragten uns noch in derselben Nacht — denn wir konnten wegen einer dünnen Bleichwand mit einander reden — was es in unserer Zelle gegeben hätte? Wir erzählten ihnen den Vorfall. Als wir des Morgens in die Lection kamen, sagte der Rector: „Kinder, habt Ihr diese Nacht den Lärm gehört, wir bekommen eine Leiche.“ Wir erzählten ihm hierauf unsere besondere Begebenheit in der Zelle, und wie wir den Famulus als Urheber jenes Lärmes im Verdacht gehabt. Er versicherte, daß Jener nicht aus seiner Schlafkammer gekommen sey, und daß er mit ihm während des Lärmes darüber gesprochen, wer denn nur gestorben seyn möchte, da man doch nicht gehört, daß Jemand auf dem Kloster krank gewesen wäre. Nachmittag desselben Tags wurde es uns durch den Todtengräber, der es allezeit auf der Schule anzeigen mußte, gemeldet, daß in Kleinroda ein Musicant — den Namen habe ich vergessen, weil es etliche dreißig Jahre her sind, seit er verstorben ist — in der verwichenen Nacht das Zeitliche verlassen habe. Ich und Eisfeld, die wir beide musicalisch waren, machten mit jenem Musicanten in der Kirche die Musik; besonders spielte Eisfeld mit solchem die Violine.

Dieser Erzählung fügte der Superintendent noch folgende Fragen an Zweifelsüchtige bei: Sollte das greise Ehepaar, das im Schulhause wohnte, die wirkende Ursache gewesen seyn? Welche Absicht sollte dazu verleitet haben? Wie konnte man auch vorherwissen, wer an diesem Tage oder in dieser Nacht sterben würde, aus dem Kloster oder unter den Dorfbewohnern, die auf dem Leichenacker des Klosters und zwar mit einer Predigt oder Sermon begraben wurden? Denn bei solchen Leichen, die bloß mit dem Segen begraben wurden, wo man auch nicht in die Schule kam, z. B., bei kleinen Kindern oder sehr

armen Leuten, geschah die nächtliche Anzeige in der Schule nicht. Auch konnte keiner der Knaben, die nur 12 bis 17 Jahre zählten, schon weil sie sehr furchtsam waren, solchen Betrugs nicht fähig seyn, obgleich schon der Grund des nicht Vorherwissens einer Leiche jeden Verdacht von ihnen nahm. Auch wurde die Schule des Nachts wohl verschlossen. Und wie läßt sich das Stimmen der Violine erklären? Zwar fehlte es in unsern Zellen nicht an Mäusen und Ratten; aber die Violine hing an der Wand, damit jene Thiere sie nicht berühren und zerbeißen konnten. Zwar waren wir auch in der Schulwohnung, in allen Kammern und Zellen mit schwarzen Kornwürmern geplagt, die an allen Wänden, Fußboden und Decken sehr häufig krochen, weil über unserer Schulwohnung die Schüttböden des Klosters waren. Diese Kornwürmer fielen sehr oft von der Decke herab; aber konnte das Ungeziefer das so ordentliche Berühren der Saiten auf der Violine dreimal nach einander bewirken? konnten sie auch das Auf- und Zumachen der verschlossenen Zellthüre und das Schlürfen bewirken?

35.

August Lewald erzählt im ersten Bande seiner „Aquarellen" S. 86: „Ich saß mit meiner Frau im weiten Zimmer eines alten Hauses auf dem Schrammenplatz in München. Es war im Spätherbste; aber viele Jahre waren seit jenem Besuche bei der Frau Rollwenzel*) vergangen. Es dunkelte bereits, Alles war still um mich her, man vernahm

*) Sie war die Besitzerin eines Gasthofes bei Baireuth, bei welcher Jean Paul täglich einsprach.

das Picken der Taschenuhr. Plötzlich sagt meine Frau mit einem Ausdrucke der Bangigkeit: „Hast Du nichts gehört?“ — „Es wird die Mutter seyn“ spreche ich, „ich höre draußen im Gange vor unserer Thüre etwas rascheln. Oeffne!“

Meine Frau gestand, daß sie sich fürchte. Lachend erhob ich mich. Vor der Thüre fand ich aber Niemand. Dafür raschelte es jetzt am Ofen längs der Wand, wie wenn ein gelähmter Vogel mit den Flügeln in einem engen Raume um sich schlägt.

„Es ist jetzt im Zimmer — ein Thier!“ rief ich. Schnell wurde Licht gemacht — aber nichts gefunden. Das Geräusch hatte aufgehört, Alles war wieder still ringsum, und die Taschenuhr pickte wieder vernehmlich.

Wir saßen uns stumm gegenüber; die Sagen von Anmeldungen Sterbender wurden in uns wach, und wir theilten uns darüber manche Erfahrung mit. Ich konnte nicht einschlafen und quälte mich mit Gedanken von Ahnungen und Anmeldungen; bekämpfte sie bald als Aberglauben, bald mühte ich mich ab, zu ergründen, auf wen sich das Geräusch bezogen haben könne? „Wen es wohl abforderte,“ wie die Leute sagen.

Nach einigen Tagen finde ich in der Münchner Zeitung die Todesanzeige jener Dame, in deren Hause ich einst in Baireuth so liebreich aufgenommen worden war. Sie hatte eine Reise nach München unternommen, um von den dortigen Aerzten sich curiren zu lassen, und war an jenem Abende, präcis um die Stunde — wie es in der Anzeige hieß — gestorben, als wir das Geräusch vor der Thüre und dann im Zimmer vernahmen.

Ich hatte nicht gewußt, wie nahe ich ihr damals war; sie aber hat, wenn sie des Bewußtseyns

fähig gewesen, Meiner gewiß im letzten Augenblicke gedacht.

Die Verwandtschaft des thierischen Magnetismus mit dem Tode

haben mehrere Gelehrte bereits anerkannt, und muß daher zu Parallelen in den Erscheinungen beider Zustände führen, welche über die Einwirkung der vom Leibe getrennten Seele auf die Sinnenwelt die befriedigendste Gewißheit geben. Der Magnetismus ist das im Kleinen, was der Tod im Großen. „Schon der Anblick des körperlichen Zustandes bestätigt die Wahrheit dieser Vermuthung", sagt Werner *), „die Todtenblässe, der halbgeöffnete Mund, der gepreßte, oft lange unterbrochene Athem, das gebrochene Auge, das wirkliche Todesröcheln und die eigenthümlichen, weder denen des wachen, noch des vollkommen schlafwachen Zustandes ähnliche Gesichtszüge, ließen mich mehr als einmal den wirklichen Tod (jener Somnambule) als ganz nahe fürchten. Wenn aber auch solche Erscheinungen nicht stattfänden, wie sie auch wirklich nicht bei jeder Somnambule in gleichem Grade sich zeigen, so sprechen sie doch für die Behauptung der A**), daß der magnetische Zustand dem Anfange des Sterbens ähnlich sey, auch noch die damit verbundenen psychischen Erscheinungen und die übereinstimmenden Aussagen anderer Somnambulen. Im Tode wirft die Seele die Hülle ganz ab, welche im Erdenleben ihr Wohnhaus war. Im magneti-

---

*) Schutzgeister rc. S. 206.
**) Die von Werner beobachtete Somnambule.

schen Schlafe macht sie, wie die A. sagt, einen kurzen Ausgang aus ihrem Hause. Alle Erscheinungen treten daher im letztern Falle bis zu einem gewissen Grade ein, welche mit dem Sterben verbunden sind. Der Körper scheint todt, die Sinne sind erloschen, die willkürlichen Bewegungen hören auf, der Athem und Puls sind in den höchsten Ecstasen oft nicht mehr erkennbar. Lauter Erscheinungen des anfangenden Sterbens. Die Seele dagegen ergeht sich indeß frei in höhern Räumen, und durch das leibliche Sprachorgan, das in vielen Fällen allein noch ihr zu Gebote steht, verkündigt sie Dinge, welche darthun, daß sie, unabhängig vom Leibe und der Sinnenwelt, in einem höheren Gebiete sich heimisch findet, das kein gewöhnliches menschliches Auge erreicht, wo sie sich Erkenntnisse aneignet, welche den Horizont des wachen Lebens weit übersteigen."

Schubert*) wird durch das innere Licht der Clairvoyants an den leuchtenden Zustand erinnert, welchen die Verwesung an den todten organischen Körpern hervorruft. Dieses brennbare Wesen scheint die Hülle (der astralische Leib) und das noch ungeborne Organ des neuen künftigen Daseyns in sich zu fassen, oder mit ihm verwandt zu seyn. Weil nun Ohnmachten, Scheintod und der magnetische Schlaf von einem Wonnegefühle begleitet sind, wodurch sich der Erwachende auf unbegreifliche Weise gestärkt fühlt, so muß eine in diesen Zuständen erhöhte Lebenskraft vermuthet werden. In der That sieht man, von den Phänomenen der Electricität hinab bis hinauf zu denen der Vereinigung der Geschlechter im Organischen, überall das brennbare Wesen auf dem höchsten Gipfel des Daseyns und

---

*) Ansf. v. der Nachts. der Naturw., S. 300.

der Wechselwirkung erscheinen. Zugleich werden in jenen Augenblicken, wo der Phosphor in ihnen erwacht, die Wesen einer allseitigern Wechselwirkung mit der Außenwelt fähig. Auf der andern Seite sehen wir durch Alles das, was das brennbare Wesen erweckt, die Lebensthätigkeit erhöht und in einem höhern Maaße das Leben selber zerstört werden. So bewirken Gifte von der Verwandtschaft des Phosphors augenblickliche Vernichtung des organischen Lebens. Wenn daher bei der Erhöhung der Lebenskräfte das brennbare Wesen deutlich hervortritt, muß dieses auch anderwärts, bei jeder vorzüglichen Erhöhung der Lebenskräfte, wenn auch weniger nach Außen bemerkbar, erwacht seyn. Wie daher das Sehen bei dem Auge (welches ein Selberleuchten dieses Organs, das durch diese Eigenschaft mit der Außenwelt in Beziehung tritt, die man Anschauen nennt), scheint auch jenes Sehen der Somnambulen nach Innen, und mit verschlossenen Augen nach Außen, und alle andern Phänomene des Hellsehens durch das Freiwerden jenes merkwürdigen brennbaren Wesens bewirkt zu werden. Auch bei jenen dem Tode öfters vorausgehenden Erscheinungen einer hohen Begeisterung, der Vorahnungen und anderer Zustände, die dem Hellsehen so nahe verwandt sind, scheint jenes brennbare Wesen, das im Tode und in der ersten Periode der letzten Auflösung so vorzüglich bedeutend wird, schon theilweise und auf Momente frei zu werden, und jene Momente sind daher nicht Vorahnungen des Todes, sondern der angehende, auf Augenblicke oder theilweise schon eintretende Tod selber. So ist zugleich erklärt, wie Sterbende geliebten Personen, die durch weite Entfernungen von ihnen getrennt sind, zu erscheinen vermögen; denn jeder magnetische Zustand — und ein solcher ist auch jener des Sterbenden wegen der Steigerung der Le-

denskraft in dem letzten Aufflackern der Lebensflamme — ist ein Losgebundenwerden der Seele vom Körper bis auf einen höhern oder geringern Grad der Expansion. Das Mittel dieser Lostrennung ist eben das Freiwerden des Nervengeistes, der wie ein Lichtstrahl die zu schauenden Gegenstände erhellt, wodurch das innere Licht sie erkennt; daher der Grad der Klarheit des Fernsehens auf dem Grade des Losgebundenseyns des Nervengeistes beruht; daher auch der Somnambule, dessen Zustand das Mittelglied zwischen Schlaf uud Tod bildet, weitere Ausflüge in das Geisterreich zu unternehmen im Stande ist, als der bei gesundem Leibe Träumende; aber ein ganz ungetrübtes Schauen dürfte der Seele nur nach vollständiger Trennung vom Leibe, nämlich nach dem Tode desselben, möglich seyn. Es fragt sich zuvörderst:

Was ist der Nervengeist?

Kieser läugnet zwar einen solchen, indem er alle geisterhaften Erscheinungen für subjective Phantasiebilder hält, welche durch die Einwirkung des Sehers auf eine andere Person, die aber gleichfalls in visionärem Zustande durch Einwirkung (des Willens) gedacht werden muß, entstehen. Er hat jedoch die Meinung anderer Psychologen und Physiologen, wie v. Schubert, Eschenmeyer u. v. A., gegen sich, welche die ältere Hypothese vom Seelenkörper in Schutz nehmen. Selbst in dem von ihm herausgegebenen „Archiv f. Magn." (VII., 2. S. 116 ff.) läßt sich eine Stimme zu ihren Gunsten vernehmen. „Wir finden" — lies't man daselbst — „wenn wir in die Geschichte der Physiologie des Nervensystemes schauen, von Zeit zu Zeit ein letztes Vehikel aller Lebensactionen postulirt, das bei weitem subtilerer Natur wäre, als der Nerve selber, der sich vielmehr nur als ab-

sonderndes Organ und Gefäß desselben verhält. Man nannte dieses Postulat bald Pneuma, bald Nervensaft, Nervenäther, organischen Aether; und gewiß sehr glücklich (wenn man dabei an den Uräther der Naturphilosophie denkt, welcher die vollkommene Indifferenz von Kraft und Materie darstellt). Wohl berechtigt die Section nicht zu dessen Annahme; allein die Section zeigt Vieles in ganz anderer Gestalt, als es sich im lebendigen Körper findet; manches kann sie nimmermehr zeigen. Ueberdies finden wir in der ganzen materiellen Natur in steter Ordnung ein Aufsteigen vom Gröbern zum immer Subtilern, so daß endlich die äußere Natur mit Licht (Aether) schließt, in unendlich feiner Atmosphäre endigt. Nun findet sich aber auch im menschlichen Leibe eine vielgradige Aufstufung vom Gröbern, Massereichern zum Subtilern, Feinern; sollt' es denn auf einmal bei der Nervenmasse, wie grob abgeschnitten, stehen bleiben? Auch sprechen alle Somnambulen davon, daß sie ein lichtförmig aus- und überströmendes Medium vom Magnetiseur fühlen und sehen. Endlich findet sich von Stufe zu Stufe in der organischen Materie relativ Festes und relativ Flüssiges einander gegenüber; warum soll Letzteres gerade auf der höchsten Stufe, dem Nervenmarke gegenüber, eine Ausnahme leiden? Nur zu strenge Scheidung der Psychologie von der Physiologie, wie überhaupt ein zu weites Auseinanderhalten der Kraft und der Materie konnten jene Sprünge ungerügt machen lassen, vermöge deren man Lebensacte und Wechselwirkungen erklärt haben wollte, ohne auf ein materielles Substrat Schritt um Schritt zurückzuweisen. Wer kennt einen rein geistigen Lebensact, d. i., der ohne alle materielle Vermittelung wäre? Bei Erscheinungen der Sympathie und Antipathie ist die Wechsel-

wirkung bei weitem öfter rein organisch, als geistig und moralisch.

Der Nervengeist, welchen man auch den Seelenkörper*) nennt, ist das Band, welches Geist und Seele zusammenhält. Nach dem Tode begibt sich der Geist nach Oben, die Seele aber bleibt noch bis zur gänzlichen Auflösung des Leichnams der irdischen Region zugewendet. Alle Völker unterscheiden Seele (ψυχή — ein Wort, das mit ψυχός verwandt ist; denn die Kälte besitzt zusammenziehende, consolidirende Eigenschaft, die Seele aber ist materiell im Vergleich zum Geiste, dessen Heimath das Licht ist) von Geist (πνεῦμα, von πνέω hauchen), dem Luftigen, Gestaltlosen; die Lateiner verwechseln nicht anima und spiritus, die Hebräer nicht Nephesh und Ruach mit Neschama; die Chinesen kennen eine empfindende (Pe) und eine denkende (Hang-Hoen) Seele; dem Apostel ist seelisch (ψυχικός), identisch mit fleischlich (σαρκικός), dem geistigen (πνευματικός) entgegengesetzt.

Der Mensch besteht also aus 3 Theilen; a) aus dem Erdenstoffe, b) aus empfindender Seele, der Nervengeist von Einigen genannt und c) dem unsterblichen Geiste, das Göttliche in ihm. Auch die Somnambulen höherer Grade unterscheiden zwischen Seele und Geist. Eine solche Kranke (Archiv. f. Magn. II., 3 S. 59 ff.) sagte: Der Mensch lebt

---

*) Borell, Caffarelli und Kircher wollten durch Erwärmung der Asche von Pflanzen in Gläsern Gestalten dargestellt haben, die den Pflanzen vor der Verbrennung vollkommen glichen. Ein solches Spectrum wäre dann das vom Leibe abgestreifte dünne Häutchen (spectrum-species, Gespenst-Gespinnst), das der Seele, in ihrem freiern Zustande nach dem Tode des Körpers, diesen als Scheinleib (durch Zuziehung imponderabler Stoffe aus der Luft) ersetzt und in die Sinne fällt.

ein geistiges, niedergeistiges (seelisches) und physisches Leben; nur im magnetischen Zustande tritt das Erstere am stärksten hervor. Unter Nervengeist verstand die Seherin von Prevorst jene, die übrigen Lebenskräfte dirigirende, plastische Kraft, welche vom geistigen Gebiete einen Grad der Natur des Geistes, vom physischen den Stoff nimmt, daher ihrer Natur und Verbindung nach geistig-physisch. Sie sagt von ihm (I., 262): Er steht höher, als jede organische Potenz, sey unzerstörbar und geht mit der Seele nach dem Tode in's andere Leben über. Durch ihn bildet die Seele eine ätherische Hülle um den Geist; durch ihn kann sie sich nach dem Tode des Leibes noch in der Sinnlichkeit offenbaren durch Verbindung mit einem besondern Stoffe aus der Atmosphäre. Ziemlich dasselbe sagt eine andere Somnambule (Werner's Schutzgeister oder merkw. Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt S. 145): Der Nervengeist ist, obgleich dem leiblichen Auge nicht sichtbar, doch sehr grob leiblich in Vergleichung mit dem Wesen, das Geist und Seele zusammen bilden. Nach dem Tode kann die Seele nicht sogleich sich davon befreien; jede beinahe nimmt noch etwas von niederem Begehren mit sich hinüber, und dies ist der Zug zur Erde hernieder. S. 458: Der Nervengeist bildet im Tode die Hülle der Seele und des Geistes, durch welchen der Wille plastische Productionen hervorzubringen vermag. In ihm reflectirt sich namentlich das Bild der Seele, das sich auch durch Anziehung höchst feiner materieller Stoffe aus der Atmosphäre in der Sinnenwelt manifestiren kann. Jedoch ist dies, in der Regel, nur bei moralisch unvollkommenen Geistern der Fall, deren Nervengeist gröber und finsterer. Je höher die Seele in den Stufen dieses Reiches steigt, desto reiner, heller, immaterieller werde der Nervengeist. Er bleibt auch jenseits das Werk-

zeug der Seele zu ihren Aeußerungen, und wirkt dort als eine dem Zuge des Willens folgende Lebenspotenz plastisch fort. Uebereinstimmend erklärt die Seherin von Vasárhely den Nervengeist als das Leib und Seele Verbindende, ein unendlich feines Lichtwesen, den Sonnenstrahl an Feinheit und Schnelligkeit noch übertreffend; durch den, während des wachen Zustandes im Gehirn, im Somnambulismus in der Magengegend angehäuften Nervengeist wird der Gedanke erzeugt, das Motiv aller seiner Bewegungen und Thätigkeiten ist der Wille. Obgleich in der Geisterwelt das Materielle bis auf ein Minimum abgefallen ist, so schließt Eschenmeier doch, daß, wenn auch der rohe Stoff weggefallen, die Form jenseits seine Stelle vertreten könne. Wie in jedem Spiegelreflex sich zeigt, ist eine den gewöhnlichen Sinnen stofflos scheinende Form kein Unding, und denken wir uns, sagt Werner, die Geistergestalten als Gebilde, welche an materieller Feinheit noch das Licht übertreffen, das den harten Krystall ohne Hinderniß durchdringt, so mögen die Geisterseher Recht haben, wenn sie behaupten, daß die Seelen Verstorbener nicht nur sichtbar werden, sondern auch alles Physische ohne Widerstand durchdringen können, welche Fähigkeit ja schon im Somnambulismus sich zeigt.

Die Frage: Wie ist es möglich, daß Geister sich den Menschen wahrnehmbar machen können? beantwortet Werner (l. c. S. 442) wie folgt: So lange wir an dem Wahne hängen, die objective Realität alles dessen sey mit Recht zweifelhaft, was wir mit unsern Sinnen nicht erreichen, so lange werden uns Seelenkörper als Widersprüche, und alle Einwirkungen der Geister auf Menschen unglaublich erscheinen. Wie werden aber die Spötter die Einwirkung ihres eigenen Geistes auf

ihren eigenen Körper, die sie doch nicht läugnen können, ohne Annahme eines realen, der Materie verwandten, unsichtbar einwirkenden Mediums erklären wollen? Unmittelbar kann der menschliche Geist nicht auf die Materie einwirken, er bedarf eines Mediums, wie des gedachten, sonst könnte, z. B., sein Wille nicht auch belebte Stoffe außer dem Körper ohne Medium, für sich, bewegen. Die Art und Weise darzuthun, wie unsere Organe und Empfindungen zusammenhängen, ist bis jetzt unmöglich gewesen. Aber die Thatsache der Einwirkung des Geistes auf den Körper liegt entschieden vor, und es fragt sich, welche der beiden Erscheinungen, die letztgenannte Einwirkung oder die eines abgeschiedenen Geistes auf den Menschen wunderbarer oder erklärlicher sey? Man wende nur nicht ein, daß es etwas Anderes sey, wenn die Seele auf ihren eigenen, von ihr bewohnten, Körper einwirke; worin besteht denn der Unterschied? Ist dieser Einfluß nicht dennoch ein Einfluß des Geistigen auf's Körperliche? oder ist er etwa darum begreiflicher, weil wir ihn gewohnt sind? Beide Erscheinungen sind dem Wesen nach dieselben, beide werden durch das vermittelnde movens bewirkt. Die Nerven spielen bei der durch die Seele angeregten Bewegung des Körpers eine Hauptrolle. Da sie jedoch sichtbar selbst grob materiell sind, so lassen sie sich nur als Vehikel einer höhern Potenz betrachten, welche durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche sie hervorbringt, und die unbegreifliche Schnelligkeit, womit sie dieselben ausführt, beweis't, daß sie, erhaben über das Grobsinnliche, ihrem Wesen nach der gemeinen Wahrnehmung und allem unmittelbaren Experimentiren an ihr entrückt, ätherischer Natur ist und die feinsten Imponderabilien an Feinheit übertrifft. Dieses ätherische movens ist es nun, das die Verbindung zwischen Leib und Seele vermit-

telt, als auch dem empfindenden Princip der Seele unzerstörbar anhängt und sich ihr nach dem Tode des Leibes zu einem gleichsam seelisch-leiblichen Organismus ausbildet, vermittelst dessen sie auch jenseits auf die Außen- und Sinnenwelt einzuwirken in den Stand gesetzt wird. Im Einklange hiermit stehen die unverdächtigsten Aussagen vieler Hellsehenden, welche constant dieses Agens, das sie bald Lebens-, bald Nervengeist, bald Licht-, bald Feuerstoff-, bald Aether nennen, für das alle physische und psychische Thätigkeit im Menschen Bedingende und zugleich für das Medium erklären, wodurch abgeschiedene Seelen, welche es im Tode als Seelenhülle mit sich nehmen, sich in der Sinnenwelt noch wahrnehmbar machen können."

Die alten Kabbalisten mochten mit der Bezeichnung Habal de Garmin den Nervengeist gemeint haben; denn ihre Schilderung desselben stimmt mit den Aussagen unserer Somnambulen auffallend überein. Sie sagen: wenn auch der stoffliche Leib, als das äußerste Gefäß, mit seinen physischen Lebenskräften verwes't, so bleibt doch das innerste geistige Princip oder der Grundtypus desselben als etwas Unzerstörbares im Grabe zurück. Dieses innere unzerstorbare geistige Wesen des leiblichen Stoffes, welches die ganze Form und Gestalt von jenem hat, ist der sogenannte Auferstehungsleib: Habal de Garmin (d. i. Hauch der Knochen, weil, wie das mystische Buch Sohar f. 169 sagt: wenn der Leib verwes't, die innere Lebenssubstanz sich in die Knochen versenkt. Er ist die eigentliche Elementar-Seele, welche sich vom Tage ihrer Entstehung nicht mehr von dem irdischen Stoffe trennt, sondern in (und um das) Grab bleibt bis zur Auferstehung. Diese Elementarseele, durch deren Kraft der Leib gebaut wird, hat daher dessen Gestalt. Oft schwebt sie über dem Grabe und kann

von denen gesehen werden, deren Augen disponirt dazu sind. Da nach der Lehre der Kabbala der Leichnam des Menschen unter die Herrschaft der finstern Mächte fällt*), so steht auch der Habal de Garmin mit derselben in gewisser Berührung. Deshalb können die finstern Wesen auf denselben einwirken und ihn erregen, und mittelst seiner die Seele des Verstorbenen bewegen, besonders wenn solches, wie der Thalmud (Tract. Sabbath. f. 152) lehrt, im ersten Jahre geschieht, wo die Seele ihre Verbindung mit dem Leibe noch nicht ganz verloren hat. Solche Beschwörung eines Abgeschiedenen ist eine gewaltsame Aufregung für dessen Seele, die ganz aus ihrer Ruhe gebracht wird, wie denn auch der Geist Samuels, als ihn die Hexe von Endor citirte, gesprochen: Warum hast Du mich erschüttert? (1. Sam. 28, 15).

Bekannt ist, daß bei Geistercitationen man sich der Räucherungen zu bedienen pflegt. Die gewöhnliche Erfahrung lehrt, daß Dämpfe zur Erzeugung des Hellsehens mitwirken, indem durch dieselben die Sinnenthätigkeit vernichtet, die Seele von der Außenwelt abgeschnitten und in ihre eigene innere Sphäre gewaltsam zurückgedrängt wird, um die ihr angebornen Kräfte zum selbstthätigen Wirken aufzuregen. Narkotische Gifte versetzen in einen dem Traum und dem Delirium ähnlichen Zu-

---

*) Dieser Ansicht sind auch die Braminen; sie ordneten daher das noch von Griechen und Römern nachgeahmte Verbrennen der Todten an; weil Feuer das läuternde Element; daher, um das Böse vollkommen zu vernichten, Jesus die Seinen mit Feuer taufen (Luc. 3, 16) wird, die materielle Welt durch Feuer zerstört werden soll (2. Petri 3, 7). Die himmelanlodernden Flammen symbolisiren überdies den Weg des sich losmachenden geistigen Princips.

stand, welchem meist der eines Auflöderns der Lebensflamme vorhergeht. Nun erzählt auch Eckartshausen (Aufschlüsse zur Magie 2. Aufl. S. 57) von einem Schottländer, der ihm ein Kunststück mittheilte, mittelst dessen man Geister citiren und sehen lassen könne. Nach gewissen Vorbereitungen wird aus Substanzen, die E. zur Verhütung des gefährlichen Mißbrauches nicht nennen wollte, in einem Zimmer ein Dampf gemacht, der sich augenscheinlich zu einer Gestalt bildet, die derjenigen ähnlich, welche man sehen will. Hierauf wird ein Beispiel dieser Art erzählt, wovon hier der Schluß mit E's. eigenen Worten wiedergegeben wird: „Einige Zeit nach der Abreise des Schotten, machte ich dasselbe Experiment für einen meiner Freunde. Die Beobachtung, die wir beide zugleich machten, war diese: Sobald der Rauch in die Kohlenpfanne geworfen wird, bildet sich ein weißlicher Körper, der über der Kohlenpfanne in Lebensgröße zu schweben scheint. Er besitzt die Aehnlichkeit mit der zu sehen begehrten Person, nur ist das Gesicht aschfarbig. Wenn man sich der Gestalt nähert, fühlt man einen Gegendruck, wie wenn man gegen einen starken Wind ginge, der einen zurückstößt. Spricht man damit, so erinnert man sich des Gesprochenen nicht mehr deutlich, und wenn die Erscheinung verschwindet, so fühlt man sich, als erwachte man aus einem Traume; der Kopf ist betäubt; überhaupt fühlt man ein Zusammenziehen im Unterleibe; auch ist bemerkenswerth, daß man die nämliche Erscheinung wieder ansichtig wird, wenn man im Dunkeln ist oder aus einem dunklen Körper sieht."

Aus dieser Beschreibung wird ersichtlich, daß auch die Seelen lebender Personen durch magische Kunst citirt zu werden vermögen. Das neueste Zeugniß fur diese Wahrheit bringt einer unserer ausge-

zeichnetsten Denker und Physiologen, Professor von Schubert in München bei. Er erzählt als Augenzeuge (Reise in's Morgenland in den Jahren 1836 und 1837): „Ein in Kairo noch immer sich forthaltender Stand jener egyptischen Zauberer, deren die Bibel und Profanschriftsteller des Alterthums so vielfach erwähnen, mahnt durch seine schwer zu erklärenden Fertigkeiten an die Seher der Vorzeit. Ohne hier in's Einzelne gehen zu können, erwähne ich nur, daß diese Leute bei ihren Beschwörungen sich einer Art von Spiegel bedienen, der, in der Regel, nur eine schwarze Flüssigkeit ist, welche in die Hand eines unschuldigen Knableins oder einer Jungfrau geschüttet wird; denn nur auf diese Arten von Personen kann die Sehergabe übertragen werden *). Dem Knaben, oder wer sonst die Erscheinung sehen soll, wird geboten, unverwandt in diese spiegelnde Flüssigkeit hineinzuschauen. Wenn dann der Geisterbeschwörer seine vorbereitenden Künste gemacht hat, unter welche auch starke Räucherungen gehören, fragt er den Knaben, ob er nichts sähe? Das erste Gesicht, welches diese Frage hervorruft, ist die Erscheinung eines Mannes, der mit einem Besen den Boden kehrt. Eine junge Engländerin, die aus Neugier sich den Ceremonien des Geisterbeschwörens unterworfen hatte, erblickte auch in dem Spiegel der Tinte, welche der Zauberer ihr in die rechte Hand geschüttet hatte, einen Besen, welcher kehrte, erschrak aber hierüber so heftig, daß sie die Tinte wegschüt-

---

*) Schon das der vorchristlichen Periode angehörende mystische Buch Sohar III. f. 191 gedenkt ähnlicher Zauberproductionen in Syrien, wobei die Magier sich ebenfalls zum Schauen männlicher Personen bedienen, die noch keinen Umgang mit Frauen gehabt. S. Molitor Phil. d. Gesch. III., S. 317.

tete und davonlief. Auch die kleinen Knaben, welche man willkürlich von der Gasse hereinruft und zum Geschäfte des „Sehens“ gebraucht, pflegen bei dieser ersten Erscheinung zu erschrecken. Hierauf sucht der Magier, dem Seher allerhand ihm wohlbekannte Dinge nennend, seine Phantasie aufzuregen. Wenn nun der Rapport zwischen Beiden bis zu einem gewissen Grade gesteigert ist, *heißt Jener die Anwesenden eine (ihnen bekannte) nahe oder entfernte, lebende oder verstorbene Person nennen, von welcher sie wünschen, daß sie sich in diesem Zauberspiegel zeigen solle.* Einer nannte den berühmten Nelson, und als der Knabe nach einigen vergeblichen Versuchen die ihm ganz fremden Namen nachgesprochen hatte, sah er eine Gestalt im Spiegel, die er so beschrieb, daß man sogleich Nelson in ihm erkennen mußte, nur daß er dieselbe in jener Stellung erblickte, wie man sich selber oder andere Gegenstände im Spiegel sieht, so daß das, was rechts ist, links erscheint. Denn er berichtete, daß dem Manne im Spiegel der linke Arm fehle und der linke Aermel über die Brust gelegt sey, während Nelson den rechten Arm verloren hatte und gewöhnlich den rechten Aermel über die Brust angesteckt trug. — In einem andern Falle beschrieb ein solcher Seherknabe den Vater eines, an der ganzen Sache ungläubigen, anwesenden Engländers, den außer dem Frager Keiner unter allen Gegenwärtigen kannte, so genau mit seinem steifen Knie, mit seiner wegen des fast beständigen Kopfweh's vor die Stirne gehaltenen Hand, daß jener die Thatsache, so unglaublich sie ihm war, nicht mehr läugnen konnte. „Ich halte dafür,“ schließt Schubert diesen Bericht, „daß in solchen Fällen etwas Aehnliches geschehe, wie bei den Erscheinungen des magnetischen Hellsehens.“

Dieser in Egypten heimischen Kunst gedenkt schon der berühmte Arzt und Theolog Maimonides (More Nebochim III.). Er nennt sie die Fähigkeit, durch physische Mittel und Manipulationen die Gedanken von der Außenwelt abzuziehen (folglich die Seele nach Innen zu concentriren, wodurch dieselbe von der Innenwelt afficirt wird und Manches erfährt, was dem nach Außen gewendeten Sinne verschlossen ist). Die Mittel zu einer solchen Concentration sind verschieden*). Dahin gehört aber vor-

*) Z. B. Blut. Borelli, Leibarzt des Königs von Frankreich, erzählt in seiner hist. rarior. observ. No. 62, daß der Seifensieder Rechier zu Paris das Blut eines Menschen destillirte, wobei er im Destillirkolben die Gestalt eines Menschen erblickte, von welchem blutige Strahlen auszugehen schienen. Er zerbrach das Glas und fand die Gestalt eines Schädels in den noch übrig gebliebenen Hefen. Robert Flud (De Fluct. de myst. sang. anat. c, 6, p. 233) nennt einen Scheidekünstler, Namens La Pierre zu Paris, der von einem Bischof Blut bekam, um damit zu laboriren. Er setzte dasselbe an einem Sonnabend auf's Feuer und fuhr mit abweichenden Hitzegraden eine Woche in der Arbeit fort. Da nun am folgenden Freitage dieser Künstler in einer Kammer nahe bei seinem Laboratorium um Mitternacht eingeschlummert war, hörte er ein Geschrei wie das Brüllen eines Löwen. Endlich verstummte es und weil die Kammer vom Mondenscheine ganz erleuchtet war, sah der erwachte Scheidekünstler zwischen seinem Bette und dem Fenster eine dicke und lichte Wolke von länglich runder Gestalt hervorkommen, die allmälig die Figur eines Menschen annahm und nach einem lauten Schrei plötzlich verschwand. Es hatten aber nicht nur die Leute in den anstoßenden Zimmern, sondern auch der Wirth und seine Frau, die im Erdgeschosse schliefen, ja sogar die gegenüber wohnenden Nachbarn den Schrei gehört. Der bestürzte Künstler erinnerte sich nun, von dem Bischof, der ihm das Blut gegeben, vernommen zu haben, daß, wenn einer von denen, welchen das Blut abgezapft worden, während der Fäulniß und Auflösung stürbe, der Geist dieses

zugleich das Hineinblicken in Spiegel, in blanke Pfeile (Ez. 21, 26) oder in Alles, was Glanz hat (s. Molitor, Philosophie der Geschichte mit vorzügl. Rücksicht auf die Kabbala III. S. 317). Bekannt ist auch die magnetische Kraft der Edelsteine, insbesondere des Diamanten auf Somnambulen (s. Kieser's Archiv f. Magn. XII., 1, 150). Bende erzählt von einer Somnambule, daß ein Brillantring, dessen gefaßte Fläche einen Quadratzoll betrug und etwa 200 Speciesthaler werth seyn mochte, ohne alle weitern Mittel jene Kranke nicht nur in magnetischen Schlaf, sondern in so einen intensiven Rapport gesetzt hatte, daß ihr Leben in Gefahr gerieth, sobald die Wirkung des Ringes auch an andern Personen versucht wurde. Bende's Somnambule mahnt sogar, veranlaßt durch einen auf sie einwirkenden Geist, an das Urim und Thumim des Hohenpriesters im alten Bunde. Als Aeußerung jenes Geistes führt sie an: „Von den 12 Edelsteinen auf dem Brustschilde des Hohenpriesters habe jede Art ihre besondern Kräfte, und alle seyen in besondern Krankheiten heilsam. Welche Bewandtniß es mit den Antworten des Hohenpriesters aus dem Urim und Thumim hatte, wird wohl nicht mit Gewißheit gesagt werden können. Jedenfalls wurde auf seine Wirksamkeit, welche Einige darin finden wollen, daß der Grad des Glanzes der Steine bei einer Anrufung Gottes die entscheidende Antwort

---

Todten oft dem Scheidekünstler ganz beunruhigt zu erscheinen pflege. Er nahm am nächstfolgenden Sonnabend die Retorte aus dem Destillirofen, und nachdem er solche mit einem kleinen Schlüssel zerschlagen, fand er in dem übriggebliebenen Blut einen natürlichen Menschenkopf mit Gesicht und Haaren vorgestellt. Letzteres haben, nach Flud's Bericht, Hr. v. Bordalone, Secretär des Herzogs v. Guise und andere Personen in Augenschein genommen, deren Namen daselbst angeführt werden.

gegeben habe, im alten Testament ein sehr hohen Werth gelegt, und es ist durch die Stellen 3. M. 8, 8., 4. M. 27, 21, 1. Sam. 28, 6. 30, 7. erweislich, daß dieses Brustschild zu Rathfragungen bei Gott von den Hohenpriestern und nachher von den Königen gebraucht wurde. Es ist möglich, meint Werner (l. c. S. 253), daß bei dem äußerst starken magnetischen Einflusse, welchen besonders große Edelsteine ausüben, ein psychisch-magnetischer Effect mit dem Tragen jenes Schildes sich verbunden hat, so daß die Entscheidungen der Hohenpriester auf, durch Magnetismus gesteigerte Geisteskraft sich gründeten, und es, wie im zweiten Gesicht, momentane Entzückungen waren, aus welchen sie hervorgingen und denen, ungeachtet das Mittel zur Versetzung in dieselben ein natürliches ist, doch, da dasselbe eine göttliche Anordnung war, nichts von ihrem göttlichen Werthe benommen wird.

Auf die Frage: Gibt es Geister? antwortet Werner l. c. S. 431: Der rationalistische Schluß: „Ein Geist ist etwas Immaterielles, also kann er nicht in die Sinne fallen," kann seine Schwäche bei näherer Prüfung nicht verbergen. Nimmt man eine persönliche Fortdauer nach dem Tode an (denn gegen Pantheisten ist nicht zu streiten), so fragt sich: Ist es denn so gewiß, daß das, was man die Seele des Menschen nennt, nach seiner Trennung vom Körper absolut immateriell sey? Es gibt nur Ein absolut Immaterielles, Gott, der reinste einfachste Geist. Von ihm emanirt alles außer ihm Existirende. Alles Geschaffene ist unvollkommener als sein Schöpfer. Aber von der tiefsten Bewußtlosigkeit bis zum absoluten Selbstbewußtseyn, von der dichtesten Erdenmasse bis zu Gott ist eine Kette gezogen, deren Glieder keine Kluft gestatten. Alle Einzelwesen reihen sich in unendlicher und unmerklicher Stufenfolge

naturgemäß an einander an, und von der Flechte am Felsen bis zum Ideale geistig körperlicher Vollendung, dem Menschen, sieht man in einer unendlichen Aneinandersetzung von Gattungen und Geschlechtern ein millionfältiges Verschmelzen der natürlichsten Stufen, Schattirungen und Uebergänge. Wäre es also wahrscheinlich, daß vom Menschen aufwärts bis zu Gott, von demjenigen Wesen, das bei all' seiner hohen Vollkommenheit im Vergleich mit dem Höchsten wie ein Nichts erscheint, auf einmal diese überall im Universum erkennbare Aufeinanderfolge aufhörte? Ist es denkbar, das Geistige des Menschen, sobald es vom Leibe sich getrennt hat, für eben so absolut immateriell zu erklären, als es Gott selbst ist? Unendlich sind noch die Zwischenräume zwischen der geistigen Persönlichkeit des Menschen und ihrem Schöpfer, und auch sie sind, wie abwärts vom Menschen zur schweren Erdenmasse, so aufwärts von ihm zum Urgeiste in natürlicher Stufenfolge von Wesen ausgefüllt, die, je mehr sie der Urquelle alles Geistigen, dem Centrum alles Lebens sich nähern, immer feiner organisirt seyn müssen. Und da nur Gott die absolute Untheilbarkeit, d. h., Immaterialität, seyn kann, so folgt, daß alle andern Wesen außer ihm in den verschiedensten Mischungen und Gradationen nur relative materielle Einheiten, somit Wesen sind, welche, da alles Einzelleben auf einen Organismus sich gründet, materiell organisch gebildet seyn müssen. Einfachheit ist nur in Gott, dem absolut Einen; die Vielheit, die Theilbarkeit, das Materielle ist im Geschöpfe repräsentirt. Abgeschiedene Geister ließen sich daher immer noch, als mit einer materiellen Organisation überkleidet, denken, die, je Gott-ähnlicher sie werden, desto reiner und ätherischer sich gestalten. Der Einwand, der die Unsichtbarkeit des Geisterorganismus für die sinnliche Anschauung gegen die Mög-

lichkeit und Wirklichkeit desselben anficht, will gar nichts sagen. Wer hat je den Geist gesehen, der dem Magnet das Eisen entgegentreibt? wer den Geist, der den Keim der Pflanze organisch gestaltet? Sind die Infusionsthierchen deswegen nicht da, weil wir sie mit bloßem Auge nicht sehen? Rollen im Universum dort keine Weltkörper, wohin unsere Telescope nicht mehr reichen? Wie nahe liegt nun die Frage: Soll es darum keine Geisterorganismen geben, weil sie für unsere Sinnenorgane zu fein construirt sind, als daß wir sie wahrnehmen könnten? Daß wir das Wesen der Dinge überhaupt nicht schauen können, sondern nur, wie ihre Oberfläche, ihre Form sich uns darstellt, davon trägt die eigenthümliche Bildung unseres Organismus die Schuld. Aber sind wir durch unwiderlegbare Thatsachen zur Annahme einer die gemeinen organischen Kräfte überragenden, psychisch-somatischen, im höchsten Grade plastischen Potenz genöthigt, welche alles Leben bedingt, so ist der Schritt zur Annahme höherer, vollkommenerer, geist-leiblicher Organisationen gar nicht mehr gewagt, welche auf ganz andere, höhere Erkenntniß- und Anschauungsweisen angewiesen und mit einer übermenschlichen Natur ausgerüstet sind.

Eine zweite Frage: Ob Geister mit der Sinnenwelt noch in Verbindung stehen können? glaubt Werner ebenfalls bejahen zu dürfen. „Denn," bemerkt er (l. c. S. 435), „ein Wahrscheinlichkeitsgrund für die Bejahung dieser Frage läßt sich aus den bekannten Gesetzen entnehmen, welche in der Geisterwelt gelten. Auch dort bestehen Gesetze, welche den schon im Zeitleben geltenden zum Theil analog sind. Nur einige derselben, mit denen die des Erdenlebens die meiste Aehnlichkeit haben, kennen wir; und wahrscheinlich nur aus diesem Grunde fallen sie in unsere Erkenntnißkreise. Es sind

ließ die Gesetze der Anziehung und Abstoßung auch zwischen Seelen, auf welche alle Aeußerungen der Liebe und des Hasses sich gründen." W:r mag, wenn er weiß, welcher außerordentlicher Wirkungen die menschliche Seele schon im Traume, in der Ohnmacht, im magnetischen Zustande außer ihrem Leibe fähig ist*), die Möglichkeit läugnen, daß eine abgeschiedene Seele zu einer noch im Leibe lebenden auf Momente so hingezogen werden kann, daß Beide in die innigste Verbindung treten?

Einen Beleg für diese Wahrheit versichert Stilling**) „einem hochgeachteten Manne, dessen strenge Wahrheitsliebe keine seiner geringsten Tugenden ist, und dessen Unglauben an alles Unerklärliche und Uebernatürliche erst durch folgende Begebenheit besiegt wurde," zu verdanken. Hier seine eigenen Worte:

„Im Sommer 1829 machte ich eine Reise durch Oesterreich und einen Theil Italiens. Als ich in Venedig eintraf, fand ich daselbst unvermuthet meinen Freund H . . . ., der in Begleitung eines jungen Mannes, N . . . aus Prag, nur einen Tag früher daselbst eingetroffen war und den er mir als seinen bisherigen Reisegefährten vorstellte. Erfreut über dieses unverhoffte Zusammentreffen beschlossen wir, Mailand mit einander zu besuchen, und von da aus entweder auf dem kürzesten Wege nach Deutschland zurückzukehren, oder wenn die Witterung uns begünstige, die Schweiz zu bereisen. H . . . . und ich hatten uns vielerlei mitzutheilen, denn wir hatten

---

*) Die Beweisführung ist schon oben in der durch 19 Thatsachen für die Möglichkeit einer solchen Kraft beantworteten Frage: „Kann der Mensch bei lebendigem Leibe sich an entfernten Orten zeigen?" gegeben.

**) Das geheimnißvolle Jenseits, S. 88.

uns lange nicht gesehen, und auch unsere Correspondenz war in der letzten Zeit in's Stocken gerathen. Solche Mittheilungen haben für einen Dritten weniger Interesse und so fiel mir's nicht auf, daß U..., der Begleiter meines Freundes H . . . ., sich fast gar nicht in unser Gespräch mischte, was vielleicht auch in unserer noch neuen Bekanntschaft, so wie in der Schüchternheit, seinen Grund haben konnte. Im Verlauf der Reise bemerkte ich aber an U . . . eine zunehmende Schwermuth, die ihn für alle Schönheiten der italienischen Natur, ja überhaupt für alles Sehenswerthe unempfänglich machte. Obgleich er nicht zum Erstenmale die Heimath verlassen hatte, fühlte er doch eine solche Sehnsucht nach Hause, daß er schon mit der nächsten Post nach Prag zurückkehrte. Mein Freund und ich setzten unsere Reise fort, und ehe wir noch Mailand im Rücken hatten, war die Erinnerung an U . . . durch neue Gegenstände aus meinem Gedächtnisse verwischt. — In die Heimath zurückgekehrt, lebte ich schon seit einigen Monaten wieder meinem Berufe, und obgleich ich dem herrlichen Italien die schönsten Erinnerungen bewahrte, so dachte ich doch nicht mehr an U . . . . Indeß war die Carnevalszeit eingetreten; mehrere Bälle, die sich schnell auf einander folgten, hatten mich etwas ermüdet, und dies veranlaßte mich, einen glänzenden Ball bei'm —schen Gesandten, Fürsten K., schon gegen Mitternacht zu verlassen. Noch ganz in Gedanken an den Ball, öffnete ich die Thüre meines Schlafgemachs und erblickte mit Erstaunen mitten in demselben den schon so lange vergessenen U . . . . Er war in demselben braunen Ueberrocke gekleidet und hatte eben das schwarze Käppchen auf dem Kopfe, wie ich ihn in Italien gesehen hatte, und so hell schien der Mond in mein Zimmer, daß ich selbst seine Gesichtszüge auf's Deutlichste erkennen

konnte. Ueberrascht von seiner unverhofften Gegenwart und ohne daß mir im Augenblicke die Sonderbarkeit auffiel, ihn zu dieser Stunde in meinem Schlafzimmer zu treffen, begrüßte ich ihn mit den Worten: „Willkommen, U . . ., welch' unverhofftes Wiedersehen!" Langsam erhob er nun seinen Arm und deutete mit seinem Zeigefinger auf einen im Zimmer befindlichen Tisch; dann zog er sich gegen das Fenster zurück, wo er verschwand. — Sinnend über diesen sonderbaren Vorfall, machte ich Licht und bemerkte nun wohl, daß außer mir Niemand im Zimmer sich befinde, und als ich mich eben darüber wunderte, daß meine Phantasie mir gerade U . . ., an den ich schon so lange nicht mehr gedacht hatte, und zwar so unbegreiflich deutlich vorspiegelte, bemerkte ich auf dem von der Erscheinung bezeichneten Tische einen an mich addressirten Brief, den mein Kammerdiener, wie ich bei späterer Erkundigung erfuhr, während meiner Abwesenheit vom Hause in Empfang genommen und in der Hoffnung dahin gelegt hatte, daß ich ihn bei meiner Rückkehr daselbst finden würde. Erwähnter Brief war von meinem Freunde H . . . ., der mir unter Andern Folgendes schrieb: Unserer früherer Reisegefährte U . . . aus Prag ist nicht mehr. Er traf krank zu Hause ein und starb wenige Tage nach seiner Ankunft an einem nervösen Fieber. Aus seinem hinterlassenen Tagebuche geht hervor, daß es nicht Heimweh war, was ihn von uns trieb, sondern Todesahnung, die ihn zwar schon befiel, als er noch gesund war, ihn aber ungeachtet seines anfänglichen Widerstandes immer mehr und endlich so fest von seinem nahen Tode überzeugte, daß er die Sehnsucht nach dem Vaterhause nicht mehr überwinden konnte. Da Du nur wenige Tage mit U . . . zusammen warest, so bemerke ich Dir nur noch, daß derselbe nicht zu je-

nen weichen Gefühlsmenschen gehörte, die bei einer Entfernung vom Hause gleich vom Heimweh befallen werden, und bei denen die Empfindung vorherrschend ist. Er war vielmehr ein besonnener und eher prosaischer Mensch." — Konnte ich nach allem diesem die Erscheinung des Verstorbenen U . . . noch für ein Gebilde meiner Phantasie halten? Ich hatte lange nicht an ihn gedacht und namentlich nicht am Abende seiner Erscheinung. Ich wußte Nichts von seinem Tode, und als ich ihn erblickte, glaubte ich einen Lebenden vor mir zu sehen. Sein Hindeuten auf den Tisch, auf welchem der an mich gerichtete Brief lag, welcher mich von seinem Tode benachrichtigte, und sein hierauf erfolgtes Verschwinden, sollte alles dieses nur ein sonderbares Zusammentreffen unerklärlicher Umstände seyn?

Wir wissen, daß im magnetischen Schlafe, diesem unverkennbaren Anfange des Sterbens, das Band zwischen Leib und Seele locker wird und daß in sehr vielen Fällen ein wirklicher persönlicher Rapport der Somnambulen mit Abgeschiedenen eintritt, der die außerordentlichsten Erscheinungen darbietet, deren bis in's Einzelnste gehende Uebereinstimmung in ihrem Auftreten bei den verschiedensten in Zeit und Raum weit getrennten Somnambulen ihre Wahrheit verbürgt. So äußerte, z. B., Jemand gegen die Hellseherin Auguste Müller in Karlsruhe seinen Unglauben über ihr Fernwirken. Sie erwiderte: sie werde ihn schon einmal überzeugen. Einige Zeit nachher wurde der Zweifler um die vierte Morgenstunde erweckt; er sah eine Helle im Zimmer und in einiger Entfernung von sich das freundliche Bild der Somnambule eine geraume Weile, wo es dann verschwand. Am andern Morgen besuchte er sie zur gewöhnlichen Zeit, ohne jedoch des Vorfalles zu erwähnen. Selbst auf ihre Anrede in der Krise, ob ihm nichts Beson-

deres zugestoßen sey, antwortete er „Nein!“ Sie aber fragte nun: „Glaubst Du jetzt an das Fernwirken?“ worauf er die Erscheinung gestand *). Eine ähnliche Einwirkung, denke ich mir, hatte der Geist des abgeschiedenen U... auf seinen ehemaligen Reisegesellschafter hervorbringen können. Mag man immerhin einwenden, daß, weil der Mensch, was bei Geistern nicht der Fall sey, so streng an die Bedingungen der Zeit und des Raumes gebunden ist, eine Wechselverbindung zwischen Beiden sich nicht denken lasse; sind denn die Seelenthätigkeiten der Magnetischen nicht ganz denen ähnlich, wie wir sie uns bei Geistern denken müssen, auch mehr oder weniger von den Fesseln der Sinnlichkeit, d. i. des Raumes und der Zeit, befreit? Sind sie nicht eben darum gewissermaaßen als abgeschiedene Seelen zu betrachten, die nun, während der Leib mit gänzlich geschlossenen Sinnen, einer Leiche ähnlich, daliegt, nach Geister Weise schauen und wirken? Und stehen sie, wie die vorher erwähnte Thatsache bezeugt, nicht dennoch in diesem erhöhten Zustande mit noch in gesundem Leibe befindlichen Menschenseelen in so inniger Verbindung, wie sie zwischen zwei Menschen im normalen Zustande gar nicht denkbar ist? Wäre aber eine solche Verbindung und Einwirkung weniger wunderbar, als der Rapport zwischen Menschen und abgeschiedenen Seelen?

Wenn wir die Parallele zwischen den Phänomenen des animalischen Magnetismus und des Todes weiter fortsetzen, muß noch manches psychologische Räthsel vor den Augen des Zweiflers seine Hülle abwerfen, und das scheinbare Wunder, in seiner Natürlichkeit sich darstellend, uns zu dem Geständnisse bewegen: Es ist Vieles möglich, was uns nur

*) Arch. f. thier. Magn. VI. 1. 84.

deßhalb wunderbar erscheint, weil wir nicht sogleich die Gesetze entdecken, nach denen es geschieht.

So, z. B., erzählt Kluge (in seinen Betrachtungen über anim. Magn. 1ste Aufl. S. 465.) von dem als Magnetiseur bekannten Demougé, dieser habe einst zwischen einem entfernten Kranken und seinem Somnambul einen Rapport der Mitleidenschaft errichtet, um über dessen Krankheit und ärztliche Behandlung Aufschlüsse zu bekommen (weil der Clairvoyant die inneren Körperzustände der mit ihm in Rapport gesetzten Personen mit eben der Deutlichkeit, wie seine eigenen, zu durchschauen, die jedesmalige Krankheit derselben genau zu erkennen und darnach den Heilplan zu entwerfen vermag), worauf bei zunehmenden Leiden des Kranken und seinem endlich erfolgenden Tode der Somnambul gleichzeitig von den heftigsten Krämpfen befallen wurde, die der Magnetiseur nur dadurch heben konnte, daß er Geistesgegenwart genug besaß, mit höchster Anstrengung seines Willens diesen Rapport plötzlich zu vernichten. Aehnliche Erfahrungen finden sich auch bei Wienholt (Heilkr. III. Abthl. 3. p. 277. 280 sq.). Wenn nun mittelst des Rapportes der Seelen ein

Somnambul seine Tod bringende Krankheit auf einen andern zu übertragen vermag; sollte dieses Ansteckungsvermögen nicht noch leichter bei der freier wirkenden Seele eines Verstorbenen auf einen mit ihm im sympathetischen Verhältnisse stehenden geliebten Kranken sich äußern können?

Einige hieher gehörende Fälle dürften diese Frage zu bejahen geeignet befunden werden.

1.

Als die Königin Ulrike von Schweden gestorben war, wurde, wie bei königlichen Leichen gebräuchlich, der Körper der Entseelten in einem offenen Sarge, in einem schwarz ausgeschlagenen und mit vielen Wachslichtern erleuchteten Zimmer auf einem erhabenen Katafalk aufgestellt, und ein Detachement der königlichen Leibwache hielt in dem Vorzimmer die Trauerwache. An einem Nachmittag erschien die erste Palastdame und Favorite der Königin, nach welcher die Monarchin in ihren letzten Stunden lebhaft verlangt hatte, aber auf die Erfüllung dieses Wunsches, sowohl wegen der Entfernung von der Hauptstadt, als auch weil die Gräfin Steenbock — so hieß jene Dame — in Stockholm selbst krank darniederlag, verzichten mußte, vor dem Vorzimmer; der Befehlshaber der Wache ging ihr, verwundert über ihr unerwartetes Eintreffen, entgegen und führte sie in das Trauergemach, wo er sie allein ließ. Das tiefe Schweigen der Gräfin wurde der Lebhaftigkeit ihres Schmerzes zugeschrieben, und die Officiere der Wache ließen sie eine geraume Zeit in dem Leichenzimmer allein, um nicht durch ihre Gegenwart die Aeußerungen desselben zu stören. Als aber ihre Rückkehr aus demselben sich immer mehr und mehr verzögerte, befürchteten sie, daß ihr ein Unfall zugestoßen sey, und der Capitän der Garde eröffnete die Thüre, stürzte aber bald darauf äußerst bestürzt zurück. Nun eilten alle anwesenden Officiere herbei und bemerkten deutlich durch die geöffnete Thür die Königin aufrecht in ihrem Sarge stehend und die Gräfin umarmend. Die Erscheinung schien zu schweben und lös'te sich bald darauf in einen dichten Rauch oder Nebel auf. Als dieser sich verzogen, lag der Leichnam der Königin in der vorigen Stellung auf dem Paradebette; allein die Gräfin war nirgends

zu finden. Vergebens durchsuchte man das Gemach und die anstoßenden Zimmer; nirgends eine Spur von ihr. Nun sendete man schnell einen Courier mit der Nachricht dieser außerordentlichen Begebenheit nach Stockholm und erfuhr daselbst, daß die Gräfin Steenbock die Hauptstadt nicht verlassen habe und in dem Augenblicke gestorben sey, in welchem man sie in den Armen der verstorbenen Königin erblickte. Ueber diese Thatsache war sogleich ein außerordentliches Protokoll aufgenommen und von allen Gegenwärtigen unterschrieben worden. Es ist noch jetzt dieses Actenstück in dem Stockholmer Reichsarchiv aufbewahrt.

2.

Der als astronomischer Schriftsteller, so wie im Gebiete der Unterhaltungsliteratur gleich sehr thätige Hofrath Dr. Nürnberger theilt in Nr. 43 des Dresdner Mercurs, Jahrg. 1840, folgendes Factum mit:

Der Secretär des Marquis von C—de erzählt mir, daß bei'm kürzlich in England erfolgten Tode des Herzogs von Roxborough etwas überaus Merkwürdiges und wohl auch Unerklärbares sich zugetragen habe. Der Herzog hatte einen alten Kammerdiener, der über 50 Jahre um ihn gewesen und an den er so attachirt, als umgekehrt der Diener an den Herrn war. Aus dem Schlafzimmer des Herrn ging eine Klingel in die Stube des Dieners. Letzterer erkrankte während der Krankheit seines Herrn ebenfalls. Der Herr starb, und man ließ seine Leiche im Schlafzimmer, welches wohl verschlossen bleibt, im Bette, über dem die Klingelschnur hängt. Plötzlich aber wird aus diesem, also wohl verschlossenen Schlafzimmer des Herzogs, in welchem sich sein Leichnam, aber durchaus nichts Lebendes befindet, die

angegebenermaaßen in's Gemach des kranken Kammerdieners führende Klingelschnur angezogen, die Klingel ertönt, der Kammerdiener richtet sich mit den Worten: „Ja Mylord, ich komme!" von seinem Lager auf, sinkt sogleich in dasselbe zurück und ist in demselben Augenblicke verschieden. Man eilt in's Sterbezimmer, keine Spur eines Grundes des Vorganges, am wenigsten einer etwaigen augenblicklichen Wiederbelebung des Herzogs. Die strengste Untersuchung ergiebt Nichts. — „Ich gestehe Ihnen," setzte der Legationssecretär seiner Erzählung hinzu, „daß dieses Ereigniß, welches mir, da ich mich in Familienangelegenheiten eben zu Paddington, nicht weit vom Schlosse, wo sich dasselbe zugetragen, befand, sogleich mitgetheilt wurde, trotz meiner Jugend einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf mich machte. Ich bin ein entfernter Verwandter des Herzogs; ich eilte sogleich nach Empfang der Nachricht von seiner Krankheit, seinem plötzlichen Tode und diesem wunderbaren Umstande nach dem Schlosse und habe mir die Gewißheit verschafft, daß sich die Sache ganz in der erzählten Weise zugetragen und daß durchaus keine sinnliche Erklärung des Zusammenhanges aufzufinden gewesen ist *)."

Nürnberger schließt diese Mittheilung mit folgenden Reflexionen: „Wenn die Verbindung zwischen dem Herzog und seinem langjährigen treuen Diener zu enge war, um durch den Tod zerrissen oder auch nur unterbrochen zu werden, unter welcher Voraussetzung die Abberufung des Dieners zum Herrn selbst

*) Die Redaction jenes Blattes fügt hier anmerkend hinzu: Wir erinnern uns, von diesem Ereignisse in englischen Blättern gelesen zu haben, in denen die Vergeblichkeit aller Bemühungen zur Auffindung einer „genügenden" (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) Erklärung auch hervorgehoben wurde.

erklärbar erscheint; wie ward es angefangen, um diesem rein geistigen Bezuge den sinnlichen Klingelausdruck zu verleihen? Ich versuchte, mir einen Theil dieser Frage durch die Annahme zu beantworten, daß das Ohr des, dem Lebenden noch angehörenden Kammerdieners auf diesen, im Leben so unzählige Male vernommenen Ton besonders „gespitzt" seyn mußte. Der Rest der Frage ist jedoch schwieriger. Man müßte annehmen, daß sich die Innigkeit eines Verlangens bis zu dem Grade steigern kann, um selbst ein materielles Hinderniß, wie hier, den Widerstand der Klingelfeder, zu überwinden. Wenn dies einer unserer jungen Philosophen lies't, der wird wohl sprechen, ich sey ein Phantast, und ich bin doch vielmehr ein sehr kalter, allen Illusionen vollkommen unzugänglicher Mann und habe während eines langen, an Erfahrungen aller Art überreichen Lebens nur die ernstesten Forschungen getrieben, Vieles, was wirklich Täuschung war, aufgeklärt. Das vorliegende Ereigniß aber darf ich nach meinen besten Ueberzeugungen, nicht in dieselbe Categorie verweisen; ich habe mich zu viel auf dem Nachtgebiete der Natur umgesehen, um den Sachen dieser Art nicht bald anzumerken, wofür sie zu nehmen seyen."

Ich frage, sollte nicht die Sehnsucht des verstorbenen Herzogs nach seinem Diener mittelst des sympathetischen Rapports, welchen ein durch viele Jahre ununterbrochenes Zusammenleben zwischen Herrn und Diener bewirkt hatte, diesen in das Jenseits nachgezogen haben, welches um so leichter geschehen konnte, als die Krankheit des Letztern eine plötzliche Befreiung der Seele aus ihren körperlichen Banden möglich machte?

8.

Wenn in den zwei vorerwähnten Fällen Krankheit das sympathetische Band um zwei Seelen, die während ihres Erdenlebens so eng verbunden waren, noch fester schlingen half, weil bekanntlich physisches Wohlseyn den magnetischen Rapport stört und die Fähigkeit, Eindrücke aus der übersinnlichen Welt zu empfangen, ganz aufhebt; so zeigen die beiden folgenden Beispiele, daß Freundschaft und Liebe zuweilen an sich selbst eine solche magnetische Kraft besitzen, daß sie die noch festen Bände des physischen Lebens zu sprengen vermögen, um die nach der Wiedervereinigung mit dem geliebten Gegenstande sich sehnende, im Reiche der Sinnlichkeit zurückgelassene Seele aus ihrem Fleischkerker zu befreien.

So erzählt Stilling im „geheimnißvollen Jenseits": Zwei Knaben, die miteinander aufgewachsen und mit einer seltenen Innigkeit sich ergeben waren, wurden in ihrem neunten Jahre getrennt, weil der Vater des einen, ein Staatsdiener, in eine drei Stunden entfernte Stadt versetzt wurde. Sie waren in Eine Schule miteinander gegangen, ihre Spiele hatten sie stets gemeinschaftlich getrieben, nie störte ein Zwist die Innigkeit dieses freundlichen Verhältnisses. Als sie sich nun trennen mußten, fühlten sie zum ersten Male einen nicht bloß vorübergehenden Schmerz, und die beiderseitigen Eltern waren kaum im Stande, sie durch das Versprechen zu beruhigen, daß sie sich in den Ferien immer abwechslungsweise gegenseitig besuchen dürften. Die Trennung schwächte ihre Liebe zu einander nicht, und die Eltern gestatteten daher gern, daß Carl die Ferien bei Wilhelm und dieser die darauf folgenden bei Carl zubrachte. So waren drei Jahre vorübergegangen, und die Innigkeit der beiden Knaben hatte eher zu- als abgenommen. Die Osterferien waren vorüber; Carl kehrte von einem

Besuche bei Wilhelm zu seinen Eltern zurück und fügte sich wieder in die gewohnte Lebensweise. Als derselbe am zweiten Tage seiner Ankunft gerade zur Mittagsstunde mit der Magd in den Keller geschickt wurde, wo Letztere jedesmal unter seiner Aufsicht den — zum Mittagsessen bestimmten — Wein in Flaschen füllen mußte und Beide, im Gespräche miteinander begriffen, über die Kellertreppe heraufstiegen, rief plötzlich Carl mit sichtbarem Entsetzen: „O Gott! Wilhelm ist todt! Siehst Du denn nicht? Hier, hier steht er. Er kommt mich zu holen, und in acht Tagen muß ich sterben!" — Mit großer Bestürzung erzählte Carl, in's Zimmer tretend, das Vorgefallene. Sie suchten ihn zu beruhigen — die Magd hatte von der Erscheinung nichts gesehen — und wendeten Alles an, um ihm begreiflich zu machen, daß er sich getäuscht, daß er seinen Freund erst vor zwei Tagen gesund verlassen, daß seine Einbildung ihm nur das Bild desselben vorgeführt habe. Allein nichts fruchteten die liebevollen und beruhigenden Vorstellungen der Eltern; Carl blieb bei dem Gedanken, Wilhelm sey todt, er habe ihn gesehen, und in acht Tagen müsse er ihm folgen. Die Alteration des Knaben war so groß, daß er sich zu Bette legen mußte, und als die Eltern sahen, daß der Schrecken auf ihren Sohn gefährlich einwirken könnte, den nichts in seinem Glauben wankend machte, entschlossen sie sich endlich, eine Staffette an Wilhelm's Eltern zu schicken, diesen den Vorfall zu schreiben und sie dringend zu bitten, den Wilhelm selbst unverzüglich zu ihnen zu senden, damit ihr Sohn von seinem gefährlichen Wahne zurückkommen und sich von dem Leben Wilhelm's durch den Augenschein überzeugen könne. Noch war die abgesandte Staffette keine Stunde fort, als ein Bote von Wilhelm's Eltern die Nachricht brachte, daß ihr Sohn, Mittags 12 Uhr, durch einen Sturz

von einem in Brande begriffenen Hause um's Leben gekommen sey. In derselben Zeit hatte die Erscheinung stattgefunden. So sehr nun auch Carl's Eltern Alles aufboten, den Kummer und den Schrecken zu verbergen, den ihnen diese Nachricht verursacht hatte und so sehr sie sich auch Mühe gaben, ihren Sohn zu beruhigen und die Hoffnung zum Leben wieder in ihm zu erwecken, so half doch Alles nichts, Carl's Kräfte schwanden sichtbar, und am achten Tage war er eine Leiche.

4.

An einem Abende des Monats Juni 1815 war eine glänzende Gesellschaft bei Lady W— zu London, worin große Freude über die Siege der Engländer auf dem Continent herrschte. Daselbst befand sich ein junges, schönes Mädchen, die allein traurig und bekümmert schien. Man bat sie dringend, die beliebte schottische Arie „die Ufer des Allan" am Clavier zu singen, die mit ihrer Lage allzusehr harmonirte; denn sie war mit einem jungen Hauptmanne, der eben dem Feldzuge beiwohnte, verlobt. Erst befangen und in Gedanken vertieft, spielte und sang sie dann die rührende Ballade zum Entzücken der Anwesenden. Als sie aber kaum die Worte der zweiten Strophe: „Dem jungen Krieger giebt sie ihre Hand" vorgetragen, hörte sie plötzlich auf und starrte erschrocken vor sich hin. Ihre Schwester eilte zu ihr, erhielt jedoch keine Antwort auf ihre Frage. Aber einige Augenblicke nachher stieß die Sängerin einen durchdringenden Schrei aus, blieb ferner regungslos sitzen und stammelte endlich: „Ach, da sind sie! Da sind sie mit ihrer Laterne! Da kommen sie um einen Leichenhaufen herum; sie suchen den Todten. Seht, seht, wie sie einen nach dem Andern untersuchen.

Dort ist er! . . . dort . . . ach! schaudervoller Anblick! das Herz ist ihm durchbohrt!"

Tief seufzend sank sie ihrer Schwester in die Arme, wurde bewußtlos zu Bette gebracht und durch reizende Mittel aus der Ohnmacht erweckt. In heftigem Schweiße und nach tiefem Seufzen murmelte sie endlich: O ich Unglückliche! warum mußte ich das erleben? Er rief mich zu sich; ich wollte zu ihm und Ihr habt mich zurückgehalten; aber ich gehe zu ihm, ich gehe."

Indem man sie zu beruhigen suchte und zu versichern, Carl werde bald zurückkehren, erwiderte sie: „Nie, nie! ich habe gesehen, wie sie ihn geplündert. Carl ist todt, ich habe ihn gesehen, er war durchbohrt, sie plünderten ihn!"

Die Ohnmachten kehrten öfters wieder, sie lag sehr schwach und im dumpfen Hinbrüten, sprach nicht und nur bisweilen hörte man sie murmeln: „Ja, bald, Carl, bald, morgen!" Am vierten Tage ihrer Krankheit erhielt ihre Familie einen schwarzgesiegelten Brief von dem Obersten des Regiments, mit der Nachricht, daß Carl zu Ausgang der Schlacht von Waterloo durch eine Flintenkugel, die ihm das Herz durchbohrt, getödtet worden sey. Der fast schon hinsterbenden Louise wurde die Trauerbotschaft von dem Arzte vorsichtig beigebracht; sie errieth schnell und mit aufflammender Lebhaftigkeit den Inhalt des erblickten Briefes, den sie sich dann vorlesen ließ. Nach einem erstickenden Drucke, den sie empfand, wobei sie sich einen Trunk wünschte, auf den man weinen könne, wurde ihr Athem langsamer und beschwerlicher, und sie gab den Geist auf*).

Die Sehnsucht des sterbenden Kriegers nach der entfernten Geliebten hatte wahrscheinlich seine schei-

*) Nachtbilder, 1. Bdchn. Mergentheim 1840. S. 79.

lende Seele in jenem Momente der Auflösung an den Ort versetzt, wo der Gegenstand seiner Wünsche sich befand. Vielleicht influirte sein Wille auf einen der Anwesenden, daß dieser das Absingen eines Liedes von der Concertsängerin verlangte, dessen Inhalt am geeignetsten war, ihre Seele auf den Geliebten zu richten, wodurch die Einwirkung auf die Geliebte erleichtert und sie fähiger wurde, ihre Seele aus dem Körper auf einige Augenblicke heraustreten zu lassen und sich im Geiste auf das Schlachtfeld zu versetzen; oder mit andern Worten: Durch jenes Lied, dessen Inhalt ihr eigenes Verhältniß zu einem in den Krieg ziehenden Geliebten ihr in Erinnerung brachte, steigerte sich ihr Ahnungsvermögen, welches, wie Kluge (Betr. über anim. Magn., S. 366) treffend definirt „ein bloßes inneres Wissen ist, das plötzlich wie ein Lichtfunke aus der Dunkelheit entspringt.“ Die darauffolgende Ohnmacht, welche der mit ihrem Geliebten im magnetischen Rapport stehenden Braut, das Schauen im Geiste, wegen der nun lockern Bande des Körpers, noch erleichterte, erklärt das scheinbar Unmögliche noch befriedigender.

Ja sogar noch innerhalb der Grenze der rein physischen Welt offenbart sich, mehr oder minder, jenes Verhältniß der Mitleidenschaft. Das gleichgestimmte Instrument consonirt gleichzeitig im Einklange bei'm Verhallen des in der Ferne dem andern Instrumente entlockten Tones. Stärker noch spricht sich dies sympathetische Verhältniß in der geistigen Natur aus. So erzählt Kluge (l. c. S. 358), stand einer meiner Freunde, ein junger, wahrheitsliebender Arzt, mit seiner mehrere Meilen von ihm entfernten und über alles geliebten Schwester in einem solchen Verhältnisse der Mitleidenschaft, daß ihn jedesmal eine Unruhe befiel, sobald diese krank wurde und ihn mit Sehnsucht herbei-

wünschte. Bekannt ist ja das meilenweit extendirte Wirkungsvermögen des Magnetiseurs auf seinen Kranken, das durch stetes Fixiren seiner Seele auf den vorhabenden Zweck sich erklären läßt; und der magnetische Rapport des Clairvoyants mit andern Personen, bei welchen die Entfernung keinen Einfluß hat, so daß Wienholt's Hellseherin von der Krankheit ihres über hundert Meilen entfernten Bruders eine genaue Kenntniß hatte (Heilkr. III. Abthl. 2.).

Ein Theil des Wunderbaren schwindet schon, wenn man in Erwägung zieht, daß das Nervenfluidum durch den Willen determinirt werden kann, und nächst diesem die Schnelligkeit und Weite berücksichtigt, in welcher das Licht und die Electricität sich fortpflanzen, die gegen das Nervenfluidum doch immer nur zu den gröberen Imponedrabilien gezählt werden können, da sie noch sinnlich wahrnehmbar sind, dieses aber nicht.

Daß schon der Wille allein die Denk- und Handlungsweise anderer entfernter Personen zuweilen auch im normalen Gesundheitszustande bestimmen könne, weis't Jung*) mit einem hieher gehörenden Beispiele, dessen Wahrheit er selbst verbürgt, nach. „Eine gemeine Handwerksfrau in S . . . ,“ erzählt er, „wünschte eine Freundin zu sprechen, die in derselben Stadt, aber weit entfernt von ihr, wohnte. Ihre dringenden Arbeiten erlaubten ihr nicht, auszugehen. Sie wandte daher ihren festen Willen an, um sie herbeizurufen. Die Freundin saß ruhig zu Hause und dachte nicht daran, auszugehen. Plötzlich fiel ihr ein: Du solltest zu der W . . . . gehen; sie schlug sich aber diesen Gedanken aus dem Sinne und dachte: ich habe nichts bei ihr zu thun, und es ist abscheulich Wetter, Regen und Wind.

*) Theorie der Geisterkunde, S. 151.

1.

Als die Königin Ulrike von Schweden gestorben war, wurde, wie bei königlichen Leichen gebräuchlich, der Körper der Entseelten in einem offenen Sarge, in einem schwarz ausgeschlagenen und mit vielen Wachslichtern erleuchteten Zimmer auf einem erhabenen Katafalk aufgestellt, und ein Detachement der königlichen Leibwache hielt in dem Vorzimmer die Trauerwache. An einem Nachmittag erschien die erste Palastdame und Favorite der Königin, nach welcher die Monarchin in ihren letzten Stunden lebhaft verlangt hatte, aber auf die Erfüllung dieses Wunsches, sowohl wegen der Entfernung von der Hauptstadt, als auch weil die Gräfin Steenbock — so hieß jene Dame — in Stockholm selbst krank darniederlag, verzichten mußte, vor dem Vorzimmer; der Befehlshaber der Wache ging ihr, verwundert über ihr unerwartetes Eintreffen, entgegen und führte sie in das Trauergemach, wo er sie allein ließ. Das tiefe Schweigen der Gräfin wurde der Lebhaftigkeit ihres Schmerzes zugeschrieben, und die Officiere der Wache ließen sie eine geraume Zeit in dem Leichenzimmer allein, um nicht durch ihre Gegenwart die Aeußerungen desselben zu stören. Als aber ihre Rückkehr aus demselben sich immer mehr und mehr verzögerte, befürchteten sie, daß ihr ein Unfall zugestoßen sey, und der Capitän der Garde eröffnete die Thüre, stürzte aber bald darauf äußerst bestürzt zurück. Nun eilten alle anwesenden Officiere herbei und bemerkten deutlich durch die geöffnete Thür die Königin aufrecht in ihrem Sarge stehend und die Gräfin umarmend. Die Erscheinung schien zu schweben und lös'te sich bald darauf in einen dichten Rauch oder Nebel auf. Als dieser sich verzogen, lag der Leichnam der Königin in der vorigen Stellung auf dem Paradebette; allein die Gräfin war nirgends

zu finden. Vergebens durchsuchte man das Gemach und die anstoßenden Zimmer; nirgends eine Spur von ihr. Nun sendete man schnell einen Courier mit der Nachricht dieser außerordentlichen Begebenheit nach Stockholm und erfuhr daselbst, daß die Gräfin Steenbock die Hauptstadt nicht verlassen habe und in dem Augenblicke gestorben sey, in welchem man sie in den Armen der verstorbenen Königin erblickte. Ueber diese Thatsache war sogleich ein außerordentliches Protokoll aufgenommen und von allen Gegenwärtigen unterschrieben worden. Es ist noch jetzt dieses Actenstück in dem Stockholmer Reichsarchiv aufbewahrt.

2.

Der als astronomischer Schriftsteller, so wie im Gebiete der Unterhaltungsliteratur gleich sehr thätige Hofrath Dr. Nürnberger theilt in Nr. 43 des Dresdner Mercurs, Jahrg. 1840, folgendes Factum mit:

Der Secretär des Marquis von C—de erzählt mir, daß bei'm kürzlich in England erfolgten Tode des Herzogs von Roxborough etwas überaus Merkwürdiges und wohl auch Unerklärbares sich zugetragen habe. Der Herzog hatte einen alten Kammerdiener, der über 50 Jahre um ihn gewesen und an den er so attachirt, als umgekehrt der Diener an den Herrn war. Aus dem Schlafzimmer des Herrn ging eine Klingel in die Stube des Dieners. Letzterer erkrankte während der Krankheit seines Herrn ebenfalls. Der Herr starb, und man ließ seine Leiche im Schlafzimmer, welches wohl verschlossen bleibt, im Bette, über dem die Klingelschnur hängt. Plötzlich aber wird aus diesem, also wohl verschlossenen Schlafzimmer des Herzogs, in welchem sich sein Leichnam, aber durchaus nichts Lebendes befindet, die

angegebenermaaßen in's Gemach des kranken Kammerdieners führende Klingelschnur angezogen, die Klingel ertönt, der Kammerdiener richtet sich mit den Worten: „Ja Mylord, ich komme!" von seinem Lager auf, sinkt sogleich in dasselbe zurück und ist in demselben Augenblicke verschieden. Man eilt in's Sterbezimmer, keine Spur eines Grundes des Vorganges, am wenigsten einer etwaigen augenblicklichen Wiederbelebung des Herzogs. Die strengste Untersuchung ergiebt Nichts. — „Ich gestehe Ihnen," setzte der Legationssecretär seiner Erzählung hinzu, „daß dieses Ereigniß, welches mir, da ich mich in Familienangelegenheiten eben zu Paddington, nicht weit vom Schlosse, wo sich dasselbe zugetragen, befand, sogleich mitgetheilt wurde, trotz meiner Jugend einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf mich machte. Ich bin ein entfernter Verwandter des Herzogs; ich eilte sogleich nach Empfang der Nachricht von seiner Krankheit, seinem plötzlichen Tode und diesem wunderbaren Umstande nach dem Schlosse und habe mir die Gewißheit verschafft, daß sich die Sache ganz in der erzählten Weise zugetragen und daß durchaus keine sinnliche Erklärung des Zusammenhanges aufzufinden gewesen ist *)."

Nürnberger schließt diese Mittheilung mit folgenden Reflexionen: „Wenn die Verbindung zwischen dem Herzog und seinem langjährigen treuen Diener zu enge war, um durch den Tod zerrissen oder auch nur unterbrochen zu werden, unter welcher Voraussetzung die Abberufung des Dieners zum Herrn selbst

*) Die Redaction jenes Blattes fügt hier anmerkend hinzu: Wir erinnern uns, von diesem Ereignisse in englischen Blättern gelesen zu haben, in denen die Vergeblichkeit aller Bemühungen zur Auffindung einer „genügenden" (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) Erklärung auch hervorgehoben wurde.

erklärbar erscheint; wie ward es angefangen, um diesem rein geistigen Bezuge den sinnlichen Klingelausdruck zu verleihen? Ich versuchte, mir einen Theil dieser Frage durch die Annahme zu beantworten, daß das Ohr des, dem Lebenden noch angehörenden Kammerdieners auf diesen, im Leben so unzählige Male vernommenen Ton besonders „gespitzt" seyn mußte. Der Rest der Frage ist jedoch schwieriger. Man müßte annehmen, daß sich die Innigkeit eines Verlangens bis zu dem Grade steigern kann, um selbst ein materielles Hinderniß, wie hier, den Widerstand der Klingelfeder, zu überwinden. Wenn dies einer unserer jungen Philosophen lies't, der wird wohl sprechen, ich sey ein Phantast, und ich bin doch vielmehr ein sehr kalter, allen Illusionen vollkommen unzugänglicher Mann und habe während eines langen, an Erfahrungen aller Art überreichen Lebens nur die ernstesten Forschungen getrieben, Vieles, was wirklich Täuschung war, aufgeklärt. Das vorliegende Ereigniß aber darf ich nach meinen besten Ueberzeugungen, nicht in dieselbe Categorie verweisen; ich habe mich zu viel auf dem Nachtgebiete der Natur umgesehen, um den Sachen dieser Art nicht bald anzumerken, wofür sie zu nehmen seyen."

Ich frage, sollte nicht die Sehnsucht des verstorbenen Herzogs nach seinem Diener mittelst des sympathetischen Rapports, welchen ein durch viele Jahre ununterbrochenes Zusammenleben zwischen Herrn und Diener bewirkt hatte, diesen in das Jenseits nachgezogen haben, welches um so leichter geschehen konnte, als die Krankheit des Letztern eine plötzliche Befreiung der Seele aus ihren körperlichen Banden möglich machte?

3.

Wenn in den zwei vorerwähnten Fällen Krankheit das sympathetische Band um zwei Seelen, die während ihres Erdenlebens so eng verbunden waren, noch fester schlingen half, weil bekanntlich physisches Wohlseyn den magnetischen Rapport stört und die Fähigkeit, Eindrücke aus der übersinnlichen Welt zu empfangen, ganz aufhebt; so zeigen die beiden folgenden Beispiele, daß Freundschaft und Liebe zuweilen an sich selbst eine solche magnetische Kraft besitzen, daß sie die noch festen Bände des physischen Lebens zu sprengen vermögen, um die nach der Wiedervereinigung mit dem geliebten Gegenstande sich sehnende, im Reiche der Sinnlichkeit zurückgelassene Seele aus ihrem Fleischkerker zu befreien.

So erzählt Stilling im „geheimnißvollen Jenseits": Zwei Knaben, die miteinander aufgewachsen und mit einer seltenen Innigkeit sich ergeben waren, wurden in ihrem neunten Jahre getrennt, weil der Vater des einen, ein Staatsdiener, in eine drei Stunden entfernte Stadt versetzt wurde. Sie waren in Eine Schule miteinander gegangen, ihre Spiele hatten sie stets gemeinschaftlich getrieben, nie störte ein Zwist die Innigkeit dieses freundlichen Verhältnisses. Als sie sich nun trennen mußten, fühlten sie zum ersten Male einen nicht bloß vorübergehenden Schmerz, und die beiderseitigen Eltern waren kaum im Stande, sie durch das Versprechen zu beruhigen, daß sie sich in den Ferien immer abwechslungsweise gegenseitig besuchen dürften. Die Trennung schwächte ihre Liebe zu einander nicht, und die Eltern gestatteten daher gern, daß Carl die Ferien bei Wilhelm und dieser die darauf folgenden bei Carl zubrachte. So waren drei Jahre vorübergegangen, und die Innigkeit der beiden Knaben hatte eher zu- als abgenommen. Die Osterferien waren vorüber; Carl kehrte von einem

Besuche bei Wilhelm zu seinen Eltern zurück und fügte sich wieder in die gewohnte Lebensweise. Als derselbe am zweiten Tage seiner Ankunft gerade zur Mittagsstunde mit der Magd in den Keller geschickt wurde, wo Letztere jedesmal unter seiner Aufsicht den — zum Mittagsessen bestimmten — Wein in Flaschen füllen mußte und Beide, im Gespräche miteinander begriffen, über die Kellertreppe heraufstiegen, rief plötzlich Carl mit sichtbarem Entsetzen: „O Gott! Wilhelm ist todt! Siehst Du denn nicht? Hier, hier steht er. Er kommt mich zu holen, und in acht Tagen muß ich sterben!“ — Mit großer Bestürzung erzählte Carl, in's Zimmer tretend, das Vorgefallene. Sie suchten ihn zu beruhigen — die Magd hatte von der Erscheinung nichts gesehen — und wendeten Alles an, um ihm begreiflich zu machen, daß er sich getäuscht, daß er seinen Freund erst vor zwei Tagen gesund verlassen, daß seine Einbildung ihm nur das Bild desselben vorgeführt habe. Allein nichts fruchteten die liebevollen und beruhigenden Vorstellungen der Eltern; Carl blieb bei dem Gedanken, Wilhelm sey todt, er habe ihn gesehen, und in acht Tagen müsse er ihm folgen. Die Alteration des Knaben war so groß, daß er sich zu Bette legen mußte, und als die Eltern sahen, daß der Schrecken auf ihren Sohn gefährlich einwirken könnte, den nichts in seinem Glauben wankend machte, entschlossen sie sich endlich, eine Staffette an Wilhelm's Eltern zu schikken, diesen den Vorfall zu schreiben und sie dringend zu bitten, den Wilhelm selbst unverzüglich zu ihnen zu senden, damit ihr Sohn von seinem gefährlichen Wahne zurückkommen und sich von dem Leben Wilhelm's durch den Augenschein überzeugen könne. Noch war die abgesandte Staffette keine Stunde fort, als ein Bote von Wilhelm's Eltern die Nachricht brachte, daß ihr Sohn, Mittags 12 Uhr, durch einen Sturz

von einem im Baue begriffenen Hause um's Leben gekommen sey. In derselben Zeit hatte die Erscheinung stattgefunden. So sehr nun auch Carl's Eltern Alles aufboten, den Kummer und den Schrecken zu verbergen, den ihnen diese Nachricht verursacht hatte und so sehr sie sich auch Mühe gaben, ihren Sohn zu beruhigen und die Hoffnung zum Leben wieder in ihm zu erwecken, so half doch Alles nichts, Carl's Kräfte schwanden sichtbar, und am achten Tage war er eine Leiche.

4.

An einem Abende des Monats Juni 1815 war eine glänzende Gesellschaft bei Lady W— zu London, worin große Freude über die Siege der Engländer auf dem Continent herrschte. Daselbst befand sich ein junges, schönes Mädchen, die allein traurig und bekümmert schien. Man bat sie dringend, die beliebte schottische Arie „die Ufer des Allan" am Clavier zu singen, die mit ihrer Lage allzusehr harmonirte; denn sie war mit einem jungen Hauptmanne, der eben dem Feldzuge beiwohnte, verlobt. Erst befangen und in Gedanken vertieft, spielte und sang sie dann die rührende Ballade zum Entzücken der Anwesenden. Als sie aber kaum die Worte der zweiten Strophe: „Dem jungen Krieger giebt sie ihre Hand" vorgetragen, hörte sie plötzlich auf und starrte erschrocken vor sich hin. Ihre Schwester eilte zu ihr, erhielt jedoch keine Antwort auf ihre Frage. Aber einige Augenblicke nachher stieß die Sängerin einen durchdringenden Schrei aus, blieb ferner regungslos sitzen und stammelte endlich: „Ach, da sind sie! Da sind sie mit ihrer Laterne! Da kommen sie um einen Leichenhaufen herum; sie suchen den Todten. Seht, seht, wie sie einen nach dem Andern untersuchen.

Dort ist er! . . . dort . . . ach! schaudervoller Anblick! das Herz ist ihm durchbohrt!"

Tief seufzend sank sie ihrer Schwester in die Arme, wurde bewußtlos zu Bette gebracht und durch reizende Mittel aus der Ohnmacht erweckt. In heftigem Schweiße und nach tiefem Seufzen murmelte sie endlich: O ich Unglückliche! warum mußte ich das erleben? Er rief mich zu sich; ich wollte zu ihm und Ihr habt mich zurückgehalten; aber ich gehe zu ihm, ich gehe."

Indem man sie zu beruhigen suchte und zu versichern, Carl werde bald zurückkehren, erwiderte sie: „Nie, nie! ich habe gesehen, wie sie ihn geplündert. Carl ist todt, ich habe ihn gesehen, er war durchbohrt, sie plünderten ihn!"

Die Ohnmachten kehrten öfters wieder, sie lag sehr schwach und im dumpfen Hinbrüten, sprach nicht und nur bisweilen hörte man sie murmeln: „Ja, bald, Carl, bald, morgen!" Am vierten Tage ihrer Krankheit erhielt ihre Familie einen schwarzgesiegelten Brief von dem Obersten des Regiments, mit der Nachricht, daß Carl zu Ausgang der Schlacht von Waterloo durch eine Flintenkugel, die ihm das Herz durchbohrt, getödtet worden sey. Der fast schon hinsterbenden Louise wurde die Trauerbotschaft von dem Arzte vorsichtig beigebracht; sie errieth schnell und mit aufflammender Lebhaftigkeit den Inhalt des erblickten Briefes, den sie sich dann vorlesen ließ. Nach einem erstickenden Drucke, den sie empfand, wobei sie sich einen Trunk wünschte, auf den man weinen könne, wurde ihr Athem langsamer und beschwerlicher, und sie gab den Geist auf*).

Die Sehnsucht des sterbenden Kriegers nach der entfernten Geliebten hatte wahrscheinlich seine schei-

*) Nachtbilder, 1. Bdchn. Mergentheim 1840. S. 70.

ihre Besserung; sollte es sich, wider Erwarten, mit ihr verschlimmern, so wolle er mir ein Pferd schicken, um mich abholen zu lassen.

Obgleich diese Nachricht mich beunruhigte, so dachte ich doch nicht an den Tod meiner Mutter und wurde auch ruhiger, als ich nicht abgeholt wurde. Einige Tage nach der Nacht, in welcher meine Mutter starb, wurde es mir sehr übel, und ich legte mich angekleidet auf's Bett. Als ich in diesem Zustande, ohne zu schlafen, bei vollem Bewußtseyn lag — es war zwischen 11 und 12 Uhr — klopfte es ganz heftig an die Thüre meines Zimmers, und meine Mutter kam in ihrer gewöhnlichen Haustracht herein, wie folgt, mich anredend:

„Wir sehen uns in dieser Welt nicht wieder; ich aber habe noch ein Anliegen: der K. (einer Magd, die 19 Jahre bei ihr gedient hatte) gab ich jene Schlüssel; sie wird Dir solche zustellen; bewahre sie, oder wirf sie in's Wasser; der Vater darf diese Sache nicht erfahren, es würde ihn nur betrüben. Lebe wohl und wandle auf guten Wegen."

Mit diesen Worten ging sie wieder, wie sie gekommen, zur Thüre hinaus und verschwand meinen Blicken. Ich fuhr vom Bette auf, versicherte mich, daß ich völle wache. Ich weckte die Menschen und äußerte die Besorgniß, daß nun meine Mutter, nach dem was mir so eben begegnet, gewiß gestorben sey. Man wollte es mir ausreden, ich aber ließ mich nicht abhalten und eilte noch vor Tagesanbruch nach Hause. Als ich unter das Thor meiner Vaterstadt kam, begegnete mir schon jene Magd meiner Mutter und sagte mir, daß diese in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr gestorben sey, ihr aber vor dem Verscheiden noch etwas Besonderes für mich gesagt habe.

Da ich in Begleitung eines Verwandten war, so eröffnete sie mir ihren Auftrag noch nicht; aber

nach der Beerdigung der Mutter übergab sie mir heimlich jene Schlüssel, mit der Erzählung: die Mutter habe ihr diese noch vor dem Verscheiden zugestellt, mit dem Auftrage an mich, sie bei mir zu behalten, oder in's Wasser zu werfen; doch solle es der Vater nicht erfahren. Diese Sache habe die Mutter noch im Tode sehr beschäftigt.

Ich nahm die Schlüssel zu mir, trug sie einige Jahre auf meinen Reisen, und warf sie dann in die Lahne.

3.

Folgende Anecdote wurde dem Herausgeber dieser Sammlung von einer Verwandten seiner Frau als wahr verbürgt. Jene hatte eine nun auch verstorbene Schwester, welche das liebste Kind ihres Vaters war. Als dieser auf dem Sterbebette lag, sehnte er sich überaus nach dieser mehrere Meilen von seinem Wohnorte verheirathet lebenden Lieblingstochter. Als die durch Staffete Herbeigerufene ankam, fand sie den Vater nicht mehr am Leben.

Mehrere Jahre waren seitdem verflossen. Als sie eines Abends, um Gäste, die aus der Fremde angekommen waren, zu bewirthen, in den Weinkeller hinabstieg, erblickt sie die Gestalt ihres Vaters auf sie zuschreitend. Der Schreck entlockte ihr einen Schrei, und das Phantom verschwand. Nie hatte sie seitdem wieder eine Erscheinung.

Das Verschwinden der Geister, wenn der Visionär einen Schrei ausstößt oder wenn Jemand plötzlich in die Stube tritt, hatte schon Kieser aus analogen Traumzuständen erklärt, wo das plötzliche Erwachen, den jede Vision zerstörenden, reflectiven Zustand wieder eintreten läßt. Indeß zeigt auch dieses Beispiel, wie viele andere, daß

die Seelen der Abgeschiedenen sich zuweilen noch um die Angelegenheiten ihrer auf dieser Welt hinterlassenen Lieben bekümmern.

4.

Der berühmte Joh. Aug. Ernesti, der Urheber theologischer Aufklärung, erzählt in der Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters *) folgende Begebenheit: „Der junge Apfelstadt war sechszehn Jahre alt, als plötzlich sein Vater an einem hitzigen Fieber starb. Die Hinterlassenen geriethen dadurch in Gefahr, ihr ganzes Vermögen zu verlieren. Der Vater hatte eine Einnehmerstelle zu Erfurt und blieb jetzt eine beträchtliche Summe Geldes, die sich nirgends vorfand, nebst der Rechnung darüber, der kurfürstlichen Kammer schuldig. Sie überstieg bei weitem seinen gesammten Nachlaß. Dieser sollte nun nächstens für die Kammer versilbert werden. Matt von Betrübniß in der äußersten Noth, legt sich der Jüngling Abends zu Bette. Da erscheint ihm im Traume die Gestalt seines Vaters, der ihn in das Sitzungszimmer der Hofkammer führt und ihm hinter dem Sessel des damaligen kurfürstlichen Statthalters Boineburg einen kleinen Kasten zeigt, in welchen er das Geld nebst den Rechnungen gelegt habe. Der Jüngling erwacht schnell von seinem sehr klaren Traume; er konnte die Sache vor Freude kaum glauben. Weil aber die Noth dringend war, wollte er nichts unversucht lassen, und faßte den Entschluß, auf die Hof-

---

*) Memoria E. A. de Apfelstadt in Ernestis Opusc. oratorior. Lips. 1791.

kammer zu gehen und sich von der Wahrheit oder Falschheit des Gesichts zu überzeugen. Er kommt in das Zimmer, das er vorher wachend nie gesehen hatte und erstaunt sogleich über die innere Einrichtung, welche völlig der nächtlichen Erscheinung glich. Die Anwesenden wunderten sich, was der junge Mensch wolle; er aber geht gerade auf die Stelle zu, die ihm im Traume war angezeigt worden, findet die Kiste, und siehe! das Geld liegt vollständig mit den Rechnungen darin. Indeß die gegenwärtig befindlichen Personen starr vor Verwunderung stehen, eilt er nach Hause mit der Nachricht zu seiner Mutter, und Beide ergießen sich in Lob gegen Gott für diesen augenscheinlichen Beweis seiner Erbarmung. Diese Geschichte war ihm ein Unterpfand der göttlichen Vorsicht, die ihn durch sein ganzes Leben mit wunderbarer Güte leitete.

5.

Eine Predigerswittwe wurde von den Obern ihres verstorbenen Mannes belangt, weil derselbe keine Rechnung über seine Administration einer gewissen Sache abgelegt hatte. Die Wittwe wußte, ihr Mann habe Alles bezahlt; aber die ihm ausgestellte Quittung konnte nicht gefunden werden. Man legte ihr auf, dieselbe herbeizuschaffen. Sie durchsuchte alle Papiere und konnte die Quittung nicht finden. Da träumte ihr eines Nachts, es erscheine ihr Mann und sage ihr, die Quittung liege in seinem Schreibepulte in einer kleinen verborgenen Schublade, die er bezeichnet, in einem rothsammtnen Beutel. Als die Frau am folgenden Tage an der bezeichneten Stelle nachsuchte, fand sie den Beutel und in demselben die Quittung *).

---

*) Büchner's Abh. I. S. 264.

6.

In Eichelberg bei Weinsberg wurde vor einigen Jahren der Bauer J. von einem Menschen aus L. auf unrechtmäßige Weise genöthigt, ihm 100 Gulden abzutreten, wofür er von Jenem einen Schein, daß er die 100 Gulden erhalten und von J. nichts weiter zu fordern habe, ausgestellt erhielt. J. hatte dieses Geld ohne Wissen seiner Frau und überhaupt eines andern Menschen hingegeben, trug den Vorfall aber immer als einen bloßen Kummer bei sich, wurde darüber krank und klagte jetzt erst die Sache zwei anwesenden Männern, denen er auch erzählte, daß seine Gattin nichts davon wisse.

Er starb. Erst jetzt hörte seine Frau das Vorgegangene von den beiden Männern, die sie zugleich trösteten, daß das Geld wiederzuerhalten sey, sofern man nur den darüber ausgestellten Schein auffinden könne. Indeß war wegen des letztern alles Nachsuchen vergebens. Mehrere Wochen verstrichen, da erschien der Tochter, einem Mädchen von 17 Jahren, der Vater im Traume, ganz wie er lebte. „Ja," sagte er, „es ist wahr, ich wurde um dieses Geld auf's Erbärmlichste betrogen, und dies hat mir noch im Sterben vielen Kummer gemacht. Den Schein, den Ihr sucht und den Ihr haben müßt, habe ich der Mutter wegen versteckt. Sucht unter dem Dache, da schob ich ihn in die Spalte eines Balkens und nagelte vor dieselbe ein Stück Latte."

Das Mädchen erzählte den Traum ihrer Mutter, die aber die Mühe scheute, an dem bezeichneten Orte nachzusehen. Erst nach einigen Tagen, als ein wirthschaftliches Bedürfniß sie zufällig dahin führte und das Mädchen sie an den Traum erinnerte, suchte man an den Balken des Daches nach, fand das

aufgenagelte Lattenstück, riß es herab und zog das gesuchte Papier aus der Spalte.

7.

Eines Nachmittags — erzählt Schubert — ungefähr ein halbes Jahr vor seinem Tode, lehnte der schon kränkliche Stadtschreiber H. in Anspach auf dem Sopha und schlummerte. Da träumt ihm, sein vor einigen Monaten verstorbener Bruder, der Doctor H., welcher sich als practischer Arzt für seine armen Kranken oft aufgeopfert hatte, trete zu ihm in's Zimmer. Erstaunt fragt ihn der Träumende, wo er denn so lange gewesen sey, daß er ihn gar nicht gesehen? Der Bruder erwiderte, er habe jetzt gar viele ernste Geschäfte, die ihn verhinderten, zu kommen; doch mache ihm der Zustand einer armen Wittwe Kummer, deren Wohnung er genau bezeichnete. Sie sey die einzige Versorgerin und Erzieherin mehrerer Kinder, liege aber jetzt krank ohne Hülfe, ohne Pflege, ohne Nahrung. Würde ihr nicht bald von mitleidigen Herzen etwas gereicht, so müsse sie umkommen, und die Kinder verlören ihre letzte Stütze. Der Stadtschreiber versprach sogleich für die Bedürftige zu sorgen, worauf der Arzt freundlich Abschied nahm und die Zeit des Wiedersehens auf 6 Monate hinaus bestimmte. Der Traum war so deutlich, daß der Erwachte noch die Thüre durch den Hinausgehenden glaubte schließen zu hören. Am folgenden Tage findet sich, daß die Wittwe wirklich an dem angezeigten Orte wohnt und der Hülfe dringend bedarf. Sie wird unterstützt, die Mutter den Kindern erhalten und gerettet.

8.

An einem sächsischen Hofe starb der Hofprediger. Eben zu der Zeit, als er verschied, kam er zum Herzoge in völlig priesterlichem Schmuck und trat in's Zimmer mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Der Herzog fragte nach seinem Verlangen; die Antwort bestand aber bloß in einer abermaligen Verbeugung, ohne ein Wort zu sprechen. Der Herzog wiederholte seine Frage, und als der Hofprediger abermals mit einer Verbeugung stillschweigend antwortete, wurde er unwillig, und verbot ihm, künftig nicht mehr zu ihm zu kommen. Der vermeintliche Hofprediger ging hierauf mit einer nochmaligen stillschweigenden Ehrfurchtsverbeugung aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und über den Hof.

Der Herzog sah ihm durch's Fenster nach und bemerkte, wie der Wind in seinem Mantel wehte. Gleich darauf ließ er durch einen Pagen fragen, was der Hofprediger gewollt? Dieser brachte die Antwort zurück: der Hofprediger sey so eben gestorben. Der Herzog zweifelte hieran und schickte nochmals den Pagenhofmeister, damit er desto gewissere Nachricht erhalte. Die Antwort des Letztern war mit jener des Pagen gleichförmig; außerdem setzte er noch hinzu, daß, als die Hofpredigersfrau die Größe ihrer Betrübniß gegen den Sterbenden geäußert, er dieselbe mit der Vorsorge Gottes und der Gnade des Fürsten getröstet, zugleich auch Feder und Tinte gefordert habe, damit er sie dem Herzoge schriftlich empfehlen könne. Der Anfang des Schreibens, das wegen Kraftlosigkeit des Hofpredigers und eines schleunigen Abschiedes aus dieser Welt unvollendet blieb, wurde dem Fürsten vorgelegt, woraus man zu schlie-

ßen sich für berechtigt hielt, daß die Seele des Hofpredigers, indem sie sich in Gedanken mit dem Fürsten beschäftigte, sich zugleich auch dem Herzoge sichtbar dargestellt habe*).

9.

Vor ungefähr 50 Jahren lebte in M . . . ein junger Mann aus guter Familie, Namens T . . . Er lernte daselbst den Chevalier Bernard L . . . kennen und fühlte bald die innigste Freundschaft zu diesem liebenswürdigen Franzosen, der sich wegen eines Processes gerade in M . . . aufhielt. Während dieser Zeit lernte der Chevalier Fräulein Madelaine von S . . . kennen, für welche er bald eine glühende Liebe empfand. T . . . gelang es nach unablässigem Bemühen, die Schwierigkeiten zu besiegen, die dieser Verbindung im Wege standen, und der Chevalier führte Madelaine als seine Gattin nach Paris, nicht ohne schmerzlichen Abschied von T . . ., dem Gründer ihres Glückes.

Kurz nach der Ankunft des Chevaliers in Paris brach die Revolution aus, und mit ihrem Fortschreiten mehrten sich T . . . s Besorgnisse um seine entfernten Freunde, und nur in dem oft unterbrochenen Briefwechsel mit diesen fand er noch seinen einzigen Genuß; denn in dem eigenen Hause hatte er jetzt mit Kummer uud Sorgen zu kämpfen, da sein Vater an einer unheilbaren Krankheit rasch dem Tode entgegen zu gehen schien.

Doch beachtenswerth ist, was T . . . mit eigenen Worten aus seiner Lebensgeschichte mittheilt:

---

*) Gallerie außerordentlicher Erscheinungen aus der Natur- und Menschenwelt. II. Bändchen. S. 73.

„Es war an einem Sonntage den 25 Juli; ich werde diesen schweren Tag in meinen Leben nicht vergessen. Mein Vater schlief, nach einer fast 48stündigen Krisis, während welcher ich nicht von seinem Lager weggekommen war, den Schlaf der tödtlichsten Ermattung, und ich hatte mich in mein stilles Zimmer zurückgezogen. Die Natur verlangte ihre Rechte; auch ich wollte eine Stunde ruhen. Der Himmel aber war ganz mit Gewitterwolken überzogen, die mir keine lange Ruhe verhießen, und ich warf mich nur auf's Sopha. Es war gegen Mitternacht, als mich der Schlaf überwältigte. Da schien es auf einmal, als gehe meine Thüre plötzlich auf, und es trete der Briefträger herein, welcher mir das Zeitungsblatt bringe, wie dies in meiner Eltern Hause eingeführt war. Ich halte es noch in der Hand, ich starre es noch an, dieses Blatt. Eingangs stand: Tagesliste der Guillotinirten, und mit einem Entsetzen, welches mir die Augen zu ihren Höhlen heraustrieb, las ich: „Bernard L . . . guillotinirt den 25. Juli 10 Uhr Morgens.“

„Jetzt ward es lebendig im Zimmer; der Chevalier war um mich. Wie? das läßt sich nicht beschreiben. Der Geist sieht und empfindet Geisternähe durch ein anderes Organ, als das körperliche Auge; aber die Beschreibung kann keine andern Worte aufbieten, weil sie nur solche hat, welche in die menschliche Begriffssphäre fallen. „Rette Madelaine, rette Henri!“ (dies war, wie sich hernach ergab, der Name ihres Kindes) klang in Tönen an mein Ohr, die mein Blut in den Adern erstarren machten. Denn es war nicht mehr der geliebte Freund selbst, der zu mir sprach, es war sein blutiger Schatten, welcher mit einer letzten ernsten Mahnung nochmals rückwärts über die Grenze trat, die zwei sonst streng

geschiedene Welten trennt, um vom Freunde die Erfüllung einer heiligen Pflicht zu fordern."

„Der Chevalier schritt auf mich zu mit unhörbaren großen Schritten, mir eine Hand reichend, die doch keine war, gleichsam um die Darreichung der meinigen als Pfand zu verlangen, daß ich seiner Forderung genügen wolle. Die Erscheinung trug das Symbol der gräßlichen Wunde an sich, und ich stierte hin mit einer Mischung von verzweifelndem Schmerze und Grausen. Nichts war mir entsetzlicher, als die innige Vereinigung des Lebens an der Gestalt mit dem gespenstigen Character, der dieses Leben gleichsam in ein Leichentuch einwickelte, wodurch eine Beklommenheit in mir erzeugt wurde, deren namenlose Angst nicht zu beschreiben ist. Auch steigerte sich der schreckliche Zustand dieser Beklommenheit mit jedem Schritte, den die Erscheinung mir näher that, und als die Gestalt jetzt dicht vor meinem Sopha stand und der hohle Geisterruf: „Rette Madelaine! rette Henri! nochmals an mein Ohr schlug, verlor ich die Sinne und weiß nicht weiter, was sich in diesen letzten Augenblicken des Vorgangs mit mir zugetragen hat."

„Ein furchtbarer Donnerschlag des unterdeß heraufgekommenen Gewitters brachte mich endlich wieder zu mir; ich sprang auf; gleich nachher ertönte die Sturmglocke: der Blitz hatte in einem Nachbarhause gezündet. Wie ganz meine Seele von der eben erlebten Scene erfüllt war, so fiel mir doch jetzt mein todtkranker Vater und seine Gefahr bei der schnell überhand nehmenden Feuersbrunst ein, und ich stürzte die Treppe zu seinem Zimmer hinab. Der alte Mann schlief noch; es war sein letzter Schlaf vor jenem ewigen Schlafe, welcher dem finstern Traume des Lebens ein Ende macht. Das Feuer drang unaufhaltsam vor, und erst bei einer hohen

Mauer ward man sein Herr. Während der Feuersbrunst gab mein Vater den Geist auf; unser Mädchen suchte mich unter den Löschenden auf, um mich an das Sterbebette zurückzurufen, allein ich kam schon zu spät. Mein Gemüth war schon gespalten zwischen zwei Interessen, — diesem Schmerze und der Mahnung des Freundes, dessen schaurige Geisterworte ununterbrochen in meinem Innersten nachklangen. Den Vorgang anders denn als ein wirkliches Hereinbrechen der Geisterwelt in die materielle zu erklären, kam mir gar nicht in den Sinn; in meiner Erinnerung trug er die Spuren einer unvertilgbaren Gewißheit an sich, und meine Verpflichtung, nach Paris zu eilen und Madelaine und Henri zu retten, schien mir entschieden. Dennoch wagte ich nicht, mich meiner weinenden Mutter sogleich zu entdecken, und Gott weiß, was ich in diesen Tagen des Selbstkampfes zwischen zwei Verpflichtungen, welche mir beide gleich heilig erschienen, gelitten habe."

„Am vierten Tage endlich, als ich meine Mutter etwas beruhigter fand, gestand ich ihr Alles. Sie hörte mich zwar aufmerksam, aber kopfschüttelnd an. Mit allen möglichen Gründen suchte sie mir zu beweisen, daß es thöricht wäre, auf einen Traum, wie sie die Erscheinung nannte, so vielen Werth zu legen; sie machte mich auf die Gefahren eines Aufenthaltes in dem unglücklichen Frankreich aufmerksam und beschwor mich, wenigstens eine schriftliche Bestätigung meiner geisterhaften Kunde vom Tode des Chevaliers abzuwarten."

Wenn sie mich hierdurch auch nicht überzeugte, so erschütterte sie mich doch; der gewaltige Eindruck jener furchtbaren Nacht aber wirkte in meinem Innersten fort, und — ich gestehe meine Schwachheit — es war mir unmöglich, länger in meinem einsamen Zimmer, wo ich mich beständig vom Geiste des

Chevaliers umschwebt wähnte, auszudauern, und ich mußte ein anderes Zimmer beziehen. Schwankend, ob ich den Gründen und Bitten meiner Mutter oder einer innern unabweislichen Mahnung, die mich stets verfolgte, nachgeben solle, verstrich längere Zeit.

Vierzehn Tage nach dem Ereignisse jener Nacht ließ sich, schon zeitig, unser Banquier, bei dem mein verblichener Vater einen Theil seines Vermögens deponirt hatte und der auch Vermittler einer Correspondenz mit dem Chevalier gewesen und vom ganzen Verhältnisse unterrichtet war, bei uns melden. Meine Mutter und ich saßen noch bei'm Frühstück. „Ich bringe Ihnen," sagte der Hereintretende, „eine der glücklichsten Nachrichten, die ich eben durch einen Handelscourier erhalten habe. Die Schreckensregierung in Frankreich ist am 27. vorigen Monats gestürzt worden; dieses Schreiben eines Freundes enthält mehreres Detail." Er zog bei diesen Worten einen Brief aus der Brusttasche und las uns einige Absätze aus demselben vor. Die Ueberraschung verhinderte mich, gleich eine Antwort zu geben, auf welche er zu warten schien. Endlich nach langer Pause fuhr er, mit einem trüben auf mich gehefteten Blicke fort: „Schlimm nur, daß der Terrorismus noch in den letzten Tagen so manches Opfer forderte. Auch unser Chevalier ist, wie mir mein Correspondent ausdrücklich meldet, unter der Guillotine gefallen." Er stockte. „Wann?" rief ich erstarrend. Der Banquier sah nochmals in den Brief. „Sonntags den 25. Juli, 10 Uhr Morgens." Hier verließen mich meine Sinne.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in den Armen meiner Mutter, welche bitterlich weinte. Sie gestand mir, daß sie durch die Uebereinstimmung zwischen den Nachrichten des Banquier und meinem Traume ebenfalls erschüttert worden sey. Fester

wurde nun mein Entschluß, Madelaine und Henri nach Deutschland zu bringen. Ich eilte nach Paris und fand Frau von L . . ., verzweifelnd über ihren Verlust, todtkrank an einem bösartigen Fieber, hülflos, indem ihre Verwandten theils guillotinirt, theils entflohen, die Güter aber eingezogen waren und zunächst bekümmerter über die Abwesenheit ihres Kindes, welches der herzlose Arzt unter dem Vorwande, daß jede Gemüthsbewegung vermieden werden müsse, entfernt halten ließ. So, ein wahres Bild des Jammers, fand ich sie. Sie starrte mich, als ich endlich vor ihr Bett gelassen wurde, lange an; aber sie erkannte mich, und indem sie meine Hand an ihre Brust drückte, war ihr erstes Wort: „Haben Sie Barmherzigkeit mit einer Mutter, schaffen Sie mir mein Kind.“

Dieses war im Nachbarhause untergebracht worden, wo es sich zwar gut aufgehoben fand, aber doch der unglücklichen Mutter fehlte, die es, nach dem Tode des Chevalier's, als das einzige Band betrachtete, welches sie noch mit dem Leben zusammenhielt. Der Mutter Sehnsucht nach diesem geliebten Wesen war unbeschreiblich; der ganze Rest ihrer Existenz schien sich in dieser Sehnsucht, deren längere Nichtbefriedigung ihr gewiß das Herz gebrochen hätte, zu concentriren; und ich lernte jetzt erst recht fühlen, was die Geisterworte jener Nacht: „Rette Madelaine, rette Henri!“ in dieser Beziehung für einen eigentlichen Sinn gehabt hatten.

Ich brachte das Kind in die Arme der Mutter. Eines rührendern Momentes, als dieser ersten Wiederumarmung eines so lange entbehrten Kindes durch eine solche Mutter und unter solchen Umständen, habe ich nie genossen. Die Wiederherstellung der Frau v. L . . ging, ihrem Arzte zum Trotze, mit raschen Schritten vor sich, als nur Henri wieder an ihrem

Busen lag. Mich aber bezeichnete sie als ihren Retter und segnete den Zufall, als den ich ihr meine Ankunft in Paris im entscheidenden Augenblicke erscheinen ließ. Es gelang mir, ihren sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, und sie und Henri nach Deutschland zu geleiten, und so dem mir durch Traum und Ahnung gewordenen Auftrag in seinem ganzen Umfange zu genügen.*)

10.

In einer deutschen Provinz lebte ein Edelmann, welcher von seinem Freunde auf dem Sterbebette zum Vormunde seiner Kinder erbeten ward. Als dieser nach einiger Zeit auch starb und die Mutter seiner Mündel nun einen andern wählte, forderte dieser der neuen Wittwe die vormundschaftlichen Rechnungen und Documente, die dazu gehörten, ab. Sie waren nirgends zu finden. Da nun beinahe das ganze Vermögen jener Pupillen darauf beruhte, ward endlich dahin erkannt, daß das Gut des verstorbenen Vormundes für sie in Depot genommen werden sollte. Dies versetzte nun seine Hinterlassenen in den hülflosesten Zustand und verunglimpfte zugleich seinen Namen. Die Wittwe hatte in der Angst ihren entfernten Bruder zu sich geladen; er kam, und den Tag nach seiner Ankunft wurde die Commission erwartet. Unter den obwaltenden Umständen konnte er seiner Schwester wenig Beistand gewähren, und hierüber in Traurigkeit versenkt, saßen sie Beide einsam im gewesenen Wohnzimmer des Verstorbenen beisammen, wo sie nochmals jeden Winkel vergebens durchsucht hatten. Plötzlich sahen Beide in einer

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenseits, S. 274.

Ecke denselben stehen und mit dem Finger auf eine Stelle an der Wand zeigen. Die Wittwe ward ohnmächtig; ihr Bruder aber, welcher mehr Geistesgegenwart hatte, sah unverwandt nach der Stelle hin, bis die Erscheinung verschwand. Dann erst leistete er seiner Schwester Hülfe und sobald dies geschehen war, betrachtete er die vom Geiste bezeichnete Stelle, fand kleine Nägel, in welche die Tapeten eingehakt waren und indem er diese losmachen wollte, rief seine Schwester: Jesus! an diesen Wandschrank hinter der Tapete hab' ich nicht gedacht! Nun wurde er geöffnet, die Papiere gefunden, der Verstorbene gerechtfertigt und die Familie gerettet. Als sie gefunden wurden, war das Kammermädchen der Wittwe, welches der Bruder seiner ohnmächtigen Schwester zu Hülfe gerufen, auch noch zugegen*)

11.

Auf dem Joachimscollegium zu Berlin starb zur Zeit des siebenjährigen Krieges einer der Lehrer am hitzigen Fieber. Kurz vor seinem Tode, als er sich schon krank fühlte, waren die Russen nach Berlin gekommen. Jedermann hatte bei ihrer Annäherung sein Geld und Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen gesucht. Einige Wochen nach dem Tode des Lehrers erhob sich ein Gespräch im Gymnasio, daß er sich des Abends in einem der Gänge sehen ließe. Fast alle Schüler wollten ihn gesehen haben, so sehr es auch die Lehrer ihnen auszureden suchten. Da nun jeden Abend einer oder mehrere Knaben den Vorgesetzten erzählten, daß die Erscheinung sich wie-

*) Geistererscheinungen rc., besonders für unsere Zeiten merkwürdig. Leipzig 1796, S. 7.

der im Gange befände, begaben sie sich eines Abends sämmtlich dahin. Nicht lange hatten sie gewartet, als sie den Geist daher schweben, endlich still stehen und den Fuß bedeutend auf eine Stelle des Fußbodens setzen sahen. Einer von ihnen nahte unerschrokken und umschrieb die Stelle mit Kreide, die er bei sich trug, worauf die Erscheinung verschwand. Man verschloß den Gang. Am andern Morgen öffnete man ihn wieder und fand, als man die Stelle aufgrub, ein Töpfchen mit Geld, auf dem ein Zettel lag, des Inhaltes: Für meine Mutter! Diese, eine arme Wittwe, in Crossen wohnhaft, erhielt das Vermächtniß*)

12.

Zu Anfange des americanischen Kriegs (im Jahre 1774) erwartete man den Major Blomberg bei seinem Regimente, das damals auf der Insel Dominica in Westindien stand. Die Zeit seines Urlaubs war vorbei, und seine Kameraden harrten auf ihn mit jedem Schiffe, das aus England ankam. Endlich sagte Einer zum Andern: „nun müsse er eintreffen, weil seine Gegenwart auf der Insel nothwendig werde." Der Gouverneur, der über seine so lange Abwesenheit ungeduldig wurde, war im Begriff, einen Brief deshalb an die Behörden nach England zu schreiben. Als nun derselbe einst in der Nacht mit seinem Secretär in seinem Arbeitszimmer saß und sich über das Benehmen des Abwesenden in keineswegs milden Ausdrücken äußerte, hörten sie Jemanden die Treppe heraufsteigen und den äußern Gang herkommen. „Wer kann dies seyn?" rief der

---

*) Ebendas., S. 9.

Gouverneur, „der noch so spät in der Nacht zu mir kömmt?" — „Es ist Blomberg's Tritt!" versetzte der Secretär. — „Ja, wahrhaftig, er ist es selbst," entgegnete der Gouverneur. Als er noch sprach, ging die Thüre auf, und der Major Blomberg trat herein. Er ging nach dem Tische hin, an welchem die beiden Herren saßen und warf sich in einen Stuhl, welcher dem Gouverneur gegenüberstand. Es war etwas Hastiges in seinem Benehmen und ein Hintansetzen aller gewöhnlichen Formen der Höflichkeit. Endlich sagte er in schnell abgebrochenen Worten: „Ich muß mit Ihnen allein sprechen" und gab dem Secretär einen Wink, sich zu entfernen. Dieser gehorchte. Es war in seiner Miene etwas Gebieterisches, das keinen Widerspruch gestattete.

„Bei Ihrer Rückkehr nach England," begann jetzt der Major, als das Zimmer von dem lästigen Zeugen frei war, „verfügen Sie sich nach der Pachterwohnung bei dem Dorfe . . . in Dorsetshire; hier werden Sie zwei Kinder finden; sie sind die Sprößlinge meiner geheimen ehelichen Verbindung. Seyen Sie der Schutz dieser Waisen. Zum Beweise ihrer rechtmäßigen Ansprüche auf mein Eigenthum verlangen sie von der Frau, bei welcher sie sich in der Ziehe befinden, das Kästchen, mit rothem Marokin überzogen, das man ihr übergeben hat. Sie machen es dann auf, denn es enthält die nöthigen Papiere. Leben sie wohl! Sie werden mich nicht wiedersehen."

Sogleich ging der Major fort. Der Gouverneur, der über diesen Auftrag, über den unerwarteten Eintritt und die schnelle Entfernung erstaunt war, klingelte seinen Leuten und sagte zu ihnen, sie möchten dem Major nachgehen und ihn ersuchen, wieder heraufzukommen. Niemand hatte ihn kommen, Niemand fortgehen sehen. Es war höchst sonderbar.

Bald nachher traf die Nachricht ein, der Major habe sich auf einem Schiffe nach Dominica eingeschifft, das im Sturme seine Masten verloren habe; und man glaubte, es sey um die Zeit, als die Gestalt vor dem Gouverneur und seinem Secretär erschienen sey, untergegangen, weil man nie wieder etwas davon gehört habe.

Alles, was der Major gesagt hatte, merkte sich sein Freund sorgfältig. Bei seiner Ankunft in England, welche wenige Monate nach jener Erscheinung erfolgte, eilte er sogleich nach dem Dorfe in Dorsetshire und nach dem Hause, in welchem die Kinder lebten. Er fand sie und fragte nach dem Kästchen, welches er sogleich erhielt. Die Ansprüche von Blomberg's Waisen wurden als begründet gefunden, und man setzte sie ohne Widerspruch in den Genuß aller ihrer Rechte ein.

Diese Geschichte wurde der Königin Charlotte, Gemahlin Georg's III. erzählt, auf welche sie einen so tiefen Eindruck machte, daß sie sogleich den Sohn Blomberg's als Gegenstand ihrer besondern Sorgfalt annahm. Man brachte ihn nach Windsor, wo er mit dem jüngst verstorbenen König von England, Georg IV., erzogen wurde, dessen Günstling, Gefährte und Freund er während seines ganzen Lebens gewesen ist*)

13.

Eine Mutter mehrerer unversorgten Kinder, die mit ihnen in der drückendsten Dürftigkeit schmachtete, ging einst, von ihrem ältesten, 13jährigen Sohne begleitet, nach S., um für diesen und ihre andern

---

*) *Jarvis*, accredited Ghost stories, p. 13.

Söhne ein Unterkommen zu suchen. Doch waren ihre Mühen und Bitten vergebens. Auf dem Rückwege lagerten sie sich, von Hunger, Angst und Thränen bis zum Tode ermattet, unter einen Baum, fielen hier auf die Kniee, schluchzten und schrieen laut zu Gott um Hülfe. Plötzlich glaubten Beide sehr vernehmlich das Lied „Befiehl du deine Wege ꝛc.“ von einem ganzen Chore singen zu hören. Der Sohn meinte unter den vielen singenden Stimmen die seines verstorbenen Vaters deutlich und unterscheidend zu erkennen. Kaum waren sie nach Hause zurückgekehrt, als ein Kaufmann aus Berlin, der hier Holz einkaufte, den Knaben erblickte, ihn starr ansah und fragte, ob er Lust habe, mit ihm nach Berlin zu reisen und bei ihm die Kaufmannschaft zu erlernen? Mutter und Sohn erstaunten und nahmen das Anerbieten dankbar an; der Erfolg zeigte, daß es dem Knaben bei seinem Lehrherrn sehr wohl ging.

Der Kaufmann war kaum mit dem Knaben abgereis't, als ein reicher, kinderloser Bauer aus der Altmark, der seine hierorts lebenden Freunde besuchte, zu der Mutter kam, welche jetzt ihren zweiten, 11jährigen Sohn bei sich hatte. Der Bauer fragte sie, ob es ihr recht wäre, wenn er den Knaben an Kindesstatt annähme und in Allem gleichwie sein eigenes Kind versorge? Mit neuem Erstaunen und neuem Dankgefühle wurde das Erbieten angenommen, und die trostlose Mutter ging einer bessern Zukunft entgegen *).

---

*) Das Reich der Geister IV. Bdch. S. 165.

Niemand wird wohl im Ernste glauben, daß abgeschiedene Seelen protestantische Kirchenlieder singen. Man hat also auch hier durch analoge Schlüsse aus dem gewöhnlichen Schlafleben, wo bekanntlich die geschäftige Phantasie, um ein Bild der Zukunft vor unser geistiges Auge hinzustellen, eine ganze Begebenheit als Hülle für die Hauptidee componirt, Wahrnehmungen ähnlicher Art zu erklären. Die Seele des verstorbenen Vaters hatte, um das Fernwirken auf die hinterlassenen Lieben zu erleichtern, sich ihrer Vorstellungsweise accommodirt. Jenes geistliche Lied, das ihnen so bekannt war, sollte durch seinen Inhalt die Hoffnung einer nahen bessern Zukunft in ihnen wecken, so daß, was die Betenden zu hören glaubten, nur eine plastische Verkörperung jener durch das Fernwirken des Verstorbenen in ihnen zum Bewußtseyn gekommenen Idee seyn mochte.

Daß die abgeschiedenen Geister der Vollendeten uns nahe seyn und an unserem Schicksale Theil nehmen können, widerspricht der Vernunft keinesfalls. Wenn die Kräfte der Seele unvernichtet bleiben, so muß auch die Erinnerungskraft dableiben, schon deswegen, weil sonst auch die jenseitige Vergeltung nicht möglich wäre; der Lasterhafte würde sonst nur allein glücklich seyn, wenn ihn das Bewußtseyn der hier ausgeübten Schandthaten nicht im Jenseits anklagte. Wie kann ich das Fortdauer nennen, wenn ich in geistiger Hinsicht dessen mir nicht mehr bewußt bin, was im Irdischen mir geschah. Ich bin in diesem Falle ein neues Geschöpf; denn würde Jemand sagen: Du bist schon da gewesen, würde ich nicht daran glauben, weil ich es nicht weiß. Folglich ist Fortdauer ohne Rückerinnerung nicht denkbar, und steht dieser Satz fest, so ist auch nicht unwahrscheinlich, daß die uns vorausgegangenen Lieben, bei der Fähigkeit der Geister, dahin sich

zu versetzen, wo ihre Gedanken sind, auch von unsern Schicksalen Kunde haben können.

„Aber," lauten die Einwürfe der Materialisten, „wie getrübt wäre unsere Glückseligkeit im jenseitigen Leben, wenn wir als selige Geister die Trübsale der Unsrigen, die noch auf Erden weilen, sehen; wäre es da nicht besser, die Erinnerung fiele ganz weg?

Hierauf läßt sich, mit Stahmann*), entgegnen: „Wir werden zwar als selige Geister die traurigen Schicksale der Unsrigen sehen; indeß wird unser Blick in die Ferne so erweitert seyn, daß es für uns keine Dunkelheit der Zukunft giebt und wir bei dem Unglück der Unsrigen, hier an diesem Prüfungsorte, auch zugleich den Zweck und die Nothwendigkeit, warum es geschehe, einsehen, und klar bemerken, daß es (wo nicht Strafe für verübte Sünden) nur (durch Prüfungen) zum Guten führe; folglich kann ein solches Uebel, das wir an den Unsrigen sehen, uns nicht mehr betrüben. Daß nach dem weisen Rathschlusse Gottes Nichts geschieht, was nicht auch zugleich zum Guten führt, ist uns schon hier klar, wenn wir die Weltgeschichte prüfen und dann finden, wie die gräßlichsten Ereignisse mehrentheils Gutes im Gefolge hatten. Daher wird durch die Rückerinnerung die Glückseligkeit der Fortdauer nicht getrübt seyn.

Einem andern Einwurfe der Materialisten: warum Geister zu sehen, nur die Fähigkeit weniger Menschen sey? begegnen wir, wie folgt: So wie prophetische, d. h., die Zukunft vor-

---

*) [illegible] rc. IV. Heft S. 24.

spiegelnde Träume zu den seltenen gehören, deren Möglichkeit aber durch einzelne, wenn auch weniger oft vorkommende Fälle constatirt wird, so wird sich zum Seher auch nur eine solche Person qualificiren, bei welchem sich eine Disposition zur Entwickelung des Ahnungsvermögens vorfindet. Diese Entwickelung, lehrt Jung*), wird dadurch nach und nach bewirkt, daß die Seele, welche auf eine andere wirken, d. h., ihre Gedanken ihr ohne sinnliche Vermittelung mittheilen will, dieser im Schlafe, wo alle Sinne ruhen, ihr Bild vor die Einbildungskraft bringt und so lange eindrückt, bis es haftet. Dann kann sich ein Geist dem Sinnenmenschen anschaulich machen, auch auf seine innern Sinne wirken und mit ihm reden. Der Seher wird also bis auf einen gewissen Grad Somnambul und kömmt mit dem Geiste in Rapport; dieser überträgt ihm dann seine Gedanken, die er wie Worte zu hören glaubt, so wie man im Traume sprechen hört und es also ein Anderer, obgleich er gegenwärtig ist, nicht vernehmen kann. Der Geist, der keine Organisation mehr für die Körperwelt hat, lies't Alles, was in der Seele des Sehers vorgeht; so wie eine magnetisirte Person, wenn sie in hohem Grade hellsehend, auch die Gedanken dessen deutlich erkennt, mit dem sie in Rapport gesetzt wird. Wenn aber dieser auch in der Seele der magnetisirten Person lesen will, so muß er in eben den Zustand versetzt und Somnambul, d. h., sein Ahnungsvermögen muß entwickelt werden. Durch die Erfahrungen auf dem Gebiete des Magnetismus ist man in den Stand gesetzt, das Unbegreifliche bei den Geistererscheinungen zu erklären.

---

*) Theorie der Geisterk. S. 237.

Diese ohne Vermittelung der Sinnenwelt erhaltenen Wahrnehmungen nennt Kieser*) ein Fernfühlen, Eigenthum des Nachtlebens als Gegensatz zum Fernerkennen, welches ein Eigenthum des Taglebens ist. Während die Thätigkeit des Taglebens zurücksinkt, tritt die Thätigkeit des Nachtlebens auf. Es bildet sich, statt der höhern Entwickelung der individuell gestalteten Sinnesorgane, der niedere Sinn des Gefühles, der, alle besondern Sinne einschließend, als Allsinn erscheint, während die Thätigkeit der Tagsinne (Auge, Ohr, Nase, Geschmacksorgan) in Schlaf versunken ist, und dieser Allsinn vermittelt nun alle Offenbarungen, die im wachenden Leben durch die Organe der Tagsinne geschehen; die höhere Entwickelung dieses Nachtsinnes gibt dann die Erscheinung des Traumfernsehens und des Fernsehens des Somnambulismus. Das Gewahrwerden der entferntesten Gegenstände durch den alle Tagsinne ersetzenden Allsinn kann also nicht ein Sehen, Hören rc. genannt werden; diese Ausdrücke gebraucht der Seher nur, um die Verschiedenheit der Formen seines Gewahrwerdens zu bezeichnen. In der Wirklichkeit sieht er weder mit den Augen des Leibes, noch erkennt er mit dem geistigen Auge der Vernunft, sondern es ist ein unmittelbares Schauen durch den gesteigerten, äußere und innere Sinne enthaltenden Allsinn des physischen Nachtlebens, nur bedient sich der Seher der Sprache des wachenden Lebens. Daß die Ahnungen und Visionen (welche letztere ebenfalls nur Ahnungen sind, aber sich von jenen dadurch unterscheiden, daß die Idee plastisch verkörpert erscheint) ebenfalls den Traumzuständen beizuzählen sind, weil auch hier die intelligente Seite unterdrückt ist, indem,

*) Syst. d. Tellurism. II., S. 14.

während der übrige Körper wacht, ein Somnambu-lismus einzelner Hirntheile stattfindet, versteht sich von selbst.

„Die Töne und Lichterscheinungen bei Somnambulen und Visionären," bemerkt Duttenhofer*), haben nach der einstimmigen Beobachtung aller Zeugen, die man darüber hört, durchaus etwas Eigenthümliches; sie unterscheiden sich wesentlich von allen sonst bekannten Tönen und Lichterscheinungen; die Töne haben nicht die Resonanz wie gewöhnliche Töne, die Lichterscheinungen nichts Körperliches, sie haben keinen Reflex und geben keinen Schatten, wie auch die Geister selbst nach den Aussagen der Geisterseher. Daraus geht klar hervor, daß alle diese Wahrnehmungen, bestehen sie nun aus Ton, Licht, Geruch rc., die größte Aehnlichkeit mit den Empfindungen haben, welche die Electricität auf die Sinnnerven macht. Galvanismus und Magneto-Galvanismus bringen im Auge Licht-, im Ohre Ton-, im Munde Geschmackseindrücke hervor, die genau den angeführten Character haben, ohne daß ein durch die genannten Sinne zu erkennendes Object vorhanden wäre. Hierin liegt aber der Beweis für die Subjectivität der Erscheinungen."

Ferner bemerkt derselbe Autor:

„Geistererscheinungen werden durch den bewußtlos schaffenden Instinct hervorgebracht; gleich einem Schattenbilde des Hohlspiegels treten sie vor die erstaunten Sinne.

Bei diesen Vorgängen findet kein tiefer magnetischer Schlaf statt; der Kranke (?) schaut mit wachen Augen die krankhaften Erzeugnisse der Nachtseite seiner Psyche an. Die Disposition zum Gei-

sterseher beruht also auf einer abnormen Steigerung der psychischen Plastik des Instincts bei mehr oder minder gesteigerter Lebensthätigkeit der Nachtseite des Seelenlebens."

Ebenso bestätigt Werner*), daß die Fähigkeit des Fernsehens in Zeit und Raum auch bei Nichtmagnetischen in höherem oder geringerem Grade im wachen oder Schlafzustande angetroffen werde. Manche haben von Natur oder in Folge organischer Abnormitäten oder künstlicher Aufreizungen eine körperliche Disposition, welche die leichte Befreiung des Nervengeistes begünstigt; denn die Erscheinung des magnetischen Fernsehens bedingt stets das Freiwerden der Seele aus den Banden des Leibes, daher der Grad der Klarheit desselben auf dem Grade des Losgebundenseyns des Nervengeistes beruht, der wie ein Lichtstrahl die zu schauenden Gegenstände erhellt, wodurch das innere Auge sie erkennt. Ein magnetischer Zustand bleibt es jedenfalls, auch wenn sonst nicht magnetische Personen Gesichte haben, weil das Einwirken einer Seele auf die andere, das Uebertragen ihrer Gedanken einen magnetischen Rapport voraussetzen läßt.

Wenn nun die abgeschiedene Seele, welche von der Materie nicht mehr verhindert ist, die Zukunft zu durchblicken, ihren in dieser Welt zurückgelassenen Angehörigen rathend oder warnend sich mittheilen will, in diesen aber keine natürliche Anlage zur Entwickelung des Ahnungsvermögens, d. h., keine Disposition zum Geistersehen ꝛc., vorfindet, so sucht sie andere für den magnetischen Rapport empfänglichere Personen aus der Umgebung ihrer Angehörigen

*) Blicke zweier Seherinnen ꝛc. S. 380.

auf, um ihrer sich zum Zwecke der Communication mit Jenen zu bedienen.

Folgende hierher gehörende aus glaubwürdigen Quellen geschöpfte Beispiele mögen diese Wahrheit bestätigen helfen:

1.

Der bekannte Theologe, Dr. Scott, welcher 1821 zu London starb *), saß einst allein in seinem Studirzimmer in Brandstreet, in einem Buche lesend. Da er seine Thüre fest zugeschlossen hatte, so war er überzeugt, daß Niemand außer ihm im Zimmer seyn könne. Zufällig hob er den Kopf in die Höhe, und wie erstaunte er, als er Jemanden in einem andern Stuhle sich gegenübersitzend erblickte! Es war ein alter Herr in einem schwarzen Sammtkleide mit großer Perrücke, der, freundlich auf ihn hinblickend, die Miene annahm, als ob er mit ihm sprechen wolle.

Der Doctor hatte, wie er später selbst gestand, nicht den Muth, die Gestalt anzureden, und so nahm diese zuerst das Wort, vorherbemerkend, sie wolle ihm nichts zu Leide thun, denn sie komme bloß in einer Angelegenheit zu ihm, die für eine Unrecht leidende Familie von höchster Wichtigkeit sey, welche in der Gefahr schwebe, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Obgleich er (Scott) die Familie nicht kenne, so sey er doch seiner Rechtschaffenheit wegen der rechte Mann, auf welchen man sich zur pünctlichen Ausführung einer mildthätigen und gerechten Handlung am ehesten verlassen könne.

Der Doctor war anfänglich nicht gefaßt genug, die Einleitung der Sache mit erforderlicher Aufmerksamkeit anzuhören; das Phantom, das die Bestim-

*) *Jarvis*, accredited Ghoststories, p. 158.

gung desselben wohl merkte, ersuchte ihn daher, ihm zu erlauben, die Sache nur gleich zu erwähnen, weshalb es hergekommen sey; alsdann würde klar werden, daß alle Besorgnisse ohne Grund seyen.

Hierauf ward der Doctor ruhiger und nachdem er gefragt hatte: „was wollen Sie von mir?" begann die Erscheinung, als ob sie mit der Frage zufrieden wäre, ihr Anliegen zu eröffnen:

„Ich lebte in der Grafschaft ...., wo ich ein sehr schönes Gut hinterließ, das mein Enkel jetzt im Besitze hat; aber derselbe ist wegen desselben von meinen beiden Neffen, den Söhnen meines jüngeren Bruders, in Anspruch genommen." Hier nannte die Erscheinung ihm ihren Namen, so wie den ihres jüngeren Bruders und ihrer beiden Neffen. Jetzt unterbrach sie der Doctor mit der Frage: wie lange der Enkel im Besitze des Gutes sey? „Seit mehreren Jahren," lautete die Antwort, und äußerte, daß sie auch so lange todt sey. Alsdann erzählte sie, daß ihre Neffen bei dem Processe mit ihrem Enkel zu hart verfahren und ihn um das Wohnhaus und das Gut bringen würden; er liefe daher Gefahr, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden, und seine Familie würde der äußersten Armuth preisgegeben.

Noch immer war dem Doctor die Sache nicht klar, und er konnte nicht begreifen, wie er dem Uebel abhelfen solle? Daher fragte er: „Was kann ich dabei thun, wenn das Gesetz gegen ihn spricht?"

„Die Neffen," versetzte das Gespenst, „haben nicht etwa ein Recht; aber die Haupturkunde des Vertrags, welche von der Erbschaft herrührt, ist verloren gegangen."

„Gott!" rief der Doctor aus, „was kann ich nun in diesem Falle thun?" — „Wenn Sie sich in meines Enkels Haus verfügen und solche Personen mit sich nehmen wollen, auf die Sie sich verlassen

können, so will ich Ihnen sagen, wie Sie diese Vertragsurkunde ausfindig machen können, die an einer Stelle verborgen liegt, wo ich sie selbst hingethan habe. Sie zeigen dann meinem Enkel, wie er sie von dort in Ihrer Gegenwart wegnehmen soll."

„Aber warum unterrichten Sie Ihren Enkel nicht selbst, wie er dies machen soll?" fragte der Doctor.

„Fragen Sie mich deshalb nicht," erwiderte die Erscheinung; „es giebt verschiedene Gründe, welche Sie nachher erfahren können. Ich darf mich auf Ihre Rechtschaffenheit hierbei verlassen. Unterdeß will ich Alles so einrichten, daß Sie Ihre Auslagen ersetzt erhalten und für Ihre Unruhe eine schöne Belohnung bekommen sollen."

Nach diesem Gespräche und mehreren andern Erörterungen versprach der Doctor, zu gehorchen. Als das Gespenst dieses Versprechen erhalten hatte, sagte es ihm weiter, er möchte seinem Enkel Nachricht geben, er (der Doctor) habe einst mit seinem Großvater gesprochen (aber nicht, daß dies erst neuerlich geschehen sey, und auf welche Art), und das Haus zu besehen verlangen. In einer Oberstube würde er eine große Menge alten Gerümpels, alte Koffer, alte Kasten und dergleichen Dinge finden, welche jetzt aus der Mode seyen und die man aufeinander gesetzt habe, um zu neueren Geräthschaften Raum zu bekommen. In einem Winkel stehe ein alter Kasten mit einem alten zerbrochenen Schlosse daran und einem Schüssel an diesem, den man weder umdrehen, noch herausziehen könne. Hier gab ihm das Gespenst eine besondere Beschreibung des Kastens und der Außenseite, des Schlosses und des Ueberzuges, so wie auch des Innern und einer besondern Stelle im Kasten, zu der Niemand kommen und die Niemand ausfindig machen könne, wenn man nicht den ganzen Ka-

sten in Stücken zerschlage. In diesem Kasten und an diesem Orte — fuhr das Gespenst fort — liegt die Haupturkunde des Vertrags oder der Gutskauf, ohne welche drückende Armuth das Loos der Familie wird.

Da der Doctor versprach, diesen Auftrag auszurichten, so dankte ihm das Phantom mit einer sehr freundlichen Miene und verschwand.

Zur bestimmten Zeit ging Dr. Scott auf das Land, fand nach der erhaltenen Anweisung das Haus des Enkels, pochte an und fragte, ob der Herr zu Hause sey? Weil die Bedienten ihn als einen Geistlichen bezeichneten, kam der Hausherr selbst an die Thür, um seinen Gast einzuladen. Obgleich ein Fremder, wurde er doch sehr artig aufgenommen. In einem sogleich angeknüpften Gespräche behauptete Dr. Scott, viel von der Familie (wie es auch der Fall war) und von seinem Großvater gehört zu haben; „auch weiß ich, mein Herr!" fügte er hinzu, „daß von ihm das Gut unmittelbar an Sie gekommen ist."

„Ja," versetzte Jener, ihm die Hand drückend, „mein Vater ist jung gestorben, und mein Großvater hat gewisse Dinge in einem so verworrenen Zustande hinterlassen, daß ich, aus Mangel einer Hauptschrift, die man bis jetzt noch nicht hat auffinden können, von ein Paar Vettern, den Söhnen des Bruders meines Großvaters, viel auszustehen habe, die mich deßhalb schon in große Unkosten brachten."

„Ich hoffe, mein Herr!" versetzte der Doctor, „Sie werden dies Alles zu Ende bringen."

„Soll ich aufrichtig sprechen," entgegnete Jener, „so hoffe ich wenig, wenn wir nicht die alte Urkunde auffinden; denn ich bin Willens, Alles zu durchsuchen."

„Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie diese finden," versetzte sein Zuhörer.

„Ich zweifle nicht daran, daß dies geschehen werde," erwiderte der Wirth; „denn ich träumte in der letzten Nacht davon *)."

„Ein Traum von einer Schrift!" entgegnete der Doctor mit einer Miene der Verwunderung.

„Ich träumte," fuhr der Herr fort, „daß mich ein Fremder besuche, den ich nie zuvor gesehen, und der sie mir suchen half. Ich weiß nicht, ob Sie derselbe Herr sind? Ja, wenn Sie es nicht ungütig aufnehmen, so bin ich gewiß, daß Sie der Mann sind, der sie mir suchen helfen will."

„Ich will," antwortete der Doctor, „und dies herzlich gern; aber ich würde noch lieber der Mann seyn, der sie Ihnen finden hilft. Wann wollen Sie eine Nachsuchung darnach anstellen?"

„Morgen!" lautete die Antwort.

„Aber wie wollen Sie Ihre Untersuchung anstellen?"

„Wir sind Alle der Meinung, daß mein Großvater zu sehr für die Erhaltung dieser Urkunde besorgt war, als daß er sie nicht an einem sehr verborgenen Orte versteckt haben sollte; aber ich will sie finden, sollte ich auch das halbe Haus niederreißen."

„Ja," versetzte der Doctor, „er kann sie wirklich auf eine solche Art verborgen haben, daß Sie das Haus einreißen müssen, ehe Sie dieselbe entdecken, und vielleicht finden Sie sie auch dann noch nicht;

---

*) Weil der Geist des Großvaters bei seinem Enkel das Ahnungsvermögen weniger ausgebildet fand, so konnte er nur durch Träume auf ihn wirken, da im Schlafzustande die Seele für den magnetischen Rapport empfänglicher ist.

denn mir sind Beispiele bekannt, daß solche Sachen gänzlich verloren gegangen sind, obschon man sich alle Mühe gab, sie recht sorgfältig aufzubewahren. Ich nehme an, daß Sie die Kisten und Kasten des alten Herrn durch und durch untersucht haben?"

„Ja!" versetzte der Herr, „wir haben sie alle um und um gekehrt; sie liegen insgesammt auf einem Haufen auf einem großen Boden, und es ist nichts darin; ja wir haben drei bis vier in Stücken zerschlagen, um zu sehen, ob verborgene Fächer darinnen seyen, und sie dann vor Aerger verbrannt, obgleich sie von schönem Cypressenholze waren, das sehr viel Geld kostete, als sie Mode waren."

„Es thut mir leid, daß Sie sie verbrannt haben," entgegnete der Doctor.

„Ich habe kein Stückchen davon verbrannt, bis Alles klein gespalten war, und dann war es unmöglich, daß noch etwas darin versteckt sey."

Dies erleichterte dem Doctor das Herz; denn er war sehr verlegen geworden, als er gehört, man habe einige zerschlagen und verbrannt.

„Gut, mein Herr!" versetzte er, „wenn ich Ihnen einen Dienst leisten kann, so will ich Sie morgen wieder besuchen und Ihnen bei diesen Nachsuchungen mit allen guten Wünschen beistehen."

„Ich bin nicht geneigt, von Ihnen mich zu trennen," antwortete der Wirth; „denn da Sie so gefällig sind, mir Ihre Hülfe anzubieten, so müssen Sie bei mir übernachten und früh der Erste dabei seyn."

Der Doctor willigte ein. Kurze Zeit vor dem Einbruche der Nacht bat ihn der Herr, mit ihm einen Spaziergang im Garten zu machen; allein er wies diesen mit einem Scherze ab. „Ich sähe es lieber, mein Herr! wenn Sie mir das schöne alte Wohn-

haus zeigten, das morgen niedergerissen werden soll. Ich sähe es gern, bevor Sie es einreißen."

„Recht gern," versetzte der Wirth, und so nahm er ihn sogleich mit die Treppen hinauf, um ihm seine Zimmer und Möbeln zu zeigen; dann kamen sie oben auf die Haupttreppe; hierauf wollte der Herr wieder heruntergehen.

„Wollen wir nicht noch etwas höher hinaufsteigen?" fragte der Doctor.

„Da oben ist Nichts," sagte der Herr, „als Dachstuben und alte Böcke voll Gerümpels, und ein Platz, wo man in den Thurm und in die Kammer sieht, wo die Uhr ist."

„Ich würde mich freuen, dies Alles zu sehen; da wir so nahe sind," versetzte der Doctor, „so sähe ich gern die alten hohen Thürme und Thürmchen und die Pracht unserer Vorfahren, obschon sie jetzt aus der Mode sind; wir wollen also jetzt Alles besehen, da wir so nahe sind."

Der Wirth gab diesem Wunsche nach. Als sie über den wüsten Theil eines alten Hauses hinweg waren, kamen sie an eine große Kammer, deren Thüre offen stand, und in der eine Menge alten Gerümpels lag. „Was ist dies für ein Ort?" fragte der Doctor, indem er durch die Thüre hineinsah, aber keine Bewegung hineinzugehen machte.

„Dies ist die Kammer," sagte der Herr ganz leise (weil ein Bedienter zugegen war, der sie begleitete), „dies ist die Kammer, von der ich Ihnen gesagt, daß sich darinnen alles alte Gerümpel befinde — die Kasten, Koffer und Laden. Sehen Sie nur, wie alles aufeinander geschichtet ist, beinahe bis an die Decke!"

Hierauf ging der Doctor hinein und sah sich um; denn dies schien der Ort zu seyn, den er zu

sehen wünschte. Er war noch nicht zwei Minuten in der Kammer, als er Alles so fand, wie es ihm das Gespenst beschrieben hatte. Er ging gerade auf den Haufen los und heftete sein Auge auf den Kasten, mit dem alten verrosteten Schlosse daran, in dem sich der Schlüssel weder herumdrehte, noch aus dem er herausgezogen werden konnte.

„Auf mein Wort! Sie haben sich Mühe genug gegeben,“ sagte der Doctor, „wenn Sie alle diese Kasten, Koffer und Laden weggeräumt und Alles durchsucht haben, was sich in ihnen befindet.“

„Ja,“ versetzte der Herr, „ich habe jeden Kasten selbst ausgeleert und alle alten dumpfigen Schriften eine nach der andern durchgesehen, wobei ich zwar einige Hülfe gebraucht, aber jede ist doch durch meine Hände gegangen und ich habe jede vor Augen gehabt.“

„Gut!“ versetzte der Doctor, „ich sehe, Sie haben die Sache ernstlich betrieben und finde, daß diese für Sie von großer Wichtigkeit ist. So eben kommt mir ein Gedanke in den Kopf; wollen Sie nicht einen kleinen Kasten oder Koffer öffnen und leer machen lassen, auf den ich meine Augen geworfen habe? Vielleicht ist nichts darin; allein ich habe die sonderbare Idee, es könnten einige verborgene Plätze darin seyn, die Sie nicht gefunden haben. Vielleicht ist auch nichts darin, wenn man sie entdeckt.“

Der Wirth sah den Kasten lächelnd an und sagte: „Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich ihn geöffnet habe.“ Hierauf wandte er sich an seinen Bedienten, ihn fragend: „Erinnerst Du Dich nicht dieses Kastens?“ — „O ja!“ erwiderte Wilhelm, „ich erinnere mich, daß Sie so müde waren, daß Sie sich auf den Kasten setzten, als man Alles herausgenommen hatte. Sie machten den Deckel zu, setzten sich darauf und schickten mich an Ihre Gemahlin, um

Ihnen ein Glas Limonade zu holen. Sie sagten, Sie wären außerordentlich müde, ja fast bis zum Hinfallen!"

„Gut, mein Herr!" versetzte der Doctor, „es ist nur ein Einfall von mir; vielleicht ist nichts darin."

„Wir wollen ihn vor Ihren Augen um und um wenden," erwiderte der Herr, „und so soll es mit allen übrigen geschehen, sobald Sie es verlangen."

„Ich wünsche bloß diesen zu haben," entgegnete der Doctor, „und werde Sie weiter nicht bemühen."

Hierauf ließ der Wirth den Kasten sogleich herausziehen und öffnen. Als man alle Papiere herausgenommen, wandte der Doctor seine Augen wo anders hin, als ob er sich unter den Papieren umsehen wolle; aber er kümmerte sich gar nicht um den Kasten, bog sich nieder, und als ob er sich auf seinen Stock stützen wollte, machte er den Deckel zu und setzte sich darauf, als ob er müde sey. Jedoch ergriff er die Gelegenheit, leise mit dem Wirthe zu sprechen und ihn zu ersuchen, seinen Bedienten fortzuschicken; denn er wünschte einige Worte mit ihm allein zu sprechen. Hierauf sagte er laut: „Wollen Sie nicht einen Hammer und einen Meißel holen lassen?"

Der Herr befahl seinem Bedienten, dies zu holen. Als dieser fort war, sagte der Doctor, „ich habe Ihre Schriften gefunden; ich wette um 100 Guineen, der Kaufbrief ist in diesem Kasten."

Der Herr hob den Deckel wieder in die Höhe, nahm den Kasten, besah ihn von allen Seiten, konnte aber nichts entdecken und schien sich zu verwundern. „Was meinen Sie?" fragte er, „ich denke doch nicht, daß Sie ein Tausendkünstler sind; hier ist nur ein leerer Kasten."

„Ich sage Ihnen, die Urkunde ist in diesem Kasten!" behauptete der Doctor.

Der Herr pochte und rief, als ob er erschrocken wäre, nach dem Bedienten mit dem Hammer und Meißel; der Doctor aber saß ganz gelassen auf dem Deckel des Kastens.

Endlich brachte der Bediente die verlangten Werkzeuge und der Doctor machte sich an die Arbeit. Er schlug auf den Boden. „Horchen Sie!" sagte er, hören Sie denn nichts? Der Kasten hat einen doppelten Boden, einen falschen Boden; hören Sie nicht, daß er hohl klingt?"

Sogleich nahmen sie den äußern Boden weg, und hier lag das ganze Pergament über den Boden ausgebreitet, wie ein Buch Papier in einem Schubkasten.

Unmöglich läßt sich das freudige Erstaunen des Herrn und bald darauf der ganzen Familie beschreiben; denn der Herr ließ sogleich seine Frau und zwei seiner Töchter heraufkommen, um nicht bloß die Urkunde, sondern auch den Ort zu sehen, wo man sie gefunden hatte, und die Art, wie dies geschehen war.

So viel ist gewiß, daß ihr Fund von der größten Wichtigkeit war; denn nicht nur das Wohl dieser einen Familie, sondern ihrer ganzen Nachkommenschaft hing davon ab, was auch die Ursache gewesen seyn mochte, daß der alte Herr an einem solchen Orte sie sicher aufbewahren zu müssen glaubte.

2.

Eine der wichtigsten Erscheinungen ist unbezweifelt die von Lord Clarendon (Histoire de la rebellion et des guerres civiles d'Angleterre, depuis 1641 jusqu'au rétablissement du Roi Charles II. par Edward Comte de Clarendon. Tome premier, à la Haye 1704, p. 55 sqq.) erzählte, in Lilley's „Bemerkungen über das Leben und den Tod Carl's I."

und in den brittischen Plutarch (3. Bd. S. 158 ff.) übergegangene, im Museum des Wundervollen (Bd. II. St. 2, S. 89 ff.) mitgetheilte Geistergeschichte.

Der Herzog von Buckingham war Minister Carl's des Ersten von England, und da man ihn für den Urheber der Gewaltthätigkeiten hielt, die sich der König erlaubte, so war er bei dem Volke sehr verhaßt und büßte sein Leben auf gewaltsame Weise ein. Er wurde im 36sten Lebensjahre von dem Lieutenant Felton mit einem Messer erstochen. Clarendon erzählt:

Unter denjenigen, die bei der königlichen Garderobe zu Windsor in Diensten standen, befand sich ein Mann, Namens Parker, der wegen seiner Rechtschaffenheit und Klugheit allgemein verehrt und damals etwa funfzig Jahre alt war. Dieser Mann war in seiner Jugend in einem Collegium zu Paris erzogen worden, wo sich zu derselben Zeit George Villiers, der Vater des Herzogs von Buckingham, befand, mit dem er eine genaue Freundschaft errichtet, den er seit damals aber nicht wieder gesprochen hatte.

Als sich nun dieser Garderobe-Aufseher ungefähr 6 Monate vor der Ermordung des Herzogs bei vollkommener Gesundheit in seinem Bette zu Windsor befand, erschien ihm um Mitternacht ein Mann von ehrwürdigem Ansehen, zog die Vorhänge seines Bettes auf und fragte ihn, ob er ihn nicht kenne? Anfänglich antwortete er nicht, weil der Schreck seine Zunge band. Auf die zweite Frage: ob er sich nicht erinnere, ihn gesehen zu haben? dachte er an George Villiers, wegen der Aehnlichkeit der Figur und Kleidung. Er sagte ihm daher, daß er ihn für George Villiers halte. Die Erscheinung bestätigte die Richtigkeit seiner Vermuthung und bat ihn, ihr die Gefälligkeit zu erweisen, sich in ihrem Namen zu ihrem Sohne, dem Herzog von Buckingham, zu verfügen

und ihm zu sagen, daß er Alles aufbieten möchte, sich bei'm Volke beliebt zu machen, oder wenigstens die gegen ihn aufgebrachten Gemüther zu besänftigen; sonst würde man ihn nicht lange mehr leben lassen. — Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung, und der gute Mann, sey es nun, daß er völlig erwacht oder nicht erwacht war, schlief bis an den Morgen fort.

Bei seinem Erwachen sah er diese Erscheinung für einen Traum an und würdigte ihn keiner besondern Aufmerksamkeit. Eine oder zwei Nächte darauf erschien ihm dieselbe Person nochmals an demselben Orte und in derselben Stunde, mit noch ernsthafterer Miene und verwies ihm, daß er jenen Auftrag nicht ausgerichtet habe; auch drohte die Erscheinung, ihn ferner zu verfolgen, bis er ihr Verlangen befriedigt haben werde.

Der erschrockene Garderobe-Aufseher versprach, zu gehorchen. Doch war er des Morgens unschlüssig. Er fand sich in Verlegenheit, eine zweite so sichtbare und deutliche Erscheinung als einen Traum zu betrachten; zugleich aber bedachte er, wie schwierig es sey, vor den Herzog zu gelangen, und noch schwieriger, diesem die Sache glaubwürdig zu machen.

Er war einige Tage unentschlossen; endlich faßte er den Vorsatz, sich eben so unthätig wie das erste Mal zu verhalten. Es machte die Erscheinung nun einen dritten Besuch und verwies ihm sehr zornig, sein Versprechen noch immer nicht gehalten zu haben. Der Garderobe-Aufseher gestand, daß er die Vollziehung dessen, was sie ihm aufgetragen, wegen der Schwierigkeit, vor den Herzog zu kommen, aufgeschoben habe, indem er mit Niemandem bekannt sey, durch welchen er Zutritt zum Herzog erhalten könnte. Sollte er diese Schwierigkeit auch überwunden haben, so würde ihm der Herzog doch nicht glauben, daß er

einen solchen Auftrag erhalten habe; man würde ihn als wahnsinnig gelten lassen, oder dafür halten, daß er entweder selbst den Herzog zu hintergehen suche, oder das blinde Werkzeug böser Menschen sey.

Die Erscheinung beschwichtigte nun sein Bedenken, indem sie versicherte, daß der Zutritt zum Herzog leicht wäre und daß diejenigen, die ihn sprechen wollten, nicht lange zu warten brauchten. Damit er aber Glauben fände, so wolle sie ihm drei Umstände sagen, von denen er aber gegen Niemand etwas, außer gegen den Herzog, erwähnen dürfe. Sobald dieser sie vernehmen würde, müsse er auch seiner übrigen Erzählung Glauben schenken.

Dieser dritten Aufforderung glaubte er gehorchen zu müssen und reis'te daher schon am nächsten Morgen nach London ab, und da er den Requetenmeister Sir Ralph Freeman, der eine nahe Verwandte des Herzogs geheirathet hatte, genau kannte, so machte er ihm seine Aufwartung und ersuchte ihn, daß er ihn mit seinem Ansehen unterstützen möchte, damit er eine Audienz erhielte, indem er dem Herzog Sachen von Wichtigkeit zu hinterbringen habe, die eine große Verschwiegenheit und einige Zeit Geduld, sie anzuhören, erforderten.

Sir Ralph kannte die Bescheidenheit dieses Mannes und schloß aus dem, was er nur in allgemeinen Ausdrücken vernommen, daß etwas Außerordentliches die Ursache seiner Reise sey. Er versprach ihm daher, mit dem Herzog deshalb zu sprechen. Bei der ersten Gelegenheit gab er dem Herzog auch Nachricht von dem guten Rufe und dem Verlangen dieses Mannes und hinterbrachte ihm Alles, was er von der Sache wußte. Der Herzog gab ihm die Antwort, daß er den folgenden Tag früh mit dem Könige auf die Jagd gehen, und daß ihn seine Pferde

bei der Lambethbrücke erwarten würden, wo er des Morgens um 5 Uhr zu landen gedächte, und wenn ihn der Mann daselbst erwarten wolle, so würde er sich mit ihm, so lange es nöthig wäre, unterreden können.

Sir Ralph ermangelte nicht, den Garderobe-Aufseher zur bestimmten Stunde an den Ort zu führen und ihn dem Herzog bei dem Aussteigen aus dem Schiffe vorzustellen. Der Herzog nahm ihn sehr gefällig auf, ging mit ihm seitwärts und sprach beinahe eine ganze Stunde lang mit demselben. Niemand befand sich an diesem Orte, als Sir Ralph und die Bedienten des Herzogs; allein Alle standen so weit entfernt, daß sie nichts von der Unterredung vernehmen konnten, obschon sie sahen, daß der Herzog oft und mit vieler Bewegung sprach. Sir Ralph Freemann, der die Augen beständig auf den Herzog gerichtet hatte, bemerkte dies noch besser, als die Uebrigen, und der Garderobe-Aufseher sagte ihm auf ihrer Rückreise nach London, daß, als der Herzog die besondern Umstände gehört hatte, die er ihm entdeckte, um das Uebrige seiner Unterrredung glaubwürdig zu machen, er seine Farbe verändert und betheuert habe, „daß Niemand, als der Teufel, ihm dies habe entdecken können, indem nur er (der Herzog) und eine andere Person davon Kenntniß habe, von welcher er auch überzeugt sey, daß sie es Niemandem gesagt habe."

Der Herzog setzte die Jagd fort; doch bemerkte man, daß er sich beständig von den Uebrigen entfernte, in tiefes Nachdenken versunken war und an dem Vergnügen keinen Antheil nahm. Noch Vormittags verließ er die Jagd, stieg in Whitehall ab und begab sich in das Zimmer seiner Mutter, mit der er gegen drei Stunden lang verschlossen war. In den benachbarten Zimmern hörte man ihre laute Unterredung, und als er wieder herauskam, bemerkte

man viele Unruhe in seinem Gesicht, mit Zorn vermischt, was man niemals vorher in einer Unterredung mit seiner Mutter, für welche er jederzeit die tiefste Ehrfurcht bezeigte, wahrgenommen hatte. Die Gräfin fand man, nachdem ihr Sohn sich wegbegeben hatte, weinend und im tiefsten Schmerze versunken. — So viel ist bekannt, daß sie sich nicht darüber zu verwundern schien, als sie die Nachricht von der Ermordung des Herzogs, die einige Monate darauf von der Hand eines gewissen Felton in Portsmouth erfolgte, erhielt. Sie schien also dieselbe vorausgesehen zu haben, und ihr Sohn hatte ihr also von dem, was ihm der Garderobe-Aufseher entdeckt, Nachricht gegeben. Auch nahm man in der Folge nicht die Betrübniß an ihr wahr, die sie über den Verlust eines so geliebten Sohnes empfinden mußte.

Insgeheim erzählt man sich, die besondern Umstände, an die der Garderobe-Aufseher den Herzog erinnert, hätten einen unerlaubten Umgang betroffen, den er mit einer seiner nahen Verwandtinnen unterhalten, und da aller Grund zu vermuthen war, daß die Dame nicht selbst davon geredet haben würde, so glaubte er, daß außer ihr der Teufel nur davon wissen und gesprochen haben könne.

Parker erzählte nach des Herzogs Ermordung die prophetische Vision, die er gehabt, um denselben vor dem nahe bevorstehenden Tode zu warnen, seinem Amtsgenossen, Henry Seelery, der davon bei einem Geistlichen erwähnte, aus dessen Munde diese Geschichte an einen Herrn Douch überging, welcher sie brieflich einem Herrn Glanvill mittheilte, von dem sie der oberwähnte Geschichtsschreiber Clarendon erhalten zu haben vorgiebt.

Wahrscheinlich war Georg Villiers deßhalb nicht seinem Sohne selbst erschienen, weil dieser keine natürliche Disposition zum Geistersehen hatte; oder weil

der Herzog die ganze Sache als eine Täuschung der Einbildungskraft angesehen und nicht beachtet hätte, welcher Schluß nicht paßte, als sein Vater Parker'n erschien und ihm ein Geheimniß entdeckte, das dieser ohne eine wahrhafte Erscheinung unmöglich wissen konnte.

3.

Folgende, von Stilling *) mitgetheilte Begebenheit, ereignete sich unter Ludwig XIV. Ein Hufschmidt aus dem Dorfe Salon in der Provence, kam mit der Post nach Versailles und wandte sich an Brissac, Major bei der Leibwache des Königs, von welchem er dringend eine Privataudienz wünschte. Ohne sich durch wiederholte Weigerungen irre machen zu lassen, bestand der Mann so hartnäckig auf seiner Forderung, daß der König endlich von der Sache unterrichtet wurde und dem Supplicanten zu wissen that, daß es nicht seine Gewohnheit sey, Jeden, der ihn sprechen wolle, anzuhören. Der Hufschmidt blieb dennoch beharrlich und setzte hinzu, daß er, wenn er vor Se. Majestät gebracht würde, einen Umstand anführen könne, von dem bisher der König allein gewußt habe und der zum Beweise dienen möge, daß er wirklich mit einer Sendung an denselben beauftragt sey, um ihm eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen. Zuletzt verlangte er eine Audienz bei irgend einem Minister, weßhalb der König befahl, ihn vor Barbesieux zu führen, der sein Vorbringen anhören solle. Zum Erstaunen Aller weigerte sich der Hufschmidt, welcher nur eben in Versailles angekommen war und sein Dorf früher niemals verlassen, noch sich bisher mit irgend etwas Anderem, als sei-

*) Das geheimnißvolle Jenseits, S. 31.

nem niedern Handwerke beschäftigt hatte — er weigerte sich durchaus, mit Barbesieux zu thun zu haben und erklärte mit festem Tone, daß er verlange, vor einen Minister geführt zu werden, daß Barbesieux mit dieser Würde nicht bekleidet sey, und daß er zu Niemand Anderem, als einem Minister, sprechen könne. Auf dies bezeichnete der König Pomponne als denjenigen, zu welchem der Hufschmidt gebracht werden sollte, was sich dieser denn auch ohne fernere Widerrede gefallen ließ. Was von der Aussage dieses Menschen bekannt wurde, ist nur Weniges; folgende Puncte sind das Bedeutendste:

Nach seiner eigenen Erzählung wurde er, als er vor einiger Zeit Abends nach Hause ging, bei einem Baume in der Nähe von Salon plötzlich von einem hellen Glanze umleuchtet. Eine Gestalt, weiß gekleidet und mit dem Zeichen königlicher Würde geschmückt, von schönem und gütigem Aussehen, rief ihn bei seinem Namen und befahl ihm, wohl aufzumerken, worauf sie dann über eine halbe Stunde mit ihm sprach und unter Anderem erklärte, daß sie die frühere Gemahlin des Königs sey. Die Erscheinung gebot ihm sodann, sich augenblicklich zu dem Könige zu begeben und diesen mit einer gewissen Sache, welche ihm mitgetheilt wurde, bekannt zu machen, indem sie hinzusetzte, die Vorsehung werde ihn auf seiner Reise schützen, und die Erwähnung eines besondern Umstandes, welcher schlechterdings nur dem Könige allein bekannt seyn könne, werde Letztern von der Wahrhaftigkeit des Boten überzeugen. Sollte es ihm anfänglich schwer fallen, den König selbst zu sprechen, so müsse er bei einem Minister eine Audienz fordern, dürfe sich aber durchaus nicht mit einem Andern einlassen und überhaupt gewisse Dinge nur dem Könige selbst anvertrauen. Weiche er von irgend einem Theile sei-

nes Auftrages auch nur im Geringsten ab, so stehe ihm der Tod bevor.

Der Hufschmidt versprach zitternd pünctlichen Gehorsam, worauf die Königin alsbald verschwand und ihn unter dem Baume in dichter Finsterniß zurückließ. Er sprang auf und wußte nicht, ob er geträumt oder etwas Wirkliches erlebt habe? Endlich kehrte er nach Hause, überzeugt, daß Alles eine Täuschung seiner Sinne gewesen, und entschlossen, ein tiefes Schweigen über die ganze Sache zu beobachten. Aber zwei Tage nachher, als er wieder an demselben Orte vorbeiging, erschien ihm jene Gestalt abermals und erneuerte ihren Befehl; zugleich wurde ihm sein Unglauben streng verwiesen und er im Falle ferneren Ungehorsams hart bedroht. Auch gebot ihm die Erscheinung diesmal, das, was er gesehen, dem Gouverneur der Provinz zu melden, welcher ihn sodann mit dem nöthigen Gelde zu seiner Reise versehen werde. Der Hufschmidt zweifelte nicht länger an der Wirklichkeit der Erscheinung; aber schwankend zwischen der Furcht vor den Drohungen des Phantoms und den Schwierigkeiten, die sich der Ausführung des erhaltenen Befehles entgegenstellten, wußte er nicht, was er thun sollte und beschloß, das Geheimniß seines Kummers dennoch in der Brust zu bewahren.

Acht Tage lang blieb er in diesem Zustande peinlicher Verlegenheit, als ihm, da er eben wieder an jenem Orte vorüberging, die Gestalt zum dritten Male erschien. Der alte Befehl wurde erneuert und diesmal, für den Fall, daß er nicht gehorche, so fürchterliche Drohungen beigefügt, daß er gerathen fand, sich sogleich auf den Weg zu machen. Den Tag nach dieser letzten Erscheinung war er bereits in Aix bei dem Gouverneur, welcher ihn, sobald er seinen Bericht gehört, dringend zur Fortsetzung seiner

Reise aufforderte und mit Geld versah, um einen Platz in der Postkutsche nehmen zu können.

Dies ist Alles, was man mit Gewißheit über die Sache erfuhr. Der Hufschmidt hatte drei Audienzen bei Pomponne und blieb jedesmal über zwei Stunden mit ihm eingeschlossen. Nach jeder Unterredung hatte wieder der Minister eine geheime Audienz bei'm Könige, welcher wünschte, daß das Weitere der Sache im Staatsrathe besprochen würde, aber zu einer Zeit, wenn Monseigneur nicht darin wäre, und bloß in Gegenwart der Minister, namentlich des Herzogs von Beauvillers, Pontchartrain's und Torcy's. Die Mitglieder des Rathes debattirten lange hin und her, und das Resultat war, daß der Hufschmidt wirklich vor den König geführt wurde, der ihn in seinem Cabinette empfing. Man brachte ihn zu diesem Zwecke die geheime Treppe hinauf, welche von dem Marmorhofe nach den königlichen Zimmern führt und deren sich der Monarch gewöhnlich bediente, wenn er auf die Jagd ging oder eine Spazierfahrt vornahm. Wenige Tage nachher ließ ihn der König abermals kommen und blieb jedesmal beinahe eine Stunde mit ihm allein, wobei der gemessenste Befehl gegeben war, daß Niemand in den benachbarten Gemächern sich aufhalten durfte. Am Morgen nach der ersten Unterredung mit dem Hufschmidte, als der Monarch die geheime Treppe hinabstieg, glaubte der Herzog von Duras, der diensthuende Kammerherr, welcher fast Alles, was er dachte, gegen den König heraussagen durfte, eben nicht nöthig zu haben, mit sonderlichem Respecte von dem Hufschmidte zu sprechen, und brauchte deshalb das alte Sprichwort: „Entweder ist dieser Mann ein Narr, oder der König ist kein Edelmann." — „In diesem Falle bin ich kein Edelmann," erwiderte Ludwig, „denn ich habe mich lange mit dem Hufschmidt unterhalten; er

hat mit sehr klarem Verstande zu mir gesprochen, und ich kann Sie versichern, daß er kein Narr ist." Diese Worte, welche mit großem Ernste ausgesprochen wurden, setzten die anwesenden Hofleute in nicht geringes Erstaunen.

Nach dem zweiten Gespräche mit dem Hufschmidt erklärte der König, daß dieser außerordentliche Mensch eines Umstandes erwähnt habe, welcher ihm, dem Könige, vor mehr als zwanzig Jahren begegnet sey und ohne übernatürliche Dazwischenkunft nur ihm habe bekannt seyn können, indem er desselben gegen kein menschliches Wesen erwähnt habe. Dieser Umstand, sagte Ludwig, sey die Erscheinung eines Gespenstes, welches er einst im Walde von St. Germain gesehen, als er ganz allein durch denselben ritt, und dessen er, wie er feierlichst erklärte, nie gegen ein menschliches Ohr erwähnte. Noch bei späteren Gelegenheiten sprach sich der König auf's Günstigste über den Hufschmidt aus, welchem seine Ausgaben auf Befehl Sr. Majestät ersetzt wurden und welcher, ungerechnet, daß er auf königliche Kosten wieder nach Hause geschickt ward, noch ein ansehnliches Geldgeschenk erhielt. Ueberdies bekam der Gouverneur seiner Provinz den Befehl, ihn unter seine besondere Fürsorge zu nehmen und während seiner ganzen noch übrigen Lebenszeit an Nichts Mangel leiden zu lassen. Jedoch sollte er ihn nicht über sein bisheriges niederes Gewerbe erheben. Sehr bemerkenswerth ist, daß die damaligen Minister jede Mittheilung über diese Sache stets unabänderlich abgelehnt haben. Ihre vertrautesten Freunde haben zu verschiedener Zeit durch allerlei Kunstgriffe hinter das Geheimniß zu kommen gesucht, aber vergeblich, nicht das unbedeutendste Wort vermochten sie zu entlocken, welches auf jenes Ereigniß hätte Licht werfen können.

Der Hufschmidt mochte ein Mann von fünfzig Jahren seyn. Er hatte eine zahlreiche Familie; in seinem Betragen war nichts Auffallendes, und in seiner Provinz stand er im Rufe einer uneigennützigen Rechtschaffenheit, eines bescheidenen Wesens und eines hellen Verstandes. Sein Benehmen bei Hofe entsprach dieser Schilderung vollkommen. Beständig sagte er, daß man ihn mit allzuviel Großmuth behandle, zeigte keine Neugier und schien, sobald seine Audienzen bei'm Könige oder Herrn von Pomponne vorüber waren, durchaus nicht darauf aus zu seyn, zu sehen oder gesehen zu werden; vielmehr war er ängstlich besorgt, bald wieder zu den Seinigen zurückkehren zu dürfen. Er versicherte, daß jetzt, da seine Sendung vollbracht sey, er nichts Weiteres zu thun habe, als nach Hause zurückzukehren. Verschiedene Versuche wurden gemacht, ihm sein Geheimniß zu entreißen; aber er beobachtete durchweg ein hartnäckiges Stillschweigen, oder schnitt alle Fragen mit seiner gewöhnlichen Antwort ab: „Ich darf Nichts sagen." In sein Dorf zurückgekehrt, nahm er seine gewöhnliche Beschäftigung wieder vor, sprach weder von Paris noch vom Hofe und zeigte durch seine kurzgefaßten Erwiderungen deutlich, daß Fragen ihm lästig waren. Wenn man ihn über den König ausforschen wollte, begnügte er sich, zu dessen Lobe zu sprechen, aber ohne die leiseste Anspielung auf eine der mit dem Monarchen gehabten Unterredungen.

Bei dieser Geschichte stand ein weites Feld zu Vermuthungen offen, gar Vieles über diesen Gegenstand ward zur Rede gebracht; aber selbst die Zeit, die Enthüllerin des Verborgenen, hat zu diesem undurchdringlichen Räthsel keinen Schlüssel gegeben.

Daß der Geist der verstorbenen Königin nicht unmittelbar dem Könige das ihm Wissenswerthe mitgetheilt und es vorgezogen, jenen Hufschmidt zum

Ueberbringer dieser Nachrichten zu wählen, läßt sich nur dadurch erklären, daß bei jenem schlichten Landmanne, weil die Reflexion, wie bei allen Ungebildeten, in ihm weniger vorherrschend war, das Visionen schaffende plastische Gefühlsleben thätiger seyn konnte; denn bei'm Ahnen — sagt Kieser (System des Tellur. II. S. 43.) — tritt, mit Unterdrückung der intelligenten Seite, also ohne Reflexion, die Gefühlsseite der Seele, isolirt gesteigert, auf, und die Anschauung des Gefühls entsteht als plötzliche, das Ferne und Zukünftige im unmittelbaren Daseyn schauende Offenbarung. Einen solchen Menschen nennt Kieser „einen wachenden, aber unvollkommenen Somnambul, weil in ihm das intelligente Leben zurückgedrängt ist; daher solche Zustände bei dem stets denkenden Vernunftmenschen weit seltener sind, als bei'm Gefühlsmenschen." Wie nun der Magnetiseur seine Gedanken auf die Clairvoyante und diese wieder auf die mit ihr in geistigen Rapport gesetzten Personen überträgt, so konnte der Geist der verstorbenen Königin seine Ideen auf jenen Landmann übertragen, weil in ihm das Ahnungsvermögen, was man das Schauen des Geistes nennt, sich leichter, als in vielen anderen Menschen, zu entwickeln vermochte.

Die materielle Hülle der Geister

ist zu allen Zeiten geglaubt und in den verschiedenen philosophischen Schulen gelehrt worden. Plato sagt im Phädon: „Die reinen Seelen begeben sich nach dem Tode des Leibes zum Göttlichen; die aber nur dem Körper gedient und ihn allein geliebt haben, trennen sich nicht ganz von ihrem Leibe, der so in

sie hineingebildet ist, daß sie selbst etwas Materielles an sich behalten, das sie an die Erde herniederzieht, wo sie dann auch gesehen werden können."

Auch die Kabbalisten gestanden den Geistern eine feine Hülle zu. Sie lehrten: „Obwohl das Nephesch (Seele) durch des Leibes Tod das äußere Gefäß verliert, so ist es doch nicht ohne alles Gewand, sowie selbst der Ruach und die Neschama (Geist), jedes nach seiner Weise, eine gewisse Gewandlichkeit besitzt. Denn dadurch allein sind sie miteinander verbunden und können sowohl gegeneinander, als auf den äußern Stoff einwirken. Diese Gewänder, so die Mittelstufen zwischen dem Höhern und Niedern bilden, heißen Zelamim, d. i., Schatten (Abbilder). Jedes Zelem (Schattenbild) zerfällt in drei Hauptstufen: in ein inneres Geistlicht und in zwei umkreisende Lichter: Makifim genannt. In und durch dieses Zelem besteht das Leben nach außen. Auf demselben beruht die ganze Lebensexistenz des in der Einheit von Nephesch, Ruach und Neschama auf Erden existirenden Menschen. Der ganze Proceß des Sterbens geht lediglich in diesen Zelamim vor. Daher dreißig Tage vor dem Tode die Makifim der Neschama, nach und nach auch die übrigen Makifim sich zurückziehen, d. h., zu wirken aufhören *). Das Zelem des Nephesch ist, nach Isaak Loria, ein Mittelding zwischen dem Geistigen der obern und dem Geistigen der untern Welt, oder dem Elementarleben, so wie der Habal Garmin (s. oben) wieder ein Mittelding zwischen dem Zelem und dem äußern leib-

*) Dies wird durch das Sichselbstsehen und von andern Personen an einem Orte Gesehenwerden, wo man sich nicht befindet, d. i., wenn das Schattenbild (Zelem) eines Menschen sichtbar wird, bestätigt, welche Erscheinungen gewöhnlich den nahen Tod verkündigen.

lichen Stoffe ist. Ferner lehrt die Kabbala: Das nach dem Tode mit dem Nephesch aufsteigende Zelem hat nach der Lebensweise des Menschen eine verschiedene Beschaffenheit. Bei den Frommen ist es rein und klar wie sein Nephesch, bei dem Sünder aber trübe und dunkel. In dieser Beziehung erklärt das Buch Sohar*): „Die Sünde macht ein Gewand für das Nephesch.“ Mittelst dieses Zelem's (Schatten), in welchem das Nephesch (die Psyche) in jener Welt existirt, steht dasselbe mit seinem Leibe im Grabe in Verbindung, so wie mit der Sinnenwelt und kann auf dieselbe einwirken, den Menschen sogar sichtbar erscheinen, weil jenes Zelem (der Nervengeist) die innere wesentliche Lebenskraft ausmacht, durch welche der Mensch auf Erden seine Glieder bewegt und in die Außenwelt einwirkt, wie es Ps. 39, 7 heißt: „Nur im Zelem wandelt der Mensch hin und her.“ Wenn nun der Mensch stirbt, behält er jene innere lebendige Kraft und streift bloß die äußere Stofflichkeit ab, mittelst deren er in der materiellen Welt die innere geistige Bewegung auf mechanische Weise äußerlich effectuirt. Da dieses Zelem aber bloß ein magisch wirkendes Wesen ist, so kann dasselbe nicht unmittelbar in die äußere Welt der leiblichen Stoffe einwirken und den äußern Sinnen erscheinen, sondern muß sich in die feineren Stoffe der Elementarwelt einkleiden. Was also gesehen wird, ist nicht das Zelem selbst, sondern das Gewand, welches es aus den feinen Dünsten der äußern Welt angezogen hat. Dieses gilt für alle Arten von geistigen Erscheinungen, seyen sie Engel oder Dämone, oder die Seelen

---

*) Ein mystischer Commentar zum Pentateuch.

der Verstorbenen; denn alle existiren jenseits bloß im Zelem *).

Auch alle Somnambulen höherer Grade stimmen überein, daß die Seele bei der Trennung vom Leibe im Tode etwas Materielles mit sich nähme, das unzerstörbar an ihr haftet. „Im Nervengeiste reflectirt sich das Bild der Seele, in der Regel jedoch nur bei moralisch unvollkommneren Geistern, deren Nervengeist gröberer und finsterer sey. Je höher die Seele in den Stufen dieses Reiches steigt, desto immaterieller und heller werde die Hülle des Geistes. Der Nervengeist bleibt, wie er hier Werkzeug der Seele zu ihren Aeußerungen gewesen, es auch jenseits und wirkt dort als eine dem Zuge des Willens folgende Lebenspotenz plastisch thätig fort. Lebte die Seele hier schon ein höheres, göttliches Leben, fällt das Materielle allmälig von ihr ab, ihr Lichtleib wird immer verklärter. Liegt dagegen das schwere Gewicht der Sünde auf ihr, so bildet er sich in schauerlichen Scheingestalten aus, welche, unvermögend in ätherische Räume sich aufzuschwingen, ihrer specifischen moralischen Schwere erliegend, in der Sinnenwelt nahe liegende finstere Gebiete herabgedrückt werden **). Man hat zu allen Zeiten die Seelen verstorbener Lasterhaften für jene bösen Geister halten wollen, welche den Sterblichen erschrecken. Noch in neuester Zeit suchte Danz ***), auf Hugo Farmer's „Essay of the Demoniacs" sich stützend, diese Meinung in Schutz zu nehmen. Er beruft sich dabei auf 1. Petri 8, 19. Apostelgesch. 23, 8. 9. Hebr. 12, 23. Ephes. 6, 12., wo πνεῦμα von ἀγγελός und π. τῆς πονηρίας von ἀρχαί etc. unterschieden werden.

*) Vgl. Molitor Geschichte der Philosophie. III. S. 527.
**) Werner, Blicke zweier Seherinnen rc. S. 458.
***) Die Besessenen im N. T. Reutlingen 1840.

Durch die bey'm Tode des Leibes erfolgende Trennung des Geistes von der Seele, wird die Letztere mehr zum Irdischen depotenzirt, und sie vermag ihre Irrthümer nicht eher abzustreifen, bis der Leib, den sie nicht ganz verlassen kann, und der ihre Blicke in das Reich des Lichtes trübt, ganz aufgelöst't ist. Diese Vorstellung vom Zustande der Seele nach dem Tode ließ bei den alten Völkern die schnelle Vernichtung der irdischen Ueberreste wünschenswerth erscheinen, und die Perser, welche das Verbrennen der Leichen, um das Feuer, als Symbol des Schöpfers, nicht zu verunreinigen, deshalb sündhaft fanden, setzten ihre Todten den wilden Thieren aus; die Juden begraben zwar ihre Leichen, aber sie suchen am liebsten solche Orte aus, wo die Körper schnell verwesen. Wer nun hienieden nach Befreiung von Irrthümern, Vermeidung des Lasters ꝛc. nicht ernstlich gestrebt, nimmt seine Wünsche, Gesinnungen, Vorurtheile, Leidenschaften u. s. f. mit in's Grab, und worauf der Sterbende seine Gedanken heftete, davon träumt seine Seele in dem Todesschlafe. Zu dieser Vermuthung berechtigt die Analogie; denn gewöhnlich träumen wir von Gegenständen, die vor dem Einschlafen unsere Seele lebhaft in Anspruch nahmen.

Den Geizigen quält auf dem Todtenbette die Vorstellung, daß er seine Schätze verlassen müsse, oder daß er fremdes Eigenthum unrechtmäßig behalten; wie dies nun wieder an den rechten Erben komme, ist jetzt sein lebhafter, sein einziger Wunsch. Der Gedanke quält ihn um so stärker, weil er nun der Sinnenwelt abgestorben und also sein Verlangen nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht befriedigen, keinem Lebenden entdecken kann. Es sey denn, er finde Jemand, der die physische Disposition besitzt,

um einen Geist auf sich einwirken zu lassen, wie folgende Beispiele erweisen helfen:

1.

Die 16jährige Tochter des im B—hofe zu H. arbeitenden W'.s erzählte ein von ihr erlebtes Abenteuer selbst: „Ich wurde von der Herrschaft des Hauses angewiesen, Zwiebeln auf dem Speicher zu putzen. Es war da eine große, sogenannte alte Gerümpelkammer mit einem großen alten Schlosse, einige Schritte von dem Platze entfernt, wo die Zwiebeln auf dem Speicherboden lagen. Am ersten Tage, als ich auf diesem Boden saß, hörte ich neben und hinter mir niesen *), und da ich glaubte, es wolle mich anderes Gesinde aus dem Hause erschrecken, sagte ich, ohne umzublicken: „Ei, geht nur, was braucht ihr das zu thun!" Als ich aber dies gesagt, sah ich eine graue, wolkenartige Bewegung neben mir in den Boden sinken, worauf ich einen Schauer fühlte und unwillkürlich hinunterging und dem Gesinde sagte: wer denn so heimlich hinaufgeschlichen und genies't habe? Als diese Aeußerung vor die Herrschaft kam, so machte diese (Frau und Herr) mir den Vorwurf der Träumerei, Furchtsamkeit und Einfalt.

Den andern Tag um 11 Uhr wurde ich wieder angewiesen, oben Zwiebeln zu putzen, und ob ich gleich bis um diese Stunde einen Widerwillen hatte, hinauf zu gehen, so fühlte ich dagegen jetzt ein Verlangen darnach und ging, in gespannter Erwartung der Andern, hinauf. Mehrere Personen schlichen mir bis in den zweiten Stock, unten an die Speicher-

*) Eine durch den Allsinn bewirkte, aber gewiß durch den Willen des Gespenstes veranlaßte, Gehörstäuschung, um die Gedanken der Seherin auf sich zu lenken.

treppe, nach, um zu sehen, was es gäbe; denn den Leuten im Hause, und besonders dem Gastwirthe H. und seiner Frau, war es bekannt, daß es oben nicht richtig sey. Während ich nun wieder meine Arbeit verrichtete, nies'te es abermals neben mir und ich sagte, wie gestern: Wohl bekomm's! Hierauf sah ich wieder, aber größer und deutlicher, eine graue, dunkle Gestalt, die vor mir in den Boden sank. Diesmal befiel mich ein größeres Grausen, ich wollte schnell fortlaufen, erreichte aber nur die erste Stufe der Treppe und fiel dann besinnungslos hinunter. Ich wußte nun nichts mehr von mir, bis ich mich, wie erwacht, auf dem Zimmer meiner Frau auf ihrem Sopha liegen sah, umgeben von dieser, vom Manne und einem Arzte. Man strich mich an, gab mir zu trinken, und ich mußte erzählen; aber man hieß mich wieder ein einfältiges Ding. An diesem Tage ging ich an meine Arbeit in der Küche und sonst im unteren Stocke, und erklärte da Jedermann, daß mich Niemand mehr auf den Speicher bringe. Die Frau ließ mich nochmals zu sich rufen, damit ich ihr in Gegenwart ihres Mannes die Sache nochmals erzähle. Die Frau rieth mir nun, wenn das Ding wieder niese, sollte ich nur sagen: „Helfe dir Gott!" Darauf sagte ich: „Das bedarf ich nicht; denn ich gehe nie wieder da hinauf!"

Dieser Entschluß war fest bis um 11 Uhr Vormittags; da wurde in mir auf einmal wieder eine dringende Sehnsucht rege, ein unwillkürliches Ziehen *), wieder hinauf zu gehen, mich auf den Boden zu setzen und Zwiebeln zu putzen. Bald hernach, und indem ich, wie gezwungen, auf die Thüre

---

*) Der Geist influirte auf die Seherin, wie ein Magnetiseur auf die Somnambule durch die bloße Willenskraft.

der alten Kammer sehen mußte, rasselte das große alte Schloß an ihr, und es stand die graue Gestalt, aber ohne Kopf, vor mir und nies'te dreimal, worauf ich sagte: „Helfe Dir Gott!“ Nachdem ich dies zum dritten Male gesagt hatte, wuchs die Gestalt immer mehr *) und wurde dann so groß, wie ein gewöhnlicher Mensch, denn dies war sie vorher nicht, und sprach: „Marie! Du warst bestimmt, mich zu erlösen. Ich wandle seit 85 Jahren hier auf diesem Platze, wo ich eine Gurte Gold versteckt habe. Nimmermehr, mein Kind, vergrabe Geld, und sey es auch noch so wenig. Ich habe die ganze Zeit auf Dich gewartet und sah den Baum Deiner Wiege pflanzen. Gieb mir die Hand und folge mir in die Kammer; erbrich den sechsten oder siebenten Dielen, da liegt das Gold, es ist für Dich!“

Bis hierher hörte ich ohne Angst zu und sah dem Geiste immer in die Gegend des Gesichts, wo die Worte von ihm herkamen, obgleich kein Kopf da war. Die Hand aber konnte ich ihm nicht geben, und nun sank er wieder in den Boden, wo ich dann wie ein Häufchen Asche liegen sah. Nun erst befiel mich ein Schauer, ich wollte forteilen, fiel aber an der Treppe und rollte bis in den zweiten Stock hinab. Ich wußte Nichts mehr von mir, bis ich im Zimmer der Herrschaft wieder erwachte, aber erst nach mehreren Stunden, wo ich zwei Aerzte erblickte, die mir Mittel reichten. Ich lag hier drei Tage; dann aber schaffte man mich in's Spital, wo ich

---

*) Diese Schilderung ist der Lavater'schen Hypothese günstig, welcher zufolge die Seele nach dem Tode ein zartes Leibchen vom feinsten Stoff erhält, vermittelst dessen sie sich so lang ausdehnen kann, als ihr beliebt (s. Hennings v. Geistern. S. 255.).

nach 6 Wochen hergestellt wurde. Ich hätte bald nach meinem Erwachen, was mir geschehen, erzählt, und noch an demselben Abende fuhr der Hausherr nach Speyer, holte einen Geistlichen und soll mit diesem das Geld erhoben haben. Die Kammer ließ er abbrechen. Der Geist soll der Urgroßvater des Herrn gewesen seyn, man habe das sogleich nach der Zeit im Kirchenbuche gefunden; ich aber bin seit dieser Zeit krank.

Noch erzählte das Mädchen, daß ihre Eltern und Voreltern die Gabe des Sehens gehabt, und wie sie schon in ihrem siebenten Jahre in der Spitalkirche zu H. oft die verstorbene Verwalterin gesehen, wie sie, als Leiche gekleidet, mit Päcken unterm Arm auf einem Steine unter der Treppe gesessen sey.

Hierher paßt, was Jacob Böhme*) zur Erklärung ähnlicher, nicht selten vorkommender Erscheinungen behauptete: „So der Leib zerbricht, behält die Seele ihr Bildniß als ihren Willensgeist; jetzt ist er zwar von dem Leibesbilde weg, denn im Sterben ist eine Trennung; alsdann erscheint das Bild mit und in den Dingen, die es allhier hat in sich genommen (in sich hineinbilden ließ), denn denselben Quell hat sie in sich. Was sie hier geliebt, und darin der Willensgeist einging, nach demselben figurirt (gestaltet) sich nun auch das seelische Bild (nicht bloß als Reminiscenz, bemerkt Kerner in seiner Seherin v. Prevorst, bei Citation dieser Stellen, sondern vermöge wirklichen Rapports). So geht es nun dem Geizigen, welcher nach dem Tode in seinem Bilde die ihn noch beherrschende Leidenschaft magisch hält, und dem immer in seinem Willensgeiste das figurirt wird, womit er in seinem leiblichen Leben umging.

---

*) Menschwerdung Christi, 3. Thl.

Weil ihn aber dasselbe Wesen verlassen und sein Wesen nicht mehr irdisch, so führt er doch den Willensgeist in dieser Gestalt, plagt und quält sich damit (und auch Irdisch-Lebende), die er mit seiner Magie (d. i., mit seinen Gedanken) inficiren kann, so daß auch diese, wachend oder träumend, Gesichte von Schätzen haben.

2.

Stadtrath F. zu G—e hatte eine fleißige Frau, plagte sie aber mit seinem Geize dermaaßen, daß sie nur ein Lastthier zu seinem Gewerbe war. Alles, was sein Haushalt erforderte, zwang er sie, einzig durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Mit einer Last, die sie einmal herbeischleppen mußte, stürzte sie die Treppe hinab und blieb auf der Stelle todt. Als sie noch als Leiche im Hause lag, erschien sie des Nachts einer Schwägerin, die mehrere Tagereisen vom Orte wohnte und noch Nichts von ihrem Tode wissen konnte, und sagte dreimal nur die Worte: „In meinem Strohsacke!" Als man auf der Schwägerin Veranlassung in diesem nachsuchte, fand man in ihm ein blechernes Büchschen, und in demselben etliche und zwanzig Kreuzer. Diese wurden dem Geizigen zugestellt. Wenige Monate hernach starb dieser; und obgleich man ihn, wegen der üblen Behandlung seiner Frau, für arm hielt, fand man doch in seinem Kasten eine ganz bedeutende Summe baaren Geldes in Silber und Gold.

Kerner, aus dessen Blättern aus Prevorst (I. S. 79) wir diese Geschichte entlehnten, schließt sie mit folgenden Betrachtungen: „Wenn wir auch im Tode Fleisch und Bein abstreifen, so bleibt noch in der Seele das unzerstörbare Moralgesetz zurück. Die falschen Neigungen streift man nicht mit dem Kör-

per ab, sie sind der Seele eingeprägt und bleiben in dieser auch noch nach dem Tode. Die wenigen Kreuzer, die man im Strohsacke jener abgearbeiteten Frau fand, waren wohl ein Nothpfennig, den sie vor dem habsüchtigen Manne versteckt hatte; und da die Behandlung des Mannes machte, daß Gelderwerb ihr einziges Trachten war, so hing sie auch noch nach dem Tode an solchen, ihr Geist konnte sich noch nicht davon losmachen, auch die wenigen Kreuzer (für sie im Leben ein großer Schatz) mußten noch ihrem Manne zugewendet werden. Vielleicht fühlte sie auch Unruhe, sie versteckt zu haben."

Es ist äußerst schwer, sagt Jung*), eingewurzelte Passionen nach dem Tode loszuwerden. Die Erzählung, welche daselbst als Beleg für die Wahrheit dieser Behauptung angeführt wird, welche von der sehr bekannten Vision des Herzogs Christian von Sachsen-Eisenberg handelt, möge hier durch ein in neuester Zeit von dem um die Naturwissenschaft vielfach verdienten Dr. Nürnberger in N. 187 der „Abendzeitung" (Jahrgang 1840) mitgetheiltes Factum remplacirt seyn.

Die Gemahlin des Grafen von A., eine wackere musterhafte Hausfrau, hatte jedoch eine große Leidenschaft für Uhren, welche mit ihrer großen Pünctlichkeit in allen wirthschaftlichen Geschäften zusammenhing. Kein Zimmer des Schlosses war ohne zierliche Pendüle oder Tableau-Uhr, und sie besorgte das

---

*) Theorie der Geisterk., S. 326.

Aufziehen allein. Unter diesen Tableau-Uhren zeichnete sich die im Wohnzimmer hangende ganz besonders aus. Sie stellte eine gothische Kirche dar, an deren Thurme das Zifferblatt angebracht ist; bei jedem Vollschlage spielt sie ein Kirchenlied. Es ist ein Erbstück von alter aber trefflicher Arbeit, welche Julie — so hieß die Gräfin — überaus werth hielt, so daß Niemand außer ihr diese Uhr berühren durfte. Bei ihrer dritten Niederkunft erkrankte die Gräfin, und nach sieben schmerzvollen Wochen ging sie in ein besseres Land hinüber. Während dieser Zeit war alles nicht Unerläßliche im Hause ausgesetzt geblieben; namentlich war, außer im Krankenzimmer, keine der übrigen Uhren, und besonders nicht die erwähnte, immer nur durch Julie selbst besorgte Tableau-Uhr im anstoßenden Wohnzimmer, aufgezogen worden, zumal da ihr Spielwerk die Kranke gestört haben würde; sie stand seit mehr als 6 Wochen. Es war im Augustmonat und die Hitze außerordentlich. Die Umstände zwangen also den Wittwer, die auf den dritten Tag angesetzte Bestattung der Leiche schon am Abende vorher ausführen zu lassen. Ueber den letzten Anstalten war es spät geworden und ziemlich Mitternacht, als der Sarg aus dem Sterbezimmer durch die Wohnstube, eben wo die Tableau-Uhr hing, getragen wurde. Der Wittwer folgte unmittelbar an der Hand des Dorfgeistlichen. In dem Augenblicke, als der Sarg vor dieser seit mehr als sechs Wochen nicht aufgezogenen und also still stehenden Uhr vorbeigetragen wurde, fing diese plötzlich an zu schlagen, schlug aber d r e i z e h n Schläge und spielte die Melodie:

„Laßt uns getrost den dunklen Weg
Zum neuen Leben gehen*)!“ —

Der Geistliche, welcher kurz vorher mit dem Wittwer auf dem Sopha unter dieser Uhr gesessen und ihr Stillstehen bemerkt hatte, erstarrte fast vor Schreck. Der Graf vermuthete, die Verstorbene spreche durch die Uhr zu ihm, ihre Mahnung sey es gewesen; was sie, verhindert durch Bewußtlosigkeit, ihm nicht mehr unmittelbar hatte sagen können, dazu ermahnte sie ihn jetzt mittelbar auf diese wunderbare Weise. Wie Schuppen, versicherte er, sey es ihm nun von den Augen gefallen, alle Frivolität seines frühern in weltliches Treiben versenkten Lebens war plötzlich von ihm abgestreift, und die würdigste Tendenz seines gegenwärtigen Handelns, behauptete er dieser Mahnung, der Thurmuhr zu verdanken.

Ich erkläre mir diesen wunderbaren Vorfall ganz einfach. Wenn die Verstorbenen nicht ohne Grund mit Somnambulen höchster Grade verglichen werden, so konnte die Leiche, als sie durch das Wohnzimmer getragen wurde, mit ihrem geistigen Auge Personen und Gegenstände in demselben sehr wohl erkennen. Zumeist mußte die Tableau-Uhr, welche ehedem ihre besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen pflegte, auch diesmal ihre Gedanken auf sich lenken, welches beweis't, daß der Tod die Richtung des Geistes, welche dieser bei des Leibes Leben eingeschlagen, nicht leicht zu ändern vermöge. Ob die Uhr in der That jene Schläge gethan, möchte ich jedoch bezweifeln; wohl aber konnte die Seele der Verstorbenen, die mit ihrem Gemahl in geistigem Rapport stand, ihm ihre Gedanken in's Gehörorgan

---

*) Anfangsworte eines bekannten schlesischen Kirchenliedes.

übertragen, und so wie man im Traume zu hören glaubt, so vernahm er die Schläge der Uhr. Daß der Geistliche sie ebenfalls hörte, erklärt sich aus der Ansteckungsfähigkeit der Visionen; der Graf war in jenem Momente bis auf einen gewissen Grad Somnambul, und bekannt ist, daß ein solcher durch die bloße Annäherung eines andern empfänglichen Menschen auf diesen seine Anschauungen fortpflanzen kann. Hier waltet dasselbe Gesetz, wie im Reiche der Krankheiten, wo jeder Krankheitsproceß sich in der Ansteckung durch seine mehr oder weniger ideelle, aber andern Substanzen mittheilbare Thätigkeit (durch das Contagium) in andern Organismen reproduciren kann, was, z. B., schon bei'm Gähnen stattfindet. Dieses Contagium ist die magnetische Kraft, die von dem Ansteckenden ausstrahlt und seine Atmosphäre bildet *). Wie bei übrigens wachendem Körper Somnambulismus eines Knaben, sich in der höchsten Form als psychischer und örtlicher des Gehirns darstellend, eine Geistererscheinung erzeugte, die auch dasselbe Phantasiebild bei einem andern Knaben hervorrief, ist in Kieser's Archiv f. Magn. VI. 1. St. S. 77, 118 nachzulesen.

Oben wurde der Satz aufgestellt: Ideen, die sich in den letzten Stunden eines Sterbenden bei ihm fixirt haben, beschäftigen ihn noch nach dem Tode. Demzufolge wird, z. B., derjenige, welcher den Aberglauben mitnimmt, daß auf den Ort, wo der Körper verwes't, etwas ankomme, nicht eher zur

*) Kieser's System des Tellur. I., S. 216.

Ruhe gelangen, bis sein Wunsch erfüllt ist; daraus erklärt Jung*) das Wiedererscheinen solcher Geister, die kein ordentliches Begräbniß haben. Von vielen Beispielen dieser Art bei christlichen Völkern ist allenthalben zu lesen; hier möge nur ein Zeugniß aus dem heidnischen Alterthume seinen Platz finden, welches einer der helldenkendsten Schriftsteller Rom's für diese Sache beibringt; ich meine den merkwürdigen an Sura gerichteten Brief von Plinius dem Jüngern im siebenten Buche seiner Episteln. Er lautet, wie folgt:

„Die jetzigen Ferien geben nur Gelegenheit, meine Kenntnisse zu erweitern, Dir aber, mich zu belehren. Ich möchte gern Deine Meinung wissen, ob Du wirklich glaubst, daß Gespenster etwas sind, daß sie eine ihnen eigene Gestalt haben, oder ob sie nur ein leeres und abwechselndes Bild von unserer Furcht bekommen? Ich, für meine Person, bin geneigt, an die Existenz derselben zu glauben — — — In Athen war ein prächtiges, großes Haus, aber in üblem Rufe; denn in der stillen Nacht soll man Lärm gehört haben, und wenn man darauf Acht gegeben, ein Geräusch von Ketten, das zuerst entfernt, alsdann aber mehr und mehr annähernd empfunden worden, worauf eine Gestalt von einem alten, hagern, ganz düstern Manne mit herabhängendem Bart und krausen Haaren erschienen, der an Füßen mit Beinschellen und an Händen mit Ketten, mit denen er rasselte, gebunden war. Die Inwohner des Hauses hatten ganze Nächte schlaflos zugebracht, und Manche waren wegen zunehmender Furcht gestorben. Das Haus stand bald ganz leer; man bot es zum Verkauf aus, in der Voraussetzung, es könnte sich Jemand finden, der von dem Unfuge nichts vernommen, und es also zu erstehen Lust bezeigen würde.

*) Theorie der Geisterk., S. 349.

Zufällig lies't der Philosoph Athenodor den Zettel, erkundigt sich nach dem Preise, und weil ihm das allzuwohlfeile Gebot verdächtig vorkommt, sucht er die Ursache zu erforschen und erkundigt sich, was es mit diesem Hause für Bewandtniß habe. Man befriedigt seine Wißbegier; aber diese Nachricht wirkt als ein neuer Reiz, das Haus zu besitzen, anstatt, wie man besorgte, von dem Kaufe ihn abzuschrecken. Als es dunkel ward, ließ er sich gleich im ersten Zimmer sein Bett aufschlagen, eine Pergamenttafel, einen Griffel und Licht bringen und die Seinigen in die innern Zimmer gehen, bereitet sich zum Schreiben vor und richtet Herz und Augen bloß darauf, damit er nicht auf falsche Erdichtungen und eitle Furcht verfalle. Anfänglich war es still; alsdann aber rasselten Eisen und Ketten; immer noch stand er nicht auf, legte den Griffel nicht weg, sondern hielt sich die Ohren zu und waffnete sich mit Standhaftigkeit. Der Lärm wurde aber immer größer, das Geräusch kam näher und schien bald vor der Thüre, bald innerhalb zu seyn. Er blickte auf, und das Gespenst stand vor ihm. Es stand und winkte. Athenodor giebt ein Zeichen, daß es warten solle und sieht weiter schreibend auf seine Tafel. Nun rauscht es stärker mit den Ketten; er steht wieder auf, und es winkte ihm nochmals. Nun ergreift er das Licht, um dem Gespenst zu folgen, das langsam vor ihm herschreitet. Wie es in dem Vorplatze des Hauses angelangt ist, verschwindet es plötzlich. Athenodor streut Gras und abgerissene Blätter an den Ort. Am folgenden Tage ging er zur Obrigkeit und brachte die Bitte vor, man solle da nachgraben lassen. Als seinem Wunsche Folge geleistet wurde, fand man an jener Stelle — Knochen in Ketten gewickelt, die der von der Zeit und der Erde vermoderte Körper bloß und abgefressen zurückgelassen hatte. Diese wurden

gesammelt und auf öffentliche Kosten begraben. Nun erschien der Geist nicht mehr*).

Catanäus, in den Noten zu der angeführten Stelle des Plinius, beruft sich auf Lucian, der diese Sache (in **Philopseuda**) etwas verändert erzählt. Ihm zufolge hieß jener Philosoph Arignotus; die Stadt, in welcher das von dem Gespenste beunruhigte Haus sich befand, war Korinth, und als Eigenthümer desselben wird ein gewisser Eubadites genannt. Die Erzählung schließt dort ziemlich gleichlautend mit dem vorigen Berichte: „Den Leichnam gruben wir aus und beerdigten ihn ordentlich; das Haus aber wurde in der Zukunft nicht wieder beunruhigt.“

Eine Geschichte von ziemlicher Verwandtschaft mit der vorigen, nämlich insofern auch diese von der Wichtigkeit zeugt, welche die Heiden ebenfalls auf ein anständiges Begräbniß legten, lesen wir bei Valerius Maximus im fünften Capitel des ersten Buches **de somniis**. Als der Dichter Simonides (gest. 467 vor Chr. Geb.) nach einer Schifffahrt anlandete und einen Leichnam, der unbegraben auf dem Lande lag, sorgfältig beerdigen ließ, wurde er von diesem Todten gewarnt, daß er den folgenden Tag nicht wieder zu Schiffe gehen, sondern auf dem festen Lande bleiben sollte. Es geschah auch wirklich hierauf, daß die, welche unter Segel gegangen waren, in einem Sturme, der nahe an der Küste sich erhob, vor den Augen des Simonides umkamen.

---

*) Diese Geschichte dürfte die oben erwähnte kabbalistische Hypothese vom Habal de Garmin (Hauch der Knochen), welcher zufolge, nach Verwesung des Leibes, die innere Lebenssubstanz sich in die Knochen versenkt, begründen helfen.

Wer mit dem Bewußtseyn einer ungesühnten Schuld aus diesem Leben scheiden muß, nimmt diese Qualen eines beschwerten Gewissens, weil sie in den letzten Stunden die Seele am meisten beschäftigen, mit in's Grab; ihn flieht die Ruhe noch nach dem Tode, wie folgende Thatsache bezeugt.

Ein Professor in Königsberg, welcher über Moralphilosophie las, galt, obzwar Theolog, für einen Zweifler an der Offenbarung der h. Schrift. Doch wenn er auf die Natur des Geistes als eines von der Materie verschiedenen Wesens zu sprechen kam, um Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele und ihren Zustand nach dem physischen Tode anzustellen, schien er sowohl in Hinsicht des Tones, als der zu wählenden Ausdrücke in einer so sichtbaren Verlegenheit zu seyn, daß einer seiner Schüler ihn über die Ursache zu befragen sich entschlossen hatte. Bald darauf fand dieser sich mit ihm allein, er wagte es daher, ihm seine Bemerkungen über das räthselhafte Benehmen mitzutheilen und bat ihn ihm zu sagen, ob jene bloß leere Vermuthungen oder begründet wären?

Die Verlegenheit, die Sie an mir bemerkt haben, erwiderte der Professor, entsprang aus dem Kampfe, der in mir entsteht, wenn ich meine Ideen über einen Gegenstand mitzutheilen versuche, bei welchem mein Verstand mit dem Ausspruch meiner Sinne in Streit geräth. Aus Gründen der Vernunft und durch Nachdenken bin ich geneigt, die Wirklichkeit der Geistererscheinungen mit Unglauben und Verachtung zu behandeln; allein eine Erscheinung, die ich mit eigenen Augen gesehen und welche sogar späterhin eine Bestätigung durch andere Umstände erhalten hat, die mit den ursprünglichen Thatsachen in Verbindung standen, läßt mich in einem Zustande von Zweifeln, der sich bei meinem Vortrag über jenen, die Zukunft

der Seele behandelnden Gegenstand äußern muß. Ich will die Ursache davon erzählen. Ich hatte Theologie studirt, um Prediger zu werden. Auch erhielt ich durch Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, im Innern des Landes in einer beträchtlichen Entfernung, südlich von Königsberg, eine kleine Stelle. Ich begab mich dahin, um mein Amt anzutreten, und fand ein neues Pfarrhaus, wo ich die Nacht in dem Schlafgemache meines Vorgängers zubrachte.

Es war in den längsten Sommertagen, und als ich am folgenden Morgen, welches ein Sonntag war, wach im Bette lag — es war schon heller Tag — erblickte ich die Gestalt eines Mannes in einer Art von Schlafrock, der an einem Lesepult stand, auf dem ein großes Buch lag, dessen Blätter er bisweilen umzuwenden schien. Auf jeder seiner Seiten stand ein kleiner Knabe, denen er von Zeit zu Zeit mit ernster Miene in's Gesicht blickte, und so oft er sie ansah, schien er jedesmal einen tiefen Seufzer auszustoßen. Sein blasses Gesicht verrieth den Schmerz seiner Seele. Ich konnte Alles genau sehen; aber da mich ein solcher Schreck ergriffen hatte, daß ich nicht aufstehen oder die Erscheinungen vor mir anreden konnte, so blieb ich eine Zeit lang ein athemloser und stillschweigender Zuschauer, ohne weder ein Wort sprechen, noch meine Lage verändern zu können. Endlich machte der Mann das Buch zu; hierauf nahm er die beiden Kinder, an jeder Hand Eins, und führte sie langsam über die Stube weg. Meine Augen folgten ihnen neugierig nach, bis die drei Gestalten nach und nach verschwanden und sich hinter einem eisernen Ofen verloren, welcher in der entferntesten Ecke der Stube stand.

So sehr mich auch dieser Anblick ergriffen, so unfähig ich auch war, ihn befriedigend mir zu erklären, so bekam ich doch allmälig die Fassung zurück, kleidete

mich an und verließ das Haus. Als ich meinen Weg nach der Kirche nahm, fand ich, daß sie offen stand; allein der Küster hatte sie verlassen, und indem ich auf die Kanzel stieg, sah ich mich allenthalben um, meinen Geist zu zerstreuen, der noch voll von dem gesehenen Auftritte war. Ich betrachtete die Gegenstände um mich her. Es ist Sitte, fast in allen lutherischen Kirchen Preußens, die Bildnisse der daselbst angestellten Pfarrer an den Wänden aufzuhängen. Eine Menge solcher Gemälde, die jedoch ohne Kunstwerth waren, hing in einem der Chorgänge; kaum aber erblickte mein Auge das Letzte in der Kirche, welches das Bildniß meines unmittelbaren Vorgängers war, so erkannte ich auch sogleich dasselbe Gesicht, das ich im Schlafgemache gesehen, obgleich es kein so düsteres Ansehen hatte. Als ich diesen Kopf betrachtete, trat der Küster herein, und ich knüpfte sogleich ein Gespräch an über die Männer, welche meine Vorgänger im Amte gewesen. Er erinnerte sich verschiedener Umstände, über die ich ihn fragte, bis ich zum Letzten kam, auf dessen Geschichte ich besonders neugierig war. Wir hielten ihn, sagte der Küster, für einen der gelehrtesten und liebenswürdigsten Männer, die jemals unter uns gelebt. Sein Character und sein Wohlwollen machten ihn bei allen seinen Kirchkindern beliebt, die seinen Verlust lange beklagen werden. In der Mitte seiner Tage wurde er von einer abzehrenden Krankheit weggerafft, deren Ursache zu so vielen unangenehmen Gerüchten unter uns Veranlassung gegeben, und welche noch immer Stoff zu Vermuthungen liefert. Jedoch glaubt man allgemein, er sey vor Gram gestorben.

Meine Neugier wurde durch diese Umstände noch mehr aufgeregt, und ich bat ihn, mir das mitzutheilen, was er davon wisse oder gehört habe. „Ganz gewiß ist davon nichts bekannt,“ erwiderte er; „allein

man hat eine ärgerliche Geschichte verbreitet; man sagt, er habe mit einem Frauenzimmer aus der Nachbarschaft in einem sträflichen Umgange gelebt, mit welcher Person er sogar zwei Söhne gezeugt. Als Bestätigung dieses Gerüchtes weiß ich, daß man zwei Kinder, Knaben von vier bis fünf Jahren, auf der Pfarre gesehen hat. Aber sie sind plötzlich einige Zeit vor dem Tode ihres angeblichen Vaters verschwunden. Niemand weiß, wohin sie gekommen sind oder was aus ihnen geworden. Auch ist es gewiß, daß die Vermuthungen und nachtheiligen Meinungen, welche man sich über diesen geheimnißvollen Gegenstand machte, und welche unserem verstorbenen Prediger zu Ohren kommen mußten, die Krankheit, woran er gestorben ist, beschleunigt, vielleicht sogar veranlaßt hatten. Aber er ist heimgegangen, um Rechenschaft abzulegen, und uns liegt ob, das Beste von dem Verstorbenen zu denken."

Diese Erzählung rief mir das am Morgen Gesehene lebhaft in's Gedächtniß zurück. Jedoch sagte ich dem Küster nichts von dem Umstande, von dem ich Augenzeuge gewesen. Auch verließ ich die Stube nicht, wo sich die Erscheinung hatte sehen lassen. Ich blieb fortwährend da, ohne jemals wieder eine Vision zu haben, und die Erinnerung an das Phantom fing an schwächer zu werden, sowie der Herbst vorrückte. Als die Annäherung des Winters das Einheizen nothwendig machte, befahl ich den eisernen Ofen in der Stube, hinter den die Gestalt nebst den beiden Knaben zu verschwinden schien, zu heizen, um die Stube warm zu machen. Als man dazu den Versuch machte, hatte man mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem der Ofen nicht bloß unerträglich rauchte, sondern auch einen häßlichen Gestank verbreitete. Ich schickte daher nach einem Schlosser, um ihn zu untersuchen und auszubessern,

und dieser entdeckte inwendig am äußersten Ende die Gebeine von zwei kleinen menschlichen Leichnamen, die sowohl in der Größe als in anderer Hinsicht der Beschreibung glichen, welche mir der Küster von den beiden Knaben geliefert, die man auf der Pfarre gesehen. Dieser letzte Umstand brachte mein Erstaunen auf's Höchste und schien der Erscheinung eine Art von Wirklichkeit zu geben, die man sonst als eine Sinnentäuschung hätte ansehen können. Ich legte meine Stelle nieder, verließ den Ort und begab mich nach Königsberg; aber diese Erscheinung hat auf mein Gemüth den tiefsten Eindruck gemacht, und das Widersprechende der Ansichten in mir veranlaßt, welche Sie in meinem letzten Vortrage bemerkt haben*).

Wahrscheinlich träumte die Seele des verstorbenen Pfarrers, den die Idee, der Mörder seiner eigenen Kinder gewesen zu seyn, bis zum Verscheiden verfolgt hatte, im Todesschlummer, wo alle Bilder der Vergangenheit in ihrer Frische vor dem Geiste vorüberziehen, von jener Zeit, wo er, in wissenschaftliches Forschen versenkt, plötzlich von den ihn auf seiner Pfarre besuchenden Knaben unterbrochen und durch ihren Anblick schmerzlich an seinen Fehltritt und ihre schimpfliche Zukunft erinnert ward. Diese Gedanken quälten ihn; noch lastender war die darauf folgende Erinnerung, wie er die unschuldigen Kleinen zum Ofen hingeführt, um mit eigener Hand sie dem Feuertode zu überliefern. Jene Empfindungen, welche im Leben ein belastetes Gewissen dahin

---

*) Die Quelle, welche wir benutzten, ist mehrerwähnter Jarvis, welcher einen deutschen Grafen, Namens Falkheim, diese Geschichte, als aus dem Munde des Königsberger Professors selbst gehört zu haben, einem Sir Nathanael Wraxal erzählen läßt; mit unbedeutender Abweichung ist sie auch in Kieser's Archiv (VIII.) aufgenommen.

vermögen, die geheime Schuld dem Nebenmenschen zu beichten, um durch dieses Bekenntniß die Verzeihung des Allmächtigen hoffen zu dürfen, jene Empfindungen kannte auch die abgeschiedene Seele jenes Verbrechers, die dort war, wo ihre Gedanken sich befanden, nämlich im Schlafzimmer, dem einstigen Schauplatze jener Frevelthat, und den Fremden, welcher sein Nachfolger werden sollte, hier gewahren. Sogleich entstand der Wunsch, durch geistigen Rapport seine Gedanken auf den Fremden zu übertragen, der ihn aber nur unvollkommen verstand; denn was konnte das Phantom durch das Verschwinden hinter dem Ofen sonst für eine Absicht haben, als die Aufmerksamkeit seines Amtsnachfolgers auf diese Stelle hinzuleiten und Nachsuchungen zu veranlassen, die auf die nun von dem Gespenst selbst gewünschte Entdeckung führen mußten? Muthmaaßlich hoffte das Phantom, eine Nachsuchung werde zur Folge haben, daß die Gebeine seiner ermordeten Kinder nun eine würdigere Ruhestätte erhalten würden. Die Empfänglichkeit des Professors für geisterhafte Einwirkung scheint aber sehr unvollkommen gewesen zu seyn, weil er die Worte des Geistes nicht vernahm, und erst ein Zufall bei'm Einheizen des Ofens ergänzen mußte, was das Gespenst, den Seher errathen zu lassen, unvermögend gewesen war.

Criminalacten enthalten zahlreiche Beispiele, daß Ermordete mittelbar durch einwirkende Träume auf andere Weise zur Entdeckung ihrer Mörder beigetragen. Wir beschränken uns hier nur auf die Aufzählung einiger wenigen diese Wahrheit bestätigenden Fälle.

1.

Herrmann führt in seinen **Responsis** (Thl. II. S. 90 ff.) aus den Inquisitionsacten, die vor dem gräfl. Amte Reichenfels im Jahre 1720, 1721 ꝛc. ergangen, folgenden Bericht auszugsweise an:

„So geschah zu Hohenleuben den 3. October 1720 die Aussage und Anzeige von Jakob Jahn von Langen-Wezendorf, welcher der leibliche Vater des inhaftirten Mörders Hanns Adam Jahn war, daß seine ermordete Schwiegertochter Dorothea Jahnin, jetzt nach dem Tode in seinem Hause zu Langen-Wezendorf sich schon zweimal habe sehen lassen, und zwar jedesmal an einem Sonnabend, an welchem Wochentage sie ermordet worden. Das Erstemal sey es vor eben 4 Wochen geschehen, da ihm ihr Geist, als er Abends um 9 Uhr in den Hof gehen wollen, erschienen, der eben so ausgesehen, wie seine ermordete Schwiegertochter, in ihrer Gestalt und Kleidung, wie sie in ihrem Leben gegangen war. Hinter dem Holzschuppen sey sie hervorgekommen, und als er sie erblickt, wäre er erschrocken wieder in die Stube gegangen. Vierzehn Tage hernach, gleichfalls an einem Sonnabend, habe Deponent sein Enkelchen, einen Knaben von 3½ Jahren, auf den Boden zu Bette gebracht; als er nun in die Bodenkammer hineingekommen, habe er die Ermordete abermals erblickt, die auf der Lade bei'm Bette gesessen und gleich nach seinem Eintritte gesagt: „Ach Vater! unser Hanns Adam!" Obgleich er hierüber erschrocken, habe er doch so viel Muth behalten, das Kind zu Bette zu tragen und hineinzulegen, da dann die Ermordete wieder gesagt: „Ach, die Alte! die Alte! die hat ihn verführt;" und glaubte Deponent, sie habe hierdurch die mit seinem Sohne in Verdacht lebende und mit

inhaftirte Sybilla Sterzelin gemeint. Indem Deponent das Kind in's Bett gelegt, habe auch der Geist gesprochen: „Ach! mein Kind, mein Kind!“ und sey ihm so nahe gewesen, daß er ihn mit der Hand hätte greifen können. Hierauf habe er sich zur Thüre gewendet, worauf der Geist abermals geredet und gesagt: „Vater, fürchtet Euch nicht!“ Er sey alsdann in die Stube zu seinem Weibe gegangen, habe derselben jedoch die ganze Begebenheit verschwiegen, weil ihre Furchtsamkeit sie dann gewiß aus dem Hause vertrieben hätte. Allein das Kind hatte es Tages darauf selbst verrathen, indem es zu seiner Frau gesagt: „Großmutter, gestern war meine Mutter droben und redete mit dem Großvater,“ worüber seine Frau auch ganz stutzig geworden, daß er genug zu thun gehabt, es ihr wieder auszureden. Deponent blieb dabei, daß es kein Blendwerk gewesen, sondern alles sey in der That geschehen; er hätte mit seinen Augen, und da er Licht bei sich gehabt, den Geist wirklich gesehen, auch mit seinen Ohren reden hören. Das dritte Mal erschien sie wieder Sonnabends vor 8 Tagen, als Deponent Abends 9 Uhr sein Enkelchen auf dem Boden zu Bette brachte und er mit einem Unschlittlicht eintrat. Der Geist saß am Fußende des Bettes des Kindes und sah ebenso aus, wie bei seiner vormaligen doppelten Erscheinung. Er fing sogleich zu reden an und sagte: „Kommst Du, mein Söhnle!“ Deponent sey erschrocken und habe etwas an der Thüre verweilt, jedoch sich endlich ein Herz gefaßt und zu dem Geist gesagt: „Dore, ich frage Euch im Namen Gottes, was ist Euer Begehren?“ worauf der Geist ganz deutlich geantwortet: „Weh' der alten Sterzelin, die meinen Mann verführte, daß er mir gram geworden und diese That an mir begangen.“ Gleich darauf habe sie geäußert: „Ich bin Euch nun zweimal erschienen, weil ich kei-

nen bessern Freund gehabt, als Euch; nehmt das Kind in Acht, Ihr werdet es nicht lange ziehen." Deponent habe hierauf unerschrocken das Kind auf's Kopfende des Bettes gelegt und gesagt: „Im Namen Gottes!" Dabei habe er gezittert, geseufzt und sey zur Kammerthüre hinausgeeilt, worauf der Geist nochmals gesprochen: „Vater, weint nicht, befehlet es Gott, in meinem Leben habe ich es auch Gott befohlen." Hierauf sey Deponent wieder in die Stube hinuntergegangen, wäre jedoch den ganzen Tag darauf kränklich gewesen, und sey in der Kirche ihm ganz übel geworden. Diese Aussage wurde vom Deponenten in Gegenwart des Pfarrers Substituti Jordans mit gewöhnlichen Ceremonien beschworen."

Diese Geschichte scheint, so wunderbar ihr Inhalt lautet, doch nicht gegen die Wahrheit zu verstoßen; denn die dreimal wiederholte Erscheinung, so wie der Umstand, daß das Kind den Geist ebenfalls gesehen und gehört, lassen die Vermuthung eines Spieles der müssigen Einbildungskraft nicht aufkommen. Der Denunciant beschwur auch gerichtlich die ganze Sache, und durch seine Aussage konnte er unmöglich einen Vortheil erzielen. Was hätte ihn also zu einem falschen Eide verleiten können?

2.

Webster citirt in seiner Schrift „Untersuchungen von Hexereien" S. 523 das Chronicon des Richard Baker, Behuf's folgender Anecdote: „Im Jahre 1663 war Johann Waters, Gärtner zu Lower-Darven im Herzogthume Lancaster, vermöge seines Berufes geraume Zeit vom Hause abwesend. Sein Weib gerieth während dem in Verdacht, daß sie mit einem Manne, Namens Aegidius Haworth, verbotenen Umgang pflege. Dieser sammt Waters's

Weibe beschlossen, ihren Ehemann aus dem Wege zu räumen, und erkauften daher einen armen Mann, Namens Ribchester, der die Mordthat vollziehen sollte. Sie führten, als Waters nach Hause gekommen und sich zu Bette verfügt hatte, den gedungenen Mörder zu Waters. Da aber jenem das Gewissen erwachte, als er den Waters zwischen zwei Kindern liegen sah, wollte er seinem Versprechen nicht nachkommen. Aegidius nahm daher selbst die Axt und vollzog den Mord. Der Leichnam wurde in einem Kuhstalle verscharrt, und als die Wittwe um ihren Mann befragt wurde, entschuldigte sie sich mit Unwissenheit über sein langes Außenbleiben. In demselben Dorfe lebte ein Bauer, Thoms Haworth. Dieser erzählte seiner Frau, er habe schon mehrere Nächte unruhige Träume, deren Gegenstand Waters wäre. Seine Frau bat ihn, keinen Gebrauch davon zu machen. Doch hatte er oft Gelegenheit, am Hause des Ermordeten vorbeizugehen. Einst ging er in das Haus und fand daselbst einen Nachbar, der zu ihm sagte: Man spricht, Waters soll unter diesem Steine — er wies dabei auf den Heerd — liegen, worauf Haworth versetzte: Und mir träumte, er soll unter einem Steine nicht weit von hier liegen. Weil nun der Richter des Dorfes, Myles Aspinall, gegenwärtig war, nöthigte dieser den Haworth, seinen Traum umständlicher zu erzählen, welcher darin bestand, daß er binnen 8 Wochen — so lange war der Mord geschehen — mehrere unruhige Träume gehabt, die alle zum Inhalt hatten, es wäre Waters umgebracht worden, und liege unter einem breiten Steine im Kuhstalle begraben. Der Richter ließ hierauf nachsuchen und fand den Leichnam an der bezeichneten Stelle. Ribchester und Aegidius Haworth retteten sich mit der Flucht; an der Anna Waters aber wurde

das Urtheil, daß sie verbrannt werden sollte, vollzogen.

3.

Ebendaselbst, S. 529, erzählt Webster eine ähnliche Begebenheit: Im Jahre 1632 wohnte nicht weit von Chester an der Landstraße ein wohlbegüterter Mann, Namens Walker. Dieser hatte eine junge Verwandtin, Maria Walker, als Haushälterin bei sich. Die Nachbarn argwohnten, sie sey von ihm geschwängert worden. Ihr Vetter dachte nun darauf, sich ihrer zu entledigen. Sie wurde eines Abends mit dem Kohlengräber Marcus Sharp, welcher von Blakeburn, im Herzogthume Lancaster, gebürtig, fortgeschickt, von welcher Zeit an Niemand von ihr etwas sah und hörte. Ungefähr 2 Meilen Weges von Walker's Wohnsitz lag eine Mühle, deren Besitzer Jakob Graham hieß. Dieser war im folgenden Winter in seiner Mühle noch spät zur Nacht allein und schüttete Korn auf. Als er nun die Mühltreppe herunterging, sah er — obschon alle Thüren verschlossen waren — unten eine Weibsperson vor sich stehen, deren Haare um den Kopf herumhingen, welcher ganz blutig aussah, auch fünf große Wunden zeigte. Ueber diese Vision zwar sehr erschrocken, besaß er doch soviel Geistesgegenwart, um die Gestalt anzureden: wer sie wäre, und was sie wolle? Sie antwortete: „Ich bin der Geist der Maria Walker. Nachdem mein Vetter, bei dem ich mich aufgehalten, mir die Unschuld geraubt und ich einen Zeugen unseres Fehltrittes unter dem Herzen trug, bediente er sich mit verführerischer Sprache des Fallstrickes, mir vorzuspiegeln, er wolle mich an einen unbekannten Ort senden und mich daselbst so lange verpflegen lassen, bis ich das Kind geboren habe und an Kräf-

ten wieder zunehmen werde, damit ich alsdann bei der Rückkehr die Haushaltung weiter besorgen könne. Ich fand kein Bedenken, in Begleitung des von ihm mir empfohlenen Mannes, Marcus Scharp, an einem Abende mich zu entfernen. Dieser führte mich an einen Morast — hier nannte das Gespenst den dem Müller wohlbekannten Ort — und schlug mich mit einer Picke, womit man Kohlen zu graben pflegt, auf das Haupt, gab mir fünf Wunden und warf meinen Körper hierauf nahe dabei in ein Kohlenbergwerk. Die Hacke versteckte er unter einem Felsen, und weil seine Schuhe und Strümpfe sehr blutig wurden, bemühte er sich, diese abzuwaschen. Indem aber sein Vorhaben nicht recht vorwärts gehen wollte, versteckte er die blutigen Schuhe an demselben Orte." Der Geist verlangte, nachdem er diese Erzählung beendet, der Müller solle die Sache offenbaren, widrigenfalls sie wieder erscheinen und ihn mit ihrer Gegenwart beängstigen werde. Traurig ging der Müller nach Hause, trug jedoch Bedenken, von dem Vorfalle etwas zu offenbaren. Kurze Zeit darnach begegnete ihm bei'm Einbruche der Nacht abermals diese Erscheinung und drohte ihn ferner zu verfolgen, so er ihren Wunsch nicht erfüllen werde. Demungeachtet beharrte der Müller bis zum Thomastage vor Weihnacht im Stillschweigen. Nach Sonnenuntergange erschien der Geist wieder, bestimmte aber diesmal den Müller, am folgenden Tage die Anzeige des Geschehenen vor Gericht zu machen. Er unterrichtete wirklich am nächsten Morgen die Obrigkeit von allen diesen Mord betreffenden Umständen. Man fand auch den Körper der ermordeten Maria Walker mit den fünf Wunden im Haupte in der Kohlengrube, sowie auch die Hacke nebst Schuhen und Strümpfen. Walker und Marcus Sharp wurde in Verhaft ge-

nommen, und obschon sie nicht bekennen wollten, erfolgte doch endlich die Verurtheilung und Hinrichtung.

Zweiflern könnte jedoch hier die Frage nicht verwehrt seyn, ob etwa der Müller auf unbekannte Weise Nachricht von den Umständen des Mordes erhalten, und um nicht die Person zu compromittiren, die ihn davon in Kenntniß gesetzt, eine Geisteroffenbarung erdichtet haben mochte?

4.

Dr. Mather erzählt in seinen „Wonders of the invisible world*)“: Es war am 2. Mai 1687, als ein junger Mann, Namens Joseph Beacon um 5 Uhr Morgens, wachend im Bette liegend, eine Erscheinung von seinem Bruder hatte, der damals zu London war, während er selbst um diese Zeit sich tausend Meilen davon zu Boston befand. Dieser sein Bruder erschien ihm Morgens 5 Uhr zu Boston in einem bengalischen Oberrocke, welchen er gewöhnlich zu tragen pflegte, und ein Taschentuch um den Kopf gewunden. Sein Gesicht war bleich und geisterhaft und an der Seite der Stirne zeigte sich eine blutige Wunde. „Bruder!“ rief Joseph erschreckt, „was ist es? wie kommst Du hierher?“ Die Erscheinung antwortete: „Ich bin auf eine grausame Weise von einem Menschen ermordet worden, dem ich nie ein Leid zugefügt hatte.“ Hierauf folgte eine Beschreibung des Mörders, und der Geist fügte hinzu: „Dieser Mann wird unter einem fremden Namen nach Neuengland herüber kommen; ich bitte Dich nun, von dem Gouverneur einen Befehl auszuwirken,

*) Ein Auszug aus dessen, im Jahre 1702 erschienener, Kirchengeschichte von Neuengland.

den Mann, sobald er das Land betritt, verhaften zu lassen. Dann klage ihn als den Mörder Deines Bruders an, ich will Dir beistehen und Deine Klage beweisen."

Als die Erscheinung verschwunden war, zeigte sich Beacon über das, was er gesehen und gehört, höchlich erstaunt, und die Seinigen bemerkten seitdem nicht nur eine ungewöhnliche Veränderung an ihm, sondern gaben mir auch einen vollständigen Bericht über Alles, was er ihnen von der Erscheinung mitgetheilt hatte. Lange Zeit erfuhr Beacon nichts über seinen Bruder aus England, als er zu Ende des Juni die Nachricht erhielt, daß sein Bruder vergangenen April Abends spät noch schnell einen Ausgang gemacht habe, um für eine Dame eine Kutsche zu bestellen, wobei er an einem betrunkenen Bürschen vorbeirannte, der sein Mädchen am Arme führte. Dieser glaubte sich durch das schnelle Vorbeirennen Beacon's beleidigt, eilte in eine benachbarte Taverne, wo er eine Feuerzange vom Kamine nahm, mit der er Beacon am Schädel verwundete, gerade an der Stelle, wo die Erscheinung die Wunde gezeigt hatte. In Folge dieser Wunde starb er nach einem kurzen Krankenlager am 2. Mai 5 Uhr Morgens zu London. Der Mörder mußte, wie die Erscheinung zu verstehen gab, im Sinne gehabt haben, die Flucht zu ergreifen; er wurde aber von den Freunden Beacon's ergriffen und vor Gericht gestellt; durch den Beistand einiger Freunde jedoch kam er mit dem Leben davon. Seitdem hat man nichts Weiteres über die Sache vernommen.

Diese Geschichte hat Mather von Joseph Beacon selbst einige Zeit vor dessen Tode, der nicht lange nachher erfolgte, schriftlich und mit seiner Unterschrift versehen, mitgetheilt erhalten.

Bekannt ist die auch auf christliche Völker von dem alten Orient überkommene Meinung, daß das Bluten eines Erschlagenen die Gegenwart des Mörders anzeige. Dieser Gegenstand hat auch eine wissenschaftliche Behandlung zu verschiedenen Zeiten erfahren*), und anstatt aus Webster**) Beispiele zur Begründung dieser Meinung aufzuführen, beschränken wir uns darauf, ein aus der Tagesgeschichte entnommenes Zeugniß anderer Art für die Möglichkeit, daß der Körper des Ermordeten seinen Mörder verrathen könne, hier reden zu lassen:

Die Wiener Theaterzeitung theilt unterm 2. Mai 1840 ihren Lesern aus Hamburg mit: „Ein interessanter Kriminalfall hat in diesem Augenblicke die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Die Entdeckung einer Brandstiftung auf einer sogenannten Saalwohnung in der dichtbewohnten Neustadt im vorigen December, hatte die Verhaftung eines der Mitbewohner veranlaßt, gegen welchen im Laufe der wider ihn eingeleiteten Untersuchung Anschuldigungen und Verdächtigungen vielfacher anderer Verbrechen erhoben wurden. Hierzu gehörte die, vor drei Jahren seine damalige Braut vergiftet zu haben, um seine jetzige Frau zu heirathen. Nachdem er der Brandstiftung überführt worden, gelang es auch, ihn zum Geständnisse der Vergiftung zu bringen, und zwar unter Umständen, die freilich die Beibringung eines Giftes außer Zweifel stellen, nicht aber die Art des Giftes selbst und seiner Wirkungen. Es mußte deshalb zur vollständigern Herstellung des Thatbestandes eine Untersuchung des Leichnams wünschenswerth erscheinen, dessen Nachsuchung und Aus-

*) Th. Kirchmayeri diss. phys. de cruentatione cadaverum, womit vgl. Greg. Horst de cruent. cadav.
**) Untersuchungen von Hexereien S. 16 §. 28 ff.

grabung hierauf von den Behörden angeordnet wurde. Obgleich, wie erwähnt, schon seit drei Jahren unter der Erde, wurde die Leiche dennoch in unversehrtem Zustande gefunden, so daß eine förmliche Obduction möglich war. So weicht die Natur zuweilen von ihren Gesetzen ab, um gegen einen Mörder Zeugniß abzulegen."

Wenn uns die tägliche Erfahrung lehrt, daß der Wunsch, einen entfernten sehnlichst erwarteten Lieben vor dem Abschiede aus dieser Welt noch sehen zu wollen, den eilenden Tod noch Tage hindurch aufzuhalten vermag, sollte die nach der Trennung vom Körper kräftiger wirkende Seele nicht die Verwesung noch einige Zeit aufzuhalten vermögen, wenn sie bei dem ihr nun möglichen freiern Blicke in die Zukunft das Schicksal ihres Beleidigers vorhersieht und daher den gegen ihn zeugenden Beweis bis dahin aufsparen will? Die Seele des Ermordeten nimmt das Rachegefühl gegen den Mörder mit in's Grab, eben weil im Verscheiden des Körpers dieser Gedanke den Ermordeten ausschließlich beschäftigte. Und so haben die alten Kabbalisten Recht, welche behaupten, daß die ganze Natur des Ermordeten in Aufruhr gegen den Mörder gerathe, und aus 1. Mos. 4, 10 zu beweisen glauben, daß die Seele des Ermordeten um Rache zu Gott schreie; ferner, übereinstimmend mit andern Völkern, daß das Blut des Ermordeten in großer Aufwallung gerathe, besonders, wenn der Mörder sich ihm nähert, und so lange der Mörder nicht gerichtet ist, der Ermordete nicht zur Ruhe kommen, und nicht eher verwesen könne, bis der Mörder gerächt ist*); und wenn sie dabei auf Spr. 28, 17 sich berufen, daß die Ver-

*) Molitor's Philos. d. Gesch. III., S. 344.

folgung des Mörders durch die Seele des Ermordeten eine fortwährende sey. Daher hieß der nächste Anverwandte des Getödteten, welcher den Mörder zu verfolgen verpflichtet war (4. M. 35, 19) Goel, d. i., Erlöser, weil nur er, und zwar durch den Tod jenes Mörders, die Seele des Ermordeten zur Ruhe bringen konnte.

Todte halten Wort.

Von den magnetisch Schlafenden ist bekannt, daß sie sich nicht allein aller Umstände, die ihnen während des Wachens begegneten, mit vorzüglicher Genauigkeit erinnern, ja sogar in Zeiten zurück, wohin die gewöhnliche Erinnerung nicht reicht, die kleinsten Begebenheiten angeben können*). Sollte bei den vielen Aehnlichkeiten, die sich in den Erscheinungen des Somnambulismus und des Sterbens darbieten, nicht auch anzunehmen seyn, daß die abgeschiedene Seele noch heller vor- und auch rückwärts zu blicken vermöge? Wohl wird sie auch der geringfügigsten Handlung, des unbedeutendsten Wortes, das sie gesprochen, sich erinnern. An Beispielen für die Wahrheit dieser Behauptung fehlt es keineswegs. Stilling im „geheimnißvollen Jenseits (S. 22 und 203)," theilt zwei hierher gehörende Fälle mit.

1.

Zwei junge Leute waren auf der Universität Tübingen durch gleiche Studien und Sympathieen in

*) Schubert's Nachts. d. Naturw., S. 280.

ein Freundschaftsverhältniß getreten, welches nach zwei Jahren durch einen Zufall gestört wurde. Albert glaubte den Beweis einer Indiscretion von Seiten Eduard's erhalten zu haben. Albert machte dem Freunde heftige Vorwürfe und erklärte in einem Schreiben, daß er ihn nicht mehr als seinen Freund betrachten könne. Eduard fühlte nur zu sehr, wie der Schein gegen ihn sey. Auch konnte er sich nicht verhehlen, daß er nicht mit derjenigen Offenheit an seinem Freunde gehandelt, die dieser um ihn verdient. Er war sich aber auch bewußt, daß sein Fehler ein verzeihlicher und nicht so groß gewesen sey, wie er in den Augen seines Freundes erschien. Das einem Dritten gegebene heilige Versprechen der Verschwiegenheit erlaubte ihm jedoch nicht, Albert das Mißverständniß nach allen Theilen auseinander zu setzen. So begegnete er sich, an Albert zu schreiben, daß, wenn er auch gegen ihn gefehlt habe, er doch seiner Freundschaft nicht unwerth sey, und daß vielleicht die Alles enthüllende Zeit ihm dies beweisen werde. Albert fühlte sich zu sehr verletzt, um auf diese allgemeine Behauptung hin seine jetzigen Gesinnungen gegen Eduard zu ändern, an dessen Schuld er nun um so weniger zweifele, da er nichts Genügendes zu seiner Rechtfertigung angeführt hatte. Eduard erhielt keine weitere Antwort, und Albert vermied es sichtbar, mit Jenem irgendwo zusammenzutreffen.

Tief bekümmert, den geliebten Freund durch ein Mißverständniß zu verlieren, und schmerzlich von dem Gedanken gepeinigt, selbst dessen Achtung verscherzt zu haben, schrieb Eduard nochmals an Albert, betheuerte wiederholt seine Unschuld und schloß mit den Worten: „Du wirst Dich einst, und wäre es auch erst nach meinem Tode, überzeugen, daß,

so sehr der Schein auch gegen mich ist, ich doch im Ganzen schuldlos und Deiner Freundschaft werth bin."

Bald hierauf reis'te Albert nach Berlin, um daselbst seine Studien fortzusetzen, Eduard aber kehrte in seine Vaterstadt zurück, um sich dort für seine bevorstehende Prüfung vorzubereiten.

Ein halbes Jahr war bereits verflossen, ohne daß die beiden getrennten Freunde etwas von einander gehört hätten; und es überraschte daher Albert nicht wenig, als er, eben im Begriffe, in ein Collegium zu gehen, das von 11 bis 12 Uhr gelesen wurde, Eduard, den er weit von Berlin wegglaubte, in derselben Straße gegen sich kommen sah.

Unschlüssig, ob er seinen frühern Freund, der ihm so unverhofft fern vom Vaterlande begegnete, grüßen oder ihn ignoriren sollte, näherten sich beide einander. Da aber Albert in Eduard's Gesicht eine Verlegenheit bemerkte, als sie sich Aug' in's Auge sahen und er den ersten Gruß von Eduard erwarten zu können glaubte, dieser aber nicht erfolgte, so gingen Beide, ohne sich zu grüßen, an einander vorüber.

Albert trat nun, es schlug eben eilf Uhr, in das Collegium und theilte dort seinen Landsleuten die Ankunft Eduard's in Berlin mit. Keiner hatte ihn noch gesehen, und auch in den folgenden Tagen fand sich keine Spur von demselben; dagegen erhielt Albert einen Brief aus seiner Heimath, der ihn von dem schnellen Tode Eduard's in Kenntniß setzte, welcher an demselben Tage und zu derselben Stunde erfolgt war, wo die Erscheinung Eduard's in der Straße zu Berlin stattgefunden hatte.

2.

Der Baron von K . . . hatte die Gewohnheit, sowohl sich selbst, als Andern von Zeit zu Zeit die Haare vom Nacken kopfaufwärts zu streichen. Sein Freund, der noch lebende Graf von M . . ., mochte dies nicht leiden und verbat sich solches mehrmals allen Ernstes, aber stets ohne Erfolg. Da erklärte er demselben endlich, er werde sich diese ihm äußerst unangenehme Sitte nicht mehr gefallen lassen. Gut, sagte Baron von K . . . empfindlich, so werde ich Dir das Haar noch einmal in die Höhe streichen, Du magst es leiden wollen oder nicht und — sollte es in meiner Todesstunde seyn.

Beide lachten, und der Graf äußerte scherzend, wenn er ihm bis dahin Ruhe lasse, dann möge er, wenn er könne, seine Drohung immerhin erfüllen, und somit war die Sache lachend abgethan. Einige Jahre hernach ward der Baron plötzlich krank, ohne daß der Graf etwas davon erfuhr. Frühmorgens eben im Begriffe aufzustehen, that der Graf plötzlich einen lauten, durchdringenden Schrei. „Was ist's?" ruft dessen Gemahlin und eilte zum Bette. „Und hast Du es denn nicht gehört?" sagte er, eben hat mir eine eiskalte Hand mit den Worten: „So stirbt man!" meine Haare von dem Nacken in die Höhe gestrichen. Er erinnerte sich jenes Scherzes augenblicklich und setzte, gegen seine Gemahlin gewandt, betroffen und nicht ohne sichtbare Gemüthsbewegung hinzu: „Unser Freund hat Wort gehalten — jetzt ist sein Scherz, seine Drohung erfüllt — ja, ja! er ist gewiß in diesem Augenblicke gestorben."

Tag und Stunde dieses bewunderswürdigen Ereignisses wurden sogleich auf das Genaueste aufgezeichnet. Nach ungefähr zehn Tagen kam die

Nachricht von seinem Tode. Er war in derselben Stunde gestorben.

Diese Geschichte — fügt unser Gewährsmann am Schlusse hinzu — ist durch glaubwürdige Personen außer Zweifel gesetzt. Freiherr von Benningen und seine Gemahlin, so wie Hofrath Heker, bestätigen sie auf's Feierlichste.

In diese Categorie der Visionen gehören auch die oft wiederkehrenden Beispiele von

Verabredeten Erscheinungen nach dem Tode.

1.

Der bekannte Historiker Johannes von Müller erwähnt in seinen Briefen an Eltern und Geschwister einer von Baronius in dessen Annalen mitgetheilten Thatsache aus dem Leben des Michael Mercato. Dieser erzählt: „Mein Großvater gleiches Namens war des Marsiglio Ficino*) vertrauter Freund. Einst, als dieser den Plato übersetzte, disputirten sie bis in die Nacht über die Stärke oder Schwäche der Vernunftgründe für die Unsterblichkeit; endlich gingen sie auseinander, nachdem sie mit ge-

---

*) Ein berühmter Arzt, Philosoph und Theolog, geb. zu Florenz 1433, lehrte an der von Cosmo um 1440 gestifteten Academie die Platonische Philosophie. In seiner Theologia Platonica führte er mehrere Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus. Er starb zu Carregi bei Florenz 1499.

gebener Hand sich gelobt, welcher von ihnen zuerst sterbe, solle, wo möglich, dem Andern ein Zeichen geben. Mehrere Jahre nach diesem, eines Morgens, saß mein Großvater studirend in seinem Zimmer. Plötzlich Geklapper eines in den Hof hereintrappenden Rosses, und die wohlbekannte Stimme des Freundes: „O Michael, Michael, vera sunt illa!“ (O Michael, Michael, wahr ist Jenes!) Er schnell an's Fenster. Rücklings noch sah er den Marsiglio im weißen Kleide auf dem Schimmel, vergebens ihm nachrufend. In derselben Stunde war zu Florenz Marsiglio gestorben.

2.

Friedrich von Meyer*) theilt aus einer handschriftlichen Nachricht eine der vorigen Geschichte ziemlich ähnliche mit: „In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging der Würtembergische Magister der Theologie Sch. als dänischer Missionär nach Ostindien. Er hatte zu Hause einen vertrauten Freund. Beide verbanden sich mit einander, daß derjenige, welcher von ihnen Beiden zuerst sterben würde, dem Hinterlassenen von seinem Befinden in der Ewigkeit Nachricht geben sollte. Als Sch. einige Jahre in Ostindien war, lag sein Freund Nachts im Bette und wachte; plötzlich ging die Thüre seines Zimmers auf, und eine weiße Figur stand vor ihm, welche zu ihm sprach: Ich bin Sch., ich fühle mich unaussprechlich selig, aber unsere Verabredung hat mir viele Seufzer ausgepreßt. — Ein halbes Jahr hernach kam die Anzeige, daß Sch., und zwar um eben diese Zeit, gestorben sey.

---

*) Blätter f. höhere Wahrheit, I., S. 374.

3.

Es war in Königsberg seiner Zeit eine überall bekannte Sache, daß der jüngere Dr. Dreier seinen Vater auf dessen Todbette ausdrücklich ersucht hatte, daß er ihm drei Tage vor seinem Tode erscheinen möchte, welches ihm denn der Vater auch heilig versprochen hatte. Zwei Jahre hierauf ward gedachter Dr. Dreier krank, doch so, daß Niemand seine Krankheit für gefährlich hielt, indem er noch ein starker junger Mann und etliche dreißig Jahre alt war. Während dieses seines Krankenlagers besuchten ihn eines Tages mehrere Freunde. Bei'm Abschiede wurden solche von einem Hausgenossen und Bedienten bis zur Hausthüre begleitet, so daß sich für diesen Augenblick der Patient ganz allein im Zimmer befindet. Als aber die Domestiken wieder zurückkommen, treffen sie ihn sehr alterirt, ganz blaß, entstellt und in einem merklich veränderten Zustande an, von demjenigen, worin sie ihn kaum vorher verlassen hatten. Auf Befragen erzählte er mit zitternder Stimme: Sein seliger Vater sey ihm während der Zeit erschienen, und nun werde er, der getroffenen Verabredung gemäß, unfehlbar über drei Tage sterben müssen, wobei er (der Kranke) die Warnung hinzugefügt, daß doch ja Niemand dergleichen von Sterbenden verlangen möchte, weil er bei Erscheinung seines Vaters selbst in Schrecken und Entsetzen gerathen und auch die Gestalt seines Vaters ihm wehmüthig vorgekommen, woraus er schließe, daß derselbe nur höchst ungern seinem Versprechen nachgekommen und noch einmal auf dieser Welt erschienen sey. Drei Tage nach dieser Erscheinung starb der junge Dr. Dreier*).

*) Stilling's geheimnißv. Jenseits, S. 194.

4.

Der Prediger Happach führt in seinen „Materialien zur Erfahrungsseelenkunde“ (Bd. I., S. 97) ein ähnliches Beispiel aus dem Bereiche seiner eigenen Erfahrungen an: Herr Prediger Schubig starb vor ein paar Jahren in Oranienbaum. Er badete sich in einem flachen Wasser und ward, darin sitzend, todt gefunden. Er suchte bei der Hitze im Sommer gewöhnlich eine schnelle und starke Abkühlung. Ich hatte ihm manchmal vorhergesagt, daß er auf diese Art einmal leicht seinen Tod finden könne. Er war vorher Prediger zu Drohndorf in meiner Nachbarschaft. Wir lebten in der genauesten freundschaftlichen Verbindung, und der Gegenstand unserer Unterhaltung war gewöhnlich wissenschaftlich. Er sprach gern vom künftigen Zustande des Menschen nach dem Tode, ward aber gewöhnlich bei solchem Gespräche sehr unbehaglich, weil er in einzelnen Puncten die Gewißheit nicht fand, deren er nöthig zu haben glaubte. Weil mir in mancherlei Betracht die Resultate solcher Unterredungen sehr gleichgültig schienen, so behauptete ich sehr oft das Gegentheil von dem, was er glaubte annehmen zu müssen, theils das Gespräch zu unterhalten, theils ihn vor übler Laune zu verwahren. Ich, älter als er und also nach Wahrscheinlichkeit auch dem Tode näher als er, sagte ihm alsdann öfters: „Warten Sie nur, wenn ich todt bin, werde ich Ihnen Nachricht geben.“ Dies erschütterte ihn gewöhnlich, und er protestirte mit freundschaftlicher Innigkeit so gegen dergleichen Nachricht, daß wir zuletzt Beide lachen mußten, und ich ihn dann wieder in eine ganz gute Laune versetzen konnte, wenn ich ihm versicherte, daß, wenn er eher stürbe, als ich und er

mir Nachricht geben könnte, ich solches gar nicht verbitten wollte.

Er starb, und sein Tod afficirte mich so, als kaum irgend ein anderer Sterbefall eines Freundes es gethan hatte. Aus den angeführten Umständen kann man schließen, daß der Mann für mich viel Interesse hatte, und ich beschäftigte mich auch jetzt noch viel mit ihm — aber ich kann versichern, daß ich nicht weiß, ob in dieser Zeit nach seinem Tode mir der Gedanke wieder lebendig geworden wäre: daß er mir Nachricht geben sollte, wenn er eher stürbe, als ich.

Mehrere Wochen nachher, als ich über sein tragisches Ende schon wieder ganz kalt dachte, lag ich des Abends im Bette, ohne an ihn zu denken, in einem Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen, so wie man wachend wohl manchmal in einem Zustande der Abstraction ist, da man weiß, daß man wacht, da aber Organisation und Seele nur scheinen bei einander zu liegen, ohne daß Eins auf das Andere wirkt, da man Seiner sich bewußt und auch nicht bewußt zu seyn scheint, und wo das nachdenkende Bewußtseyn erst dann wiederzukommen scheint, wenn die Sensation durch einen andern sinnlichen Gegenstand gereizt und erweckt wird. Der lebende Freund, wenn er mir seine freundschaftlich-gutmüthige Empfindung mit Worten nicht ausdrücken wollte oder konnte, legte sich öfters an mich, drückte seine Wange an die meinige und ließ seine Empfindung durch einen unartikulirten sanftlauten Ton in die meinige überfließen. Als ich, wie gesagt, im Bette, in dem beschriebenen Zustande lag, kam Jemand und legte sich von hinten an mich. Mit Bewußtseyn fühlte ich, daß dieses geschah und dachte, wer ist das? Ich lag allein; und in demselben Augenblicke fragte ich auch gleich: Sind Sie es? und

meinte, Schubig, ohne daß ich weiß, wie ich zu dieser bestimmten Frage kam, da ich vorher nicht an ihn dachte. Er drängte sich nur noch näher an, legte das Gesicht an das meinige, wie er es, nach voriger Anzeige, manchmal lebend machte, und antwortete mit eben dem vorher angeführten Tone und schien sich noch fester anzudrücken. Ich wollte auf eine neue Frage denken, wegen des Worthaltens — aber sie verlor sich den Augenblick — und ich fragte etwas geschwinde: wie geht es Ihnen? Er antwortete so leise, daß ich es nicht verstehen konnte und ich mich anstrengte, Etwas davon zu vernehmen. Nun wachte ich auf, blieb mir des Gefühls seines Naheseyns noch einige Augenblicke bewußt — und es verschwand ebenso, wie das Gefühl eines uns umarmenden und sich dann von uns trennenden Freundes, dem Etwas aus uns nachzuströmen scheint.

5.

Im März 1824 — erzählt Lüderiz — starb meine Frau nach neunmonatlicher Krankheit an der Wassersucht. Der Annäherung ihres Todes, den sie in dieser Krankheit mit Gewißheit erwartete, sah sie mit freudiger Zuversicht entgegen, indem sie sehnlichst diesen Befreier von ihren unerträglich gewordenen Leiden herbeiwünschte. In unserer letzten und traulichen Unterhaltung — am Vorabende ihres Hinscheidens — als wir von Unsterblichkeit und Geisterwelt und der uns nun bevorstehenden Trennung gesprochen hatten, überwältigte mich das schmerzliche Gefühl des unvermeidlichen und gewaltsamen Scheidens von ihr, von einer Frau, mit der ich 20 Jahre hindurch Alles getheilt hatte, was unser beiderseitiges Geschick an Leid und Freude, an Sorge und Hoffnung enthielt. Dies veranlaßte mich, sie ange-

legentlich zu bitten, mir nach dem Tode zu erscheinen; jedoch nur unter der Bedingung, wenn es ihrer jenseitigen Bestimmung nicht entgegen wäre.

Sie erwiderte mir darauf: „Warum soll ich Dir erscheinen? Du würdest Dich ja vor mir fürchten." Ich antwortete: „Komme am Tage und nicht in der Nacht." — „Nun", sagte sie, „wir wollen sehen." Dieses Gespräch fand Statt zu einer Zeit, wo wir ganz allein und ohne Zeugen waren.

Da mir nach ihrem Begräbnisse nun schon vierzehn Tage in vergeblicher Hoffnung und Erwartung ihrer Erscheinung, und ohne die mindeste Wahrnehmung solcher Art, vergangen waren, so wanderte ich eines Abends spät und in gespannter Phantasie zur Stadt hinaus, und war um Mitternacht auf dem Kirchhofe und ganz allein auf ihrem Grabe. Wenn mich damals und überhaupt in wachem Zustande eine erhitzte Einbildungskraft zu täuschen vermocht hätte, so müßte es hier, unter den tausend Gräbern, in meiner einsamen Trauer geschehen seyn. Ich kniete auf ihrem Grabe; ich rief sie und sprach mit ihr, ich hoffte und erwartete ihr Erscheinen; doch ich sah und hörte nichts, ich empfand auch nicht den mindesten Schauer.

Nachdem ich so eine Stunde am Grabe verweilt hatte, kehrte ich traurig in meine Wohnung zurück. Die Hoffnung, sie hier wiederzusehen, gab ich nun auf; auch waren wir ja sinnlich geschieden; aber meinem Gefühle nach war ich dennoch mit ihr verbunden, und dieses verlor sich auch erst nach 6 Monaten. Es war in mir ein Gefühl der Unfreiheit, das sich allerdings sowohl der langen Gewohnheit des Beisammenlebens, als einem fortdauernden Rapport zuschreiben läßt; aber das ist gewiß, daß ich mich erst nach dieser Zeit vollkommen von ihr geschieden fühlte.

Einige Tage nach meinem Gange auf dem Kirchhofe, besuchte ich mit meiner Tochter einige Freunde, und da ich vermuthete, etwas spät nach Hause zu kommen, so sagte ich meinem Sohne, der nicht mitging und des Abends bei'm Lesen leicht einschlief, er solle sich ja wach erhalten und auf's Licht Acht geben, damit dadurch kein Schaden entstehe. Er versprach mir dies zwar, schlief aber dennoch ein. Da sah er im Traume seine Mutter an den Tisch treten und mit dem Finger auf das Licht zeigen. Er erschrak darüber, erwachte, und das Licht war so eben im Erlöschen.

Sechs und vierzig Tage nach dem Tode meiner Frau, hatte meine Tochter — damals ein Mädchen von 17 Jahren — folgenden Traum, den sie mir sogleich aufschreiben mußte. Er lautet:

„Mir träumte, daß wir Alle zu Bette gegangen und eingeschlafen waren. Da hörte ich im Schlafe, daß man mich einigemal bei'm Namen rief; auch kam es mir vor, als ob es die Stimme der Mutter wäre; doch achtete ich nicht weiter darauf. Aber bald nachher hörte ich wieder hinter meinem Lager rufen: „Betty, Betty!" Ich drehte mich um und sah die Mutter auf dem Stuhle hinter meinem Bette sitzen. Sie fragte: Ist Dir nun auch bange durch mich? Ich antwortete und fragte: Wie könnte ich das? Aber wie kommst Du denn hierher?" Sie erwiderte: „Ich habe mich in Körpergestalt verwandelt, um Dich zu sehen; nun gieb mir auch Deine Hand." Ich stand auf, gab sie ihr und freute mich sehr, sie wiederzusehen. Nun fragte ich sie: „Wie sieht es im Himmel aus?" — „Herrlich!" — „Kann man dort wissen, was hier auf Erden geschieht?" — „Ja wohl, Alles ganz deutlich." — „Aber wenn wir hier von Dir sprechen, bist Du dann bei uns?" — „Nicht immer." — „Hat Gott Dir aber auch er-

laubt, daß Du hierher kommen kannst?" — „Ja!" „Werde ich bald sterben?" — „Dies darf ich Dir nicht sagen."

„Darauf wurde es Tag, und ich führte sie hin zum Vater, welcher zuerst sehr erschrak, dann aber sich herzlich freute, sie wiederzusehen. Sie setzte sich zu ihm auf den Sopha, und wir sprachen Vielerlei. Bald nachher kam Dr. W. (der Arzt, welcher sie behandelt hatte) zu uns, und als sie ihn sah, sagte sie: Guten Morgen! guten Morgen! wie geht's? Er aber erschrak sehr und erwiderte: „Mein Gott, wie kommen Sie denn hierher, sind Sie vielleicht lebendig begraben worden, oder wie ist es?" Darauf erzählte sie ihm, wie sie hierher gekommen wäre, und sagte dann: „Nun ist es Zeit, ich muß fort." Ich fragte: Wann kommst Du wieder? Sie antwortete: „Künftigen Monat um dieselbe Zeit." Darauf ging sie in's Nebenzimmer, man hörte etwas fallen; sie rief: Adieu! und indem wir ein Geräusch vernahmen, als ob etwas in die Höhe flöge, war sie verschwunden."

Dieser Traum meiner Tochter schien mir, da er so zusammenhängend und vollständig geträumt und so deutlich in ihrem Gedächtnisse geblieben war, psychologisch bedeutungsvoll, denn ich mußte seine Entstehung einem wirklichen Einflusse des mütterlichen Geistes zuschreiben, da ich in ihm das Widerspiel von jenen Worten fand, welche allein zwischen meiner Frau und mir gewechselt waren, und von denen meine beiden Kinder keine Ahnung hatten und haben konnten. Man vergleiche nur meine Worte: „Erscheine mir nach dem Tode, wenn es Deiner jenseitigen Bestimmung nicht entgegen ist," mit jener Frage meiner Tochter im Traume: „Hat Gott Dir auch erlaubt, daß Du hierher kommen kannst?" und jene Erwiderung meiner Frau: „Du würdest Dich

vor mir fürchten," mit ihrer Frage an meine träumende Tochter: „Ist Dir nun auch bange durch mich?" und mein und des Arztes geträumtes Erschrecken bei ihrer Erscheinung, auch meine Erwiderung: „Komm am Tage und nicht in der Nacht," mit der Traumerzählung meiner Tochter: „Darauf führte ich sie hin zum Vater," so ist die wirkliche Einwirkung des abgeschiedenen Geistes auf die Träumende in Beziehung auf mich unverkennbar.

Außerdem aber hielt ich diesen Traum auch für einen absichtlichen Vorbereitungswink, auf eine mir nun noch bevorstehende sichtbare Erscheinung meiner Frau. Ich äußerte aber nichts gegen meine Kinder über diese Vermuthung; denn ich wollte wissen, ob vielleicht ihre Phantasie auch nochmals ohne meinen Beitrag wieder mit in's Spiel gezogen würde.

Im Traume hieß es: „Künftigen Monat um dieselbe Zeit!" Das Datum schrieb ich mir auf, und endlich kam die so sehnlich erwartete Nacht. Ich brachte sie bis zum Morgen in gespannter Erwartung zu. Doch ich empfand, hörte und sah nichts, und blieb eben so unbefriedigt, wie damals am Grabe. Auch meine Kinder hatten in dieser Nacht nichts von der Mutter geträumt.

Diese vereitelte Hoffnung betrübte mich tief, und ich mußte mir nun leider gestehen, daß wirklich aller Verkehr zwischen ihr und mir aufgehört habe, daß das Band gegenseitiger Verständigung für uns völlig zerrissen sey. In dieser traurigen Ueberzeugung verlebte ich mehrere Tage.

Eines Abends kam ich gegen 12 Uhr nach Hause. Meine Kinder fragten mich, ob ich schon vor einer halben Stunde an der Thüre gewesen sey; es habe an der Thürklinke gedreht und, wie ich, mit dem Stocke angeklopft (was ich immer that, um mich von Andern zu unterscheiden); da aber nicht

zugleich auch geklingelt wurde, so hatten sie, weil es schon spät war, nicht gewagt, die Thüre zu öffnen. Meine Antwort war begreiflich verneinend. Am folgenden Abende geschah dieses wieder in meiner Abwesenheit, jedoch früher. Mein Sohn öffnete die verschlossene Thüre, fand aber Niemand draußen. Am dritten Tage geschah dasselbe des Mittags; meine Tochter, die allein zu Hause war, sah sogleich nach, und es war ebenfalls Niemand da.

Einige Tage nach diesem dreimaligen Zeichen, das auch einer ungewöhnlichen Ursache zugeschrieben ward, war ich, nachdem die Kinder schon schliefen, um Mitternacht allein in meinem Zimmer und sehr angelegentlich mit philosophischen Studien beschäftigt. Plötzlich hörte ich rechts, dicht neben mir, ganz dumpf einige Worte, die ich aber nicht verstand, obwohl sie meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Da ich nun aber wissen wollte, ob nicht mein Ohr mich getäuscht und nicht vielleicht dies Sprechen von Menschen außerhalb des Hauses herrühre, öffnete ich sogleich das Fenster, fand aber Niemand auf der Straße. So auffallend mir dieses auch war, so beschäftigte mich doch zu sehr eine Idee, die ich so eben niederschreiben wollte, und woran mich jene Laute verhindert hatten; ich dachte daher auch nicht weiter an das Gehörte und setzte mich nieder, um zu schreiben. Kaum hatte ich aber einige Worte auf dem Papiere, so wurde ich wieder durch drei sehr vernehmliche Schläge gestört, die im Nebenzimmer, wie mit einem Stocke, geschahen, und zwar gerade so, wie ich es bei'm Nachhausekommen zu thun pflegte. So wie ich dies hörte, erinnerte ich mich wieder des dumpfen Sprechens, und zugleich fiel mir auch unwillkürlich der Name meiner Frau ein, und die feste Ueberzeugung entstand: Sie ist da und will sich mir auf irgend eine Art zu erkennen geben.

Nun ergriff ich sogleich ein Licht, um dahin zu gehen, wo die drei Schläge geschahen. Doch zuvor sah ich nach, ob die äußersten Thüren gehörig verschlossen waren und ob die Kinder ruhig schliefen; und nachdem ich so keine anderweitig-mögliche Veranlassung dieses Geräusches auffinden konnte, ging ich ruhig nach dem mir durch den Gehörsinn bezeichneten Orte. In jenem Zimmer sah ich zwar keine Erscheinung, so gewiß ich sie auch erwartet hatte; als ich aber an den Ort kam, wo ich die Schläge gehört hatte, da überfiel mich plötzlich ein so schauerliches Gefühl, wie ich es nie zuvor gehabt, und die ganze Oberfläche meines Körpers gerieth in die unangenehmste Spannung. Hier blieb ich stehen und sagte laut: „Ja ich weiß, Du bist nun hier und willst Dich mir zu erkennen geben." Kaum hatte ich dieses ausgesprochen, so verschwand auch jenes schauerliche Gefühl und die gespannte Empfindung, und verwandelte sich in ein unbeschreiblich heiteres und liebliches Gefühl, und mit ihm durchdrang mich eine höchst angenehme Wärme.

In diesem seligen Momente sprach ich nun noch Manches aus dem Herzen zu ihr, als sähe ich sie lebendig vor mir stehen. Doch nach etwa zehn Minuten war auch diese so angenehme Aufregung plötzlich verschwunden, und ich befand mich wieder in der ernst besonnenen Stimmung, in welcher ich kurz zuvor meditirte. Ich fühlte, sie ist nicht mehr da, und ich wußte, daß ein längeres Verweilen an dieser Stelle ohne Zweck sey. Heiter und befriedigt kehrte ich nun in mein Zimmer zurück und schrieb weiter.

Später noch sah ich meine Frau dreimal im Traume. Sie war sehr heiter; wir unterhielten uns über jenes Leben, und sie beantwortete mir alle dahin zielenden Fragen; doch von dem Inhalte ihrer Rede ging bei'm jedesmal gleich darauf erfolgten Hei-

tern Erwachen Nichts in das Bewußtseyn meines wahren Zustandes über.

6.

Dr. Wezel hatte, als ihm der Tod seiner an der Hautwassersucht darnieder liegenden Gattin nahe schien, sie gebeten, nach ihrem Hinscheiden, wenn es ihr möglich seyn sollte, ihm auf irgend eine ganz untrügliche, völlig überzeugende und befriedigende Art wieder zu erscheinen, damit er von der Unsterblichkeit (der mit deutlichem Bewußtseyn lebendigen Fortdauer) der Seele Gewißheit erhalte. — Die Kranke versprach dies, hinzufügend: „ich würde alsdann Dir anfänglich nur auf die mir möglich sanfteste Art erscheinen, um Dich nicht zu erschrecken. Sollte ich Dir daher nach dem Tode wirklich erscheinen können, so würde ich Dich so sehr als möglich darauf vorzubereiten suchen und auf die möglichst unerschreckbare Art Dir erscheinen; nur glaube ich an die Möglichkeit von Geistererscheinungen eben so wenig, als Du.

„Vierzehn Tage nach dem Tode meiner Frau," erzählt derselbe*), „als ich wegen Schlaflosigkeit noch nach 10 Uhr Nachts im Bette mit Meditationen zu gelehrten Arbeiten mich beschäftigte, däuchte mir, als erhebe sich, ungeachtet der schweigenden mondhellen Nacht, ein Sturmwind, der zuerst zu meinem kleinen, oben an der Decke befindlichen Alcovenfensterchen von dem vordersten Saale an der Treppe aus dem Hofe so stark hineinzublasen schien, daß ich aufstand, um das Fenster zu schließen. Aber draußen war kein Lüftchen zu fühlen, noch weniger zu hören. Als ich wieder in den vom Mondscheine ziemlich er-

*) Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode, 4. Aufl. S. 28 ff.

hellten Alcoven zurückkehren wollte, schlug mein wachsamer Hund an, der vorher bei dem Geräusche munter war, ohne sich zu rühren. Jetzt war es — obschon ich bei aller Mondhelle nichts erblicken konnte — als wenn Etwas durch das Alcovenfensterchen nach dem Vorsaale hinaus an der Treppe kletterte, und in dem Alcovenfensterchen ging es, als wenn Jemand mit dem Finger daran schnippte. Sogleich sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock über, öffnete die Saalthüre, untersuchte den vom Monde erhellten Vorsaal, die Treppen und im ganzen Hause herum, so weit es nicht verschlossen war; aber Alles vergeblich. Auch keine Thüre war offen, keine ging zu oder auf, obgleich ich auf Alles genau gemerkt hatte und jede Bewegung wahrgenommen haben würde.

Ich kehrte also unverrichteter Sache in mein Schlafkämmerchen zurück, um reiflicher darüber nachzudenken. „Solltest Du es wirklich seyn" — sprach ich mit leiser Stimme — „so gieb, Geist meines geliebten Weibes, gieb mir Deine Gegenwart auf eine untrügliche Art zu erkennen, wie Du mir es im Leben versprochen." — Alles blieb still. — Ich stand wieder auf und schrieb mit Kreide diesen Vorfall kurz auf den mit Wachsleinwand überzogenen Tisch in der Stube, um mich früh Morgens davon fest überzeugen zu können, daß kein Traum, keine Täuschung meiner Phantasie die Ursache meines Nachdenkens gewesen. Wer den hellen Klang des Alcovenfensterchens veranlaßt haben konnte, beschäftigte noch lange meine Denkkraft. Die Katze war es nicht, denn diese konnte eben so wenig von draußen an der Wand herein, als von innen hinaus, ohne, zumal im letzteren Falle, von meinem wachsamen Hunde bemerkt und verfolgt zu werden. Auch müßte ich sie haben sehen können, da es hierzu hell genug war und ich auch an das

Fensterchen genau sah, auch eben so munter war, als jetzt. Uebrigens kann ich hier jede Katze, und noch eher jeden Menschen, draußen auf der Treppe schleichen hören. Folglich kann auch ein Schalk mir keinen Possen spielen wollen, am wenigsten aber das verursachen, was hier im Alcoven geschehen ist. Ich untersuchte späterhin nochmals das Alcovenfenster, ob etwa das Glas gesprungen, einen vorher nicht gehabten Riß bekommen und dadurch vielleicht den bemerkten Schall von sich gegeben habe, aber nichts war zu entdecken.

Drei Nächte hatte ich vortrefflich geschlafen und beschloß, jeden Gedanken an die mögliche Wiederkehr meiner verstorbenen Gattin zu unterdrücken. In der nächstfolgenden Nacht floh mich wieder der Schlummer. Es war bereits 1 Uhr, als mir vorkam, es öffne sich mein Alcovenfenster, ein schwacher Strahl erhelle den Alcoven etwas; mit gespannter Aufmerksamkeit erblickte ich wirklich eine weißliche Figur in der Lebensgröße meiner verewigten Gattin, welche mit sanfter, aber vernehmbarer Stimme mir zulispelte: „Ich bin unsterblich! Einst sehen wir uns wieder!“

Pfeilschnell sprang ich nach der Gestalt, um mich von deren Wirklichkeit fest zu überzeugen; aber noch schneller verschwand sie wie leichter Nebel, als ich sie eben umfassen wollte, und etwas, gleich einem electrischen Schlage, verspürte, der wirklich meinen ganzen Körper noch mehr erschüttert haben würde, wenn ihn nicht meine Entschlossenheit doppelt stark emporgehoben hätte, wie ein Palmbaum, der sich bei jedem Drucke desto mehr emporzuheben sucht. Sogleich war ich mit der auf dem Camine versteckten brennenden Laterne und mit den Geräthschaften zur Saalthüre hinaus und untersuchte, in Begleitung meines Hundes, abermals Alles genau; aber ohne

das Geringste entdecken zu können. Bei Ueberlegung aller Umstände fand ich, daß diese Erscheinung nicht von einem mir gespielten Betruge herrühre; denn 1) wußte, da ich meine Schlafstätte in den letzten Tagen fleißig gewechselt hatte, Niemand, ob ich im hintern Theile meiner Wohnung, oder vorn heraus schliefe, ob ich munter sey oder nicht; 2) konnte ich jeden Schleicher vor meinem Alcoven auf dem äußern Vorsaale an der Treppe selbst dann hören, wenn er auch auf den Zehen und Strümpfen herumgeschlichen wäre und mein Fensterchen eröffnet hätte. Dieses konnte auch kein Fremder öffnen, ohne den Vortheil zu wissen, den außer mir nur meine Hausmagd kannte. Aber selbst diese konnte ohne Stuhl oder ohne Unterlage nicht gut hinauf gelangen. 3) Würde dies Alles mein wachsamer Hund sicher bemerkt haben, selbst wenn ein listiger Spaßvogel unterdeß entschlüpft wäre, ehe ich den Saal zu öffnen vermochte. Dieser konnte sich auch hier nicht verbergen; denn ich fand alle Thüren fest zu, selbst das Haus- und Hofthor, durch welches letztere Keiner gehen konnte, ohne daß dasselbe schellte. 4) Und wäre Jemand auch mit einigen Personen einverstanden gewesen, mir durch einen Hohlspiegel oder durch eine Zauberlaterne aus dem entgegenstehenden Hause in meinem Alcoven eine ähnliche Gestalt vorzugaukeln, während ein Anderer auf der Lauer am Fensterchen gestanden und diese Worte zu demselben hineingesagt hätte: so widerstreiten einer solchen Annahme schon folgende äußere Umstände; denn a) fangen sich die Fenster im Hause gegenüber beinahe erst da an, wo die meinigen in der zweiten Etage aufhören. Daher ist schon aus diesem wichtigen Grunde eine solche Täuschung eben so unmöglich, als daß ich mit dem Hunde nicht hätte hören und wissen sollen, ob die Stimme ächt oder unächt sey, an der Wand, in dem Alcoven oder

durch das Fensterchen rede; b) hätte dies als eine solche Vorspiegelung mir weder entgehen, noch ohne verabredete Zeichen geschehen können, die aber c) wieder nicht ohne offene Hausthüre hätten gegeben und verstanden werden können, welches Alles nicht der Fall war. d) Auch vermochte Niemand zu dem oben an der Decke befindlichen Fensterchen ohne Stuhl oder Unterlage hineinzusehen, noch weniger zu sprechen, was Alles nicht ohne Geräusch möglich gewesen wäre. e) Auch fragt sich: Woher wäre der eletrische Schlag gekommen?

Täuschung meiner Einbildungskraft läßt sich nicht denken, weil ich vor diesem sonderbaren Ereignisse noch so munter, als bei dem Niederschreiben dieser Zeilen, war. Ueberdies, hätte auch wirklich Jemand seinen Scherz mit mir treiben wollen, so hätte er doch draußen selbst auf keine Art, z. B., mit einem verborgenen künstlichen Spiegel und Lichte, mit Phosphor u. dgl., diese meiner verewigten Gattin im Sarge ganz ähnliche Gestalt im leichten Schimmer, noch weniger aber diese vernehmlichen Worte hervorbringen, und so ganz die Stimme meiner verstorbenen Gattin dabei nachahmen, am wenigsten aber jetzt von mir unbemerkt bleiben können, da ich ganz Ohr war und selbst draußen Alles sogleich auf das Genaueste untersuchte, ohne daß hiebei abermals der Hund gebellt hätte. Schliefe ich jetzt ein, dachte ich, als die Erscheinung meiner verstorbenen Frau vorüber war, würde ich nach einigen Stunden Alles sicherlich für Täuschung eines Traumes halten. Daher beschloß ich, munter zu bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wissenschaftliches Werk zu lesen, dessen Inhalt mich nicht zum Einschlummern kommen ließ. Noch sicherer zu gehen, schrieb ich auch diesen Vorfall sogleich mit Kreide auf den Tisch. Ich blieb bis nach 5 Uhr, ohne einzu-

schlummern. Die alte Haushälterin meines Wirthes stand eben auf und kam die Treppe herunter. Ich fragte sie, ob sie in der vergangenen Nacht Nichts gehört habe? „Nichts, gar nichts, ich habe beständig geschlafen," war die Antwort. Von den übrigen Personen im Hause erhielt ich denselben Bescheid.

Nach einigen Tagen — ungefähr 6 Wochen nach dem Tode der Verewigten — stand ich Mittags gegen 1 Uhr in meiner Studirstube nach dem Mittagsmahle von dem Tische auf und setzte mich auf's Sopha. Hier weilte ich neben meinem Hunde kaum einige Minuten, als ich Jemand über den Vorsaal leise kommen hörte; ich dachte aber, es wird die Aufwärterin seyn, um den Tisch abzuräumen. Mein Hund, welcher sonst bei der Ankunft jedes Fremden, selbst der Aufwärterin, zu bellen pflegt, spitzte bloß die Ohren, ohne anzuschlagen, welches mir auffiel. Plötzlich öffnete sich leise die bloß angelehnte Thüre meiner Studirstube, und die Verewigte stand kaum einige Schritte von mir entfernt in Lebensgröße und in ihrer ehemaligen Gestalt, mit demselben weißen Gewand und freundlichen Blicke, mit dem sie mir deutlich sagte: „I c h b i n u n s t e r b l i c h ! M e h r d a r f i c h j e t z t D i r n i c h t o f f e n b a r e n . B i s a u f e i n s t i g e s W i e d e r s e h e n , l e b e w o h l !"

Sie schien bei'm Sprechen die Lippen kaum zu bewegen; vielmehr schienen diese Worte pfeilschnell aus den sanft geöffneten Lippen zu fließen. Die Gestalt kam mir jetzt weniger, als in der Nacht, durchsichtig vor und schien sogar die Stubenthüre hinter sich zu decken *). Sie verschwand sogleich nach die-

---

*) „In dieser Stube," fügt, auf diese Stelle sich beziehend, Dr. Wezel in seiner Schrift: Nähere Erklärung und Aufschlüsse über meiner Gattin wirkl. Erscheinung ꝛc. S. 174 noch hinzu: „welche nur ein auf die Allee gehen-

sen Worten (d. h., sie wurde plötzlich unsichtbar, ohne doch dabei kleiner oder größer zu werden, ohne in den Fußboden zu sinken, oder in die Höhe zu schweben, oder auseinander zu stieben), als ich sie eben fassen wollte, um mich von ihrer Wirklichkeit fester zu überzeugen. Ich eröffnete eben so schnell die noch angelehnte Thüre, sprang durch den Vorsaal bis an die Treppe und untersuchte Alles genau; ich konnte aber jetzt eben so wenig entdecken, als ich vorher draußen etwas weiter bemerkt hatte.

Auch der Hund bellte, gegen seine Gewohnheit, weder vorher, noch bei dieser Erscheinung, sondern er sprang vielmehr während dieser Rede vom Sopha sogleich freudig zu ihr hin, und zum Zeichen seiner Freude um diese Erscheinung gerade so winselnd herum, wie er es sonst bei Lebzeiten der Verewigten, wenn sie sonst ausgegangen war, ihn nicht mitgenommen hatte und dann zurückkehrte, zu thun pflegte, als wollte er durch seine Freudensbezeigungen sagen: „Ei, Du bist auch recht lange weggeblieben und hast mich nicht mitgenommen."

Auch nach dem plötzlichen Verschwinden der Erscheinung bellte er nicht, sondern sprang mit mir zur Thüre hinaus, blieb auf dem Vorsaale an der Thüre der Schlafkammer, in welcher die Verewigte gestorben war, stehen, winselte und wollte hinein. Ich öffnete ihm auch die Thüre, durch welche er nun freudig auf das Sterbebette der Verewigten sprang und winselte, als er sie auch hier nicht fand. Er

---

des halbes Fenster mit Glastafeln hatte, waren meine Mobilien von folgender Beschaffenheit ꝛc." Die Aufzählung und Beschreibung derselben schien dem Verf. wichtig, um die Vermuthung, als könnte die Localität einem Betruge günstig gewesen seyn, zu bestreiten. Für uns hat dies kein weiteres Interesse und wird hier besser übergangen.

schien sie überall zu suchen und mehrere Tage nicht fressen zu wollen, obgleich er vorher guten Appetit gezeigt hatte und jetzt nicht krank war. Er mußte also seine Frau jetzt wirklich gesehen und erkannt haben*); denn sonst hätte er sich unmöglich so betragen können.

Auch bei dieser ganz untrüglichen Erscheinung war ich vollkommen munter und mir meiner wirklich so deutlich bewußt, daß ich in Gedanken zu mir sagte: „Ich bin ja ich und Du, Erscheinung, bist außer mir; Du redest, nicht ich."

Furcht, welche den Verstand betäubt, konnte hier auch nicht zur Täuschung mitgewirkt haben; denn es war heller Mittag, und demungeachtet traute ich meinen Sinnen so wenig, daß ich die Erscheinung abermals mit Händen zu ergreifen suchte, um mich, so es möglich, von ihrer Wirklichkeit sicher zu überzeugen."

7.

Der Marquis von Rambouillet und der Marquis von Precy lebten miteinander in so vertrauter Freundschaft, daß sie sich fast gar nicht trennen konnten. Die Gleichheit des Alters, des Standes und der Gesinnung unterhielt unter ihnen die vollkommenste Eintracht; sie kannten weder Neid noch Eifersucht gegeneinander, Beide beseelte der gleiche Trieb, sich im Kriege Ruhm zu erwerben.

---

*) Daß die Ansteckungskraft bei Visionen, eben weil sie ein partieller Somnambulismus sind, auch auf andere Personen und selbst auf Thiere übergehe, weisen mehrere Beispiele in Kieser's Archiv für Magnetismus (VIII. 3 S. 77—79) nach; daher der Glaube, Thiere könnten ohne mittelbare Veranlassung Geister sehen, auf einem Irrthume beruht.

Einst kamen sie auf den Zustand der Seele nach dem Tode zu sprechen, und aus ihren Worten ging hervor, daß sie in Ansehung desjenigen, was man davon lehre und glaube, sehr zweifelhaft seyen. Sie versprachen daher einander, daß, im Fall es ein Leben nach dem Tode gebe, derjenige, der zuerst stürbe, dem Andern von dem Zustande jenseits des Grabes Nachricht geben sollte. Sie reichten einander die Hände, als Pfand der Versicherung, daß sie ihr Versprechen getreulich erfüllen wollten. Etwa drei Monate nachher ging Rämbouillet nach Flandern, wo damals der Kriegsschauplatz war; Precy aber mußte in Paris bleiben, weil er an einem Fieber darniederlag. Er wohnte dort bei dem Bader Dupin in der Vorstadt St. Antoine.

Nach 6 Wochen schon ziemlich wieder hergestellt, hörte er früh um 6 Uhr, daß Jemand an seinem Bette die Vorhänge aufzog, und als er sich umwandte, erblickte er seinen Freund Rambouillet in ledernem Collet und Stiefeln. Sogleich sprang er aus dem Bette, um ihm seine Freude über die unverhoffte Zurückkunft zu bezeigen und ihn zu umarmen. Aber der Freund trat einige Schritte zurück und sagte: „Ich habe nur mein Wort halten wollen, da ich gestern in einem Scharmützel geblieben bin. Was man von der Ewigkeit sagt, ist nur zu gewiß; ändere also Dein Leben, zumal Du mir bald nachfolgst und keine Zeit zu verlieren hast."

Precy glaubte, sein Freund scherze, und versuchte daher nochmals, ihn zu umarmen, umfaßte aber nur die Luft. Um den Zweifler von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen, wies ihm Rambouillet den Schuß, den er in die Lende bekommen; es schien aus der Wunde Blut zu fließen. Hierauf verschwand die Erscheinung, und Precy gerieth in einen unaussprechlichen Schrecken. Er rief

dem Bedienten so laut, daß das ganze Haus aufgeweckt wurde und herbeieilte. Anfangs glaubte man, seine Erzählung sey noch eine Wirkung vom hitzigen Fieber; suchte ihn zu beruhigen und bat ihn, sich wieder zu Bette zu legen. Vergeblich behauptete Precy, daß er völlig wach gewesen sey; man ließ sich von dem Glauben einer Täuschung nicht abbringen, bis die Post aus Flandern ankam und Rambouillet's Tod bestätigte.

Nicht lange darauf blieb auch Precy in dem bürgerlichen Kriege, der sich wegen des Cardinals Mazarin erhob, in der Schlacht bei St. Antoine*).

8.

James Douch erzählt (in Jarvis Accreditied Ghost stories) folgende Begebenheit, die er vom Dr. Thomas Dyke, einem nahen Verwandten des Capitäns William Dyke, von dem hier die Rede seyn wird, selbst gehört zu haben vorgiebt:

Bald nach des Majors Georg Sydenham's Ableben bat man den Doctor, er möchte nach dessen Hause kommen, wo ein Kind krank lag. Auf dem Wege dahin kehrte er bei dem Capitän ein, der sich sogleich, ihn dahin zu begleiten, erbot, weil er auch, wie er sagte, in der künftigen Nacht dahin habe gehen müssen, obschon er keine so günstige Gelegenheit haben würde. Als sie im Hause des Majors anlangten, wurden sie von den Leuten sehr gefällig aufgenommen, und man brachte sie zeitlich auf ihr Zimmer und bat sie, zusammen in Einem Bette zu schlafen. Nachdem sie eine Weile darin gelegen, klingelte der Capitän und befahl dem hereintretenden Bedienten,

*) Pitaval, Causes célèbres, II. p. 296.

ihm zwei der größten Lichter, die er nur erhalten könne, angezündet herbeizubringen.

Der Doctor Dyke fragte ihn, was er damit machen wolle. Der Capitän gab zur Antwort: „Sie wissen, Vetter, was für Streitigkeiten der Major und ich über das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gehabt haben. Nie konnten wir hierüber zur Gewißheit gelangen, so viele Mühe wir uns auch gaben. Endlich wurden wir mit einander einig, wer von uns zuerst stürbe, der sollte die dritte Nacht nach seiner Beerdigung, zwischen Zwölf und Eins, nach dem Häuschen unten im Garten kommen und dem Ueberlebenden vollständigen Aufschluß über diese wichtigen Gegenstände geben; dieser sollte sich also zur bestimmten Zeit da einfinden und volle Befriedigung erhalten. Dies ist die dritte Nacht nach der Beerdigung des Majors — fuhr der Capitän fort — und ich bin in der Absicht hierher gekommen, um mein Versprechen zu erfüllen.

Der Doctor rieth ihm davon ab. Der Capitän erwiderte, er habe sich feierlich verpflichtet, und nichts könne ihn von der Ausführung seines Entschlusses abhalten. „Wolle der Doctor," äußerte er, „eine Zeit lang mit ihm aufbleiben, so werde er es ihm Dank wissen, wo nicht, so könne er ruhig schlafen; allein sein Entschluß sey gefaßt, wach zu bleiben, um sich zur bestimmten Stunde in dem Häuschen einfinden zu können."

In dieser Absicht legte er seine Uhr neben sich, und sobald er sah, daß es halb zwölf Uhr war, stand er auf, nahm in jede Hand ein Licht, ging durch eine Hinterthüre, wozu er sich vorher den Schlüssel hatte geben lassen, und verfügte sich nach dem Gartenhäuschen. Hier blieb er drittehalb Stunden, und bei seiner Zurückkunft erklärte er, er habe weder etwas Ungewöhnliches gehört, noch gesehen. „Allein

ich weiß," behauptete er, „daß der Major gewiß gekommen seyn würde, wenn er es vermocht hätte."

Ungefähr sechs Wochen darauf reis'te der Capitän nach Eton, um seinen Sohn daselbst auf die Schule zu thun, wohin ihn der Doctor Dyke begleitete. Sie wohnten daselbst im Wirthshause zum großen Christoph und blieben zwei Nächte daselbst, schliefen aber nicht, wie zu Dulverton, in Einem Bette, sondern auf zwei verschiedenen Stuben. Den Morgen vor ihrer Abreise von Eton, blieb der Capitän länger, als gewöhnlich, auf seiner Stube. Endlich trat er in's Zimmer des Doctors, aber mit sehr veränderter Miene, die Augen stierten, er zitterte am ganzen Leibe.

Der Doctor fragte verwundert nach der Ursache seines Entsetzens. Die Antwort lautete: Ich habe den Major gesehen.

Der Doctor lächelte; allein der Capitän versicherte die Wahrheit seiner Aussage, indem er zugleich den ganzen Vorgang erzählte:

„Diesen Morgen bei Tagesanbruch kam Jemand an mein Bette, zog die Vorhänge zurück und rief mich. Ich erwiderte sogleich: „Major!" Hierauf versetzte er: Ich konnte nicht zur verabredeten Zeit kommen; allein ich sehe Sie jetzt, um Ihnen zu sagen, daß es einen Gott giebt, und zwar einen ganz gerechten und schrecklichen. Nach diesen Worten verschwand er plötzlich."

Der Capitän war nicht nur überzeugt von dem, was er auf diese Art gesehen und gehört, sondern man bemerkte auch, daß er von der Zeit an sehr niedergeschlagen war. Seine muntere Laune hatte ihn auf immer verlassen. Sein Tod erfolgte zwei Jahre darauf, und immer tönten die Worte seines verstorbenen Freundes in seinen Ohren wieder.

9.

Ebendaselbst theilt Jarvis den Auszug eines Briefes des Hrn. Fowler an Dr. Henry Moore d. dat. 11. Mai 1678 mit, welcher, wie folgt, lautet: Diese Woche erzählte mir Hr. Pearson, ein Prediger zu London, daß der Großvater seiner Frau, Namens Ferrar, Leibarzt des Königs, und seine Tochter (Pearson's Mutter) auf sein Ansuchen einen Vertrag gemacht, daß, wer zuerst stürbe, dem Andern wo möglich erscheinen solle. Einige Zeit nachher wurde die Letztere, welche zwei Meilen von Salisbury lebte, krank, und, weil man ihr aus Versehen einen schädlichen Trank statt eines andern gab, den man für sie zubereitet hatte, starb sie plötzlich. Ihr Vater, der in London wohnte, sah sie in derselben Nacht vor seinem Bette. Er hatte vorher Nichts von ihrer Krankheit gehört, und als er diese Erscheinung gesehen, sagte er im Vertrauen zu der Magd, seine Tochter sey gestorben, und zwei Tage darauf bekam er die Nachricht von ihrem Tode. Ihre Großmutter hat dies Mrs. Pearson erzählt, so wie auch Einer ihrer Onkel und die erwähnte Magd. Ich kenne diese Mrs. Pearson, die eine sehr anständige Frau ist.

10.

Das Journal von Trevoux (Jahrg. 1726) erwähnt eines ähnlichen Vertrages zweier Schüler, Namens Bezuel und Desfontaines, nämlich, daß, wer von ihnen früher stürbe, dem Andern erscheinen solle. Dieser Vertrag wurde von Beiden im Jahre 1696 mit ihrem Blute unterschrieben. Bald wurden sie von einander getrennt, und Desfontaines kam nach Caën.

Im darauf folgenden Jahre sah Bezuel eines Tages eine nackte Gestalt auf sich zu kommen. Er erkannte seinen Freund, welcher ihm seinen am vorhergehenden Tage um dieselbe Stunde bei'm Baden im Flusse zu Caén erfolgten Tod mit den einleitenden Worten anzeigte: „Ich versprach Dir, wenn ich vor Dir stürbe, Dir von meinem Tode Nachricht zu geben, daher ꝛc."

11.

Zwei Jünglinge, welche in Leipzig studirten, harmonirten im Temperamente und Character so sehr, daß sie die vertrautesten Freunde wurden. Indem sie erst über den Dr. Crusius sprachen, geriethen sie in Streit über die Möglichkeit der Geistererscheinungen. H. läugnete sie und F. vertheidigte sie; zuletzt wurde dieser unwillig und erklärte dem Freunde feierlich, daß er ihm zum Beweise der Möglichkeit von Geistererscheinungen im Augenblicke seines Todes ein Zeichen geben wolle. Er wurde bald darauf in einer Stadt des sächs. Erzgebirges als Prediger angestellt, und H. blieb in Leipzig. Sie unterhielten eine fortwährende Correspondenz, die sich jedoch nie auf Geistererscheinungen bezog.

Nach einigen Jahren gab H., zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags einem seiner Zöglinge Unterricht und wurde dabei ganz unerwartet durch ein heftiges Klopfen an der Stubenthüre unterbrochen. Er rief: Herein! und hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die Thüre aufging, aber Niemand in die Stube trat. Er hielt die Sache für eine Neckerei und setzte den Unterricht fort. Nicht lange, so klopft es zum zweiten Male, heftiger als vorhin und reißt die Thüre mit Gewalt auf. Jetzt wollte H. dieser Störung ein Ende machen und ging zur Thüre hin,

indem er aber die Schwelle betritt, überfällt ihn ein Grausen, er zittert am ganzen Leibe. Es zeigte sich aber keine Spur von der Anwesenheit einer dritten Person.

Mehrere Wochen vergingen, und H. hatte die Sache bereits vergessen, als er den Tod seines Freundes F. erfuhr. Dieser war an dem Tage und in derselben Stunde gestorben, in welcher jenes Ereigniß stattgefunden; unfähig aber, den Geist des Verblichenen zu sehen, nahm H. nur die Wirkung seiner Anwesenheit wahr*).

12.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — erzählt v. Meyer in den Blättern für höhere Wahrheit — ging ein würtembergischer Magister der Theologie, Namens S., als dänischer Missionär nach Ostindien. Er hinterließ in der Heimath einen vertrauten Freund. Beide machten einen Bund, daß derjenige, welcher zuerst sterben würde, dem Hinterbliebenen von seinem Befinden in der Ewigkeit Nachricht geben sollte.

S. war einige Jahre in Ostindien gewesen. Da lag eines Nachts sein Freund wachend im Bette, die Thüre seines Zimmers ging auf, eine weiße Gestalt trat vor ihn und sprach: „Ich bin S. — Ich fühle mich unaussprechlich selig, aber unsere Verabredung hat mir viele Seufzer ausgepreßt."

Ein halbes Jahr später kam die Anzeige, daß S. und zwar um dieselbe Zeit gestorben sey.

*) Das Reich der Geister, 3. Bändchen, S. 139.

13.

Bekannt ist, daß die Herzogin von Mazarin die Geliebte des Königs Karl's II. von England war. Frau von Beauclair wurde von seinem Bruder und Nachfolger, Jacob II., eben so sehr geliebt. Zwischen beiden Damen herrschte eine ungewöhnliche Freundschaft, wie man sie selten bei an Höfen erzogenen Personen, besonders bei solchen von gleichem Geschlechte und in denselben Umständen, findet. Wahrscheinlich trugen hierzu die gleichen Verhältnisse Vieles bei. Beide hatten ihre königlichen Liebhaber verloren, die Eine durch den Tod, die Andere durch Abdankung. Beide besaßen einen ausgebildeten Verstand und waren, wie der Verfasser dieser Erzählung sagt, als er zuerst mit ihnen bekannt wurde, zu einem Alter gelangt, wo Pracht und Eitelkeit nicht mehr geachtet werden. Ohne weitere Einleitung folge nun die Mittheilung einer Thatsache mit den eigenen Worten des Verfassers, welcher, ein Augenzeuge von der Wahrheit derselben gewesen zu seyn, versichert:

Nach dem Brande von Whitehall wurden den beiden Damen sehr schöne Zimmer im Stallhofe von St. James angewiesen. Da sich damals die Gestalt der öffentlichen Angelegenheiten gänzlich geändert hatte, und eine neue Art von Hofleuten und ein ganz anderes Benehmen an der Tagesordnung war, so hatten sie ihren Umgang beinahe blos auf sich allein beschränkt.

Um diese Zeit war es, daß sich die Vernunft dem Glauben entgegenzusetzen begann. Gelehrte von hohem Rufe streuten in ihren Schriften starke Zweifel über die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Körpers aus, und die Scheingründe, deren sie sich

bedienten, fanden in den gebildeten Cirkeln vielen Anklang. Bei einer dieser Unterredungen, welche jene beiden Damen auch über die angeregte Frage hielten, beschlossen sie gegenseitig, daß, wer von ihnen zuerst aus diesem Leben abgerufen würde, wo möglich, wieder zurückkehren, und dem Andern Nachricht vom Zustande der Seele jenseits des Grabes bringen sollte. Als die Herzogin von Mazarin erkrankte, wurde sie von der Frau von Beauclair an ihr gegenseitiges Versprechen erinnert. Die Herzogin erwiderte hierauf, sie könne bestimmt auf die Erfüllung desselben rechnen. Diese Aeußerungen fanden nicht über zwei Stunden vor ihrer Auflösung statt und wurden von mehreren im Zimmer anwesenden Personen gehört; allein diese hatten damals keine Ahnung von dem eigentlichen Sinne jener Zusicherung.

Einige Jahre nach dem Tode der Herzogin besuchte ich die Frau von Beauclair und verfiel im Gespräche auf die Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode. Sie äußerte ihren Unglauben darüber mit einer Wärme, die mich in Verwunderung setzte, weil ich der entgegengesetzten Meinung über diese Materie war. Ich nahm mir daher die Freiheit, einige Gründe anzuführen, welche ich für treffend hielt, um die Gewißheit unserer Fortdauer zu beweisen. Sie gab zur Antwort: Nichts werde sie jemals von dieser Meinung überzeugen, und dann erzählte sie mir den Vertrag, den sie und ihre verstorbene Freundin, die Herzogin von Mazarin, gemacht hätten.

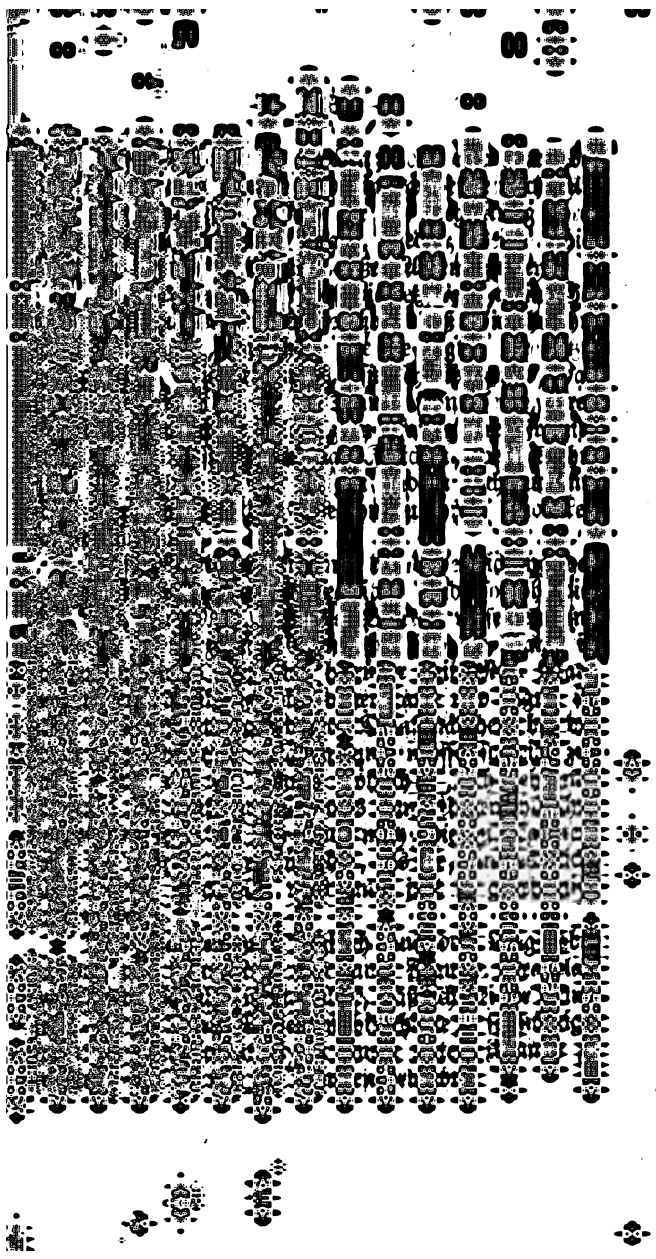
Vergeblich führte ich an, es sey mehr als wahrscheinlich, daß Geister in einer andern Welt Verträge nicht erfüllen können, die sie in dieser Welt eingegangen, besonders, wenn sie von einer Beschaffenheit wären, welche dem göttlichen Willen widerstritte. Meine Worte machten nicht den gering-

sten Eindruck; die Frau von Beauclair wurde mit jedem Tage in der Meinung von dem Nichtseyn nach dem Tode mehr bestärkt, daher ich nun jedes Gespräch über diesen Gegenstand mit ihr vermied.

Einige Monate nach dieser Unterredung befand ich mich in dem Hause einer Dame vom Stande, mit der die Frau von Beauclair seit dem Tode der Herzogin von Mazarin in der größten Vertraulichkeit lebte. Wir setzten uns gegen 9 Uhr Abends zum Kartenspiele nieder, als eilig ein Bedienter in's Zimmer trat und der Dame, bei der ich war, meldete, Frau von Beauclair habe geschickt und bitte sie, sogleich zu ihr zu kommen, wenn sie sie noch einmal in dieser Welt sehen wolle; sie dürfe jedoch ihren Besuch keinen Augenblick verschieben.

Eine so auffallende Nachricht setzte natürlich die Person, die sie erhielt, in großes Erstaunen, und da sie nicht wußte, was sie davon denken solle, so fragte sie, wer sie gebracht habe. Es hieß, es sey der Kammerdiener der Frau von Beauclair; man hieß ihn hereinkommen und fragte ihn, ob sich seine Gebieterin wohl befinde, oder ob ihm etwas Außerordentliches bekannt sey, das ihr widerfahren, und das diese eilige Einladung veranlasse. Er erwiderte, er wisse hierüber nichts zu sagen. Was die Gesundheit seiner Gebieterin betreffe, so habe er weder etwas gesehen, noch gehört, daß sie über Unpäßlichkeit klage.

„So entschuldigen Sie mich bei Ihrer Gebieterin," versetzte die Dame verdrüßlich, „da ich von einem starken Schnupfen geplagt werde, und besorge, die Nachtluft möchte ihn noch verschlimmern; allein morgen würde ich sehr frühzeitig bei ihr meinen Besuch abstatten."

Als der Kammerdiener fort war, fingen wir an, verschiedene Vermuthungen über diese Botschaft der

Kaum vernahm sie jedoch, daß auch ich da sey, so ließ sie mich ersuchen, hinauf zu kommen. Ich that es und fand sie in einem bequemen Stuhle neben ihrem Bette sitzen. Sie kam mir, wie allen Gegenwärtigen, so völlig gesund vor, als sie es je gewesen. Als wir uns erkundigten, ob sie einen innern Schmerz fühle, der ihr zu der traurigen Besorgniß Veranlassung gebe, welche ihre Botschaft verrathe, erwiderte sie: „Nein,“ „aber,“ setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu, „Sie werden mich sehr bald aus dieser Welt in die Ewigkeit übergehen sehen, an der ich immer zweifelte, von der ich jedoch jetzt vollkommen überzeugt bin.“

Als sie diese letzten Worte sagte, sah sie mir starr in's Gesicht, als ob sie mich an die Unterredungen erinnern wolle, die wir oft mit einander über diesen Gegenstand gehabt hatten. Ich erwiderte ihr, ich freue mich herzlich, sie in ihren Meinungen so verändert zu finden; allein ich hoffe, es sey kein Grund vorhanden, warum sie eine so schlimme Besorgniß habe. Diese Bemerkung erwiderte sie mit einem finstern Lächeln. Da aber eben ein Geistlicher ihrer Kirche, nach welchem sie geschickt hatte, hereintrat, so verließen wir insgesammt das Zimmer, um ihn ungestört sein geistliches Amt verrichten zu lassen.

Es verging keine halbe Stunde, als wir wieder hineingerufen wurden; sie schien heiterer, als vorher, nachdem sie ihr Gewissen erleichtert hatte. Ihre Augen funkelten von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, und sie sagte uns, sie werde mit großer Ruhe sterben, da sie sich in ihrem letzten Augenblicke der Gegenwart zweier Personen erfreue, die ihr auf dieser Welt am angenehmsten wären, und in jener Welt werde sie die Gesellschaft derjenigen genießen, welche in diesem Leben ihr am theuersten gewesen sey.

Wir beide fingen nunmehr an, sie zu trösten, um sie nicht Vorstellungen zu überlassen, welche nicht die geringste Wahrscheinlichkeit zu haben scheinen, daß sie in Erfüllung gehen würden, als sie, plötzlich uns in der Rede unterbrechend, sagte: „Sprechen Sie nicht mehr davon; meine Zeit ist kurz, und ich wünsche nicht, daß die wenigen Augenblicke, die mir noch gestattet sind, mit leeren Täuschungen hingebracht werden.“ „Ich muß Ihnen zu wissen thun,“ fuhr sie fort, „daß ich die Herzogin von Mazarin gesehen. Ich hatte sie nicht bemerkt, als sie herein getreten war; als ich aber dort nach jener Ecke im Zimmer blickte, sah ich sie in derselben Gestalt und in demselben Anzuge stehen, den sie gewöhnlich im Leben trug. Vergebens versuchte ich zu sprechen, es war mir unmöglich. Sie ging in einem kleinen Kreise im Zimmer herum, und schien mehr zu gleiten, als zu gehen. Dann blieb sie an jenem Büreau stehen, blickte mich mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth an und sagte: „Beauclair, zwischen zwölf und ein Uhr in dieser Nacht werden Sie bei mir seyn.“ Als die Ueberraschung, in die ich anfänglich gerathen, etwas nachgelassen hatte, wollte ich einige Fragen über das Jenseits an sie richten; als ich aber meinen Mund in dieser Absicht öffnete, verschwand sie, ich weiß nicht wie.

Die Uhr wies jetzt beinahe auf zwölf, und da sie nicht die geringste Spur einer Krankheit verrieth, so ließen wir uns von Neuem angelegen seyn, alle Besorgniß wegen ihres Todes zu verscheuchen; kaum aber hatten wir zu sprechen begonnen, als sich plötzlich ihre Miene veränderte, und sie ausrief: „Ach, ich bin sehr krank!“ Mrs. Ward, welche die ganze Zeit über an ihrem Stuhle gestanden, gab ihr einige Tropfen ein; aber diese halfen Nichts. Sie wurde immer schlechter und gab in einer halben Stunde ih-

ren Geist auf. Dies war genau die Zeit, welche die Erscheinung vorausgesagt hatte.

Beantwortung einiger von den Skeptikern und Materialisten am häufigsten vorgebrachten Fragen gegen den Geisterglauben.

1) Subjectivität der Visionen.

In den von Justinus Kerner und seiner Theorie sich anschließenden Schriftstellern beigebrachten Zeugnissen für das Hereinragen eines Geisterreiches in unsere Sinnenwelt, hat man nur zu oft Merkmale der individuellen Vorstellungsweise des Sehers, seiner zeitlichen und räumlichen Umgebung u. s. w. erkennen wollen, und ein Recensent im Morgen-Literaturblatte setzte bestätigend hinzu: „Das Subjective in allen diesen Visionen bewährt sich schon dadurch, daß sie mit der Zeit, der Glaubensform und dem Klima den Character wechseln, die heidnischen Götter werden Heilige, dann Schutzgeister u. s. w." Mag auch in den gewöhnlichen Erscheinungen des Traumlebens und seiner erhöhten Potenz, im Somnambulismus, das Subject sich selber zum Object werden, seinen eigenen Phantasieen Gestalt leihen, ihnen seine eigenen Gedanken eingeben, so paßt doch dieser Vorwurf der Subjectivität der Erscheinungen nicht auf die höhern Grade des Hellsehens. Unzählige Beispiele bezeugen, daß nicht immer die Gedanken des Spectrums nur als unwillkürliche Gedanken des Sehers selbst zu erklären sind. Die gewöhnliche natürliche Erklärungsweise, welche

die Seele in steter Abhängigkeit vom Körper ihre Thätigkeit entfalten läßt, reicht schon für den mit dem „zweiten Gesichte" Behafteten nicht mehr aus, welcher fremde, ihm ganz unbekannte Personen, die erst nach mehreren Jahren ihm zu Gesichte kommen werden, wovon Kieser in seinem „Archiv f. Magn." einige Fälle anführt, voraus anmeldet und wichtige Ereignisse lange vor der Zeit ihres Eintreffens den ungläubigen Zuhörern verkündigte. Wie oft sehen die mit dem zweiten Gesichte Begabten Häuser, Gärten und Bäume an Stellen, wo von allen dreien Nichts ist? und gewöhnlich trifft es im Verlaufe der Zeit ein; z. B., zu Mogstot auf der Insel Skie, wo blos einige ärmliche, mit Stroh gedeckte Kuhställe waren, traf einige Jahre nachher das erschienene Gesicht ein, indem mehrere schöne Häuser an demselben Platze, welcher dem Seher erschienen war, gebaut, und Obstgärten daselbst angelegt wurden*). Wie viele hierher gehörende Beispiele bietet nicht schon das niedere Traumleben, wo Personen sich an Orte versetzt finden, die sie nie zuvor gesehen, und als sie in der Folgezeit eine Reise dahin machten, bis auf die kleinsten Nebenumstände Alles so angetroffen haben, wie ihnen das Traumgesicht diese Gegenstände vorgespiegelt. Sind die prophetischen Träume deshalb als eine Illusion der Phantasie zu verlachen, weil die Mehrzahl der Träume Schäume sind? In obigen Fällen konnte dem Seher doch unmöglich der Stoff von der Außenwelt gegeben seyn, weil ihm die gezeigten Personen und Gegenstände gänzlich unbekannt seyn mußten. Zeugen Erscheinungen dieser Art nicht zur Genüge für die Fähigkeit der Seele, sich noch bei des Körpers Leben an ei-

*) Kieser's Archiv VI., 3. St. S. 107.

nen entfernten Ort zu versetzen? was aber sind die Geistererscheinungen anders, als Fernwirken der Seele auf andere Personen? Selbst die von Zeitsitten und Glaubensformen gefärbten Phantasiebilder, um diese gewöhnliche Ausdrucksweise beizubehalten, sind oft nicht solche, sondern Accommodationen nach der Bildungsstufe des Sehers; denn die dem denkenden Menschen in ihrer Nacktheit genügende Idee muß sich in ein Bild verschleiern, um von dem Sinnenmenschen bemerkt zu werden. Will nun die Seele auf eine andere wirken, muß sie ihre Gedanken in eine der Person, welcher sie sich mittheilen will, verständliche Sprache einkleiden. Bestätigte doch auch Kerner's Somnambule, daß die Gegenstände der höhern Welt verschiedenen Magnetischen und Geistersehern, je nach dem Grade des Schauens und der Receptivität, verschieden erscheinen? Sie sagt: Die Geister können sich in Gestalten zeigen, welche sie passend finden für die Sehfähigkeit derer, denen sie sich zeigen wollen. Auf den Einwurf, daß jede Somnambule in ihren Schilderungen der Geisterwelt von der andern abweiche, sagte sie: Ich sah die Seligen anfänglich auch in irdischen Bildern, da war aber mein Physisches noch zu wenig getödtet; jetzt sehe ich sie als Lichtstrahlen. Anderswo (II., S. 53) sagt sie, die Geistergestalten, die sie sehe, können wohl in der Wirklichkeit anders seyn, als sie durch das Medium ihres mit dem Körper immer noch verbundenen Nervengeistes auffassen müsse. Selbst das geistige Auge im Fleischlichen sey doch von diesem immer etwas getrübt.

2) Die Zu- und Abnahme der Geisteskräfte mit den körperlichen, desgleichen die oft durch physische Ursachen erfolgten Geisteskrankheiten werden fälschlich als Beweise gegen die Selbstständigkeit des Seelenlebens angefürht.

Der Geist ist jenes Etwas, das, wie ein inneres unbewußtes Leuchten, im Innersten des Menschen vorhanden, und sich im normalen Zustande durch Ahnen, in der Begeisterung und jedem erhöhten Zustande, namentlich dem höchsten Grade des Schlafwachens, durch unmittelbares Erkennen, durch Schauen sich ausspricht, welches Schelling bezeichnend ein intellectuelles nennt, zum Unterschiede von der Verstandesthätigkeit, welche auf dem Wege der Sinnenvermittelung geschieht. Daß das Ahnungsvermögen zuweilen auch bei Kindern schon ausgebildet erscheint, ist oben in zwei Beispielen gezeigt worden, die für das Vorkommen des zweiten Gesichtes selbst bei Individuen des zartesten Alters Zeugniß geben. Die Weissagungsgabe der Wahnsinnigen ist eine so häufige Erscheinung, daß der Orient mit dem Worte Nabi einen Seher und einen Wahnsinnigen zugleich bezeichnet, und der Grieche aus dem Zeitworte μαινιαω, rasen, das Substantiv μαντις, Prophet, bildete. Da nun der Verstand die Eindrücke aus der Sinnenwelt durch den Körper aufnimmt, so kann bei Kindern, wo dieser noch nicht seine Reife erlangt hat, sowie auch wegen der noch mangelnden sinnlichen Erfahrungen, aus welchen die Seele Schlüsse bildet, und bei Narren, deren Blödsinn durch eine Verletzung des Organismus entstanden, die von dem Wohlseyn des Leibes abhängige Seelenthätigkeit sich nicht frei entfalten. Dasselbe Naturgesetz erklärt auch das durch Abnehmen der physischen Kräfte erfolgende

Kindischwerden des Greises. Der Geist aber ist Gottes Organ, und wenn auch, so lange er an das Zeitleben gebunden ist, seine Aeußerungen im normalen Zustande des menschlichen Wesens von dem Vermögen der Seele, in welchem sie sich reflectiren, modificirt und oft in dunkele Ahnungen vertrübt werden, so ist er doch nicht, wie die Seele, von dem Körper abhängig; daher das häufig vorkommende Hellsehen der Sterbenden, eben weil das leibliche Leben, durch die Krankheit vollständig zerstört, den gesunden Geist nicht mehr zu überwältigen vermag; denn der Geist kann nicht erkranken, nur der Spiegel desselben, die Seele, ist getrübt, der Geist schaut gleichsam durch einen Nebelflor und kann die Functionen, wodurch das Göttliche im Menschen hervortritt, nicht frei entwickeln; diese mangelhafte Entwikkelung des Geistes beweis't aber keineswegs das Nichtvorhandenseyn desselben. Schon Plutarch sagte: So wie die Sonne nicht erst dann, wenn sie in die Wolken entweicht, glänzend wird, sondern es beständig ist, und nur wegen der Dünste uns unscheinbar vorkömmt, ebenso wird die Seele nur durch ihre Vereinigung mit dem Körper geblendet, und der Geist in seinem Wirken durch die Bande des Leibes gehemmt. Von Wahn- und selbst Blödsinnigen weiß man, daß ihr trauriger Zustand zuweilen, namentlich aber unmittelbar vor dem Tode, Momente darbietet, wo ihre gefesselte Seele die Bande abwirft, frei um sich schaut, des Weisesten würdige Reden führt und in eine höhere Welt versetzt scheint. Damit wäre auch eine andere oft aufgeworfene Frage beantwortet, wie es mit der Geistesfortdauer von Idioten und Wahnsinnigen beschaffen sey?

3) Warum erscheinen Geister gewöhnlich um Mitternacht?

Man hat aus der den Täuschungen günstigen Dunkelheit der Nacht das häufiger um diese Zeit vorkommende Gespensterſehen erklären wollen und dadurch das Nichtige in den Aussagen der Visionärs behaupten zu dürfen geglaubt. Abgesehen davon, daß Menschen, bei denen das Ahnungsvermögen in höherem Grade entwickelt ist, selbst um die Mittagsstunde Gesichte haben und also das Erscheinen der Geister an keine bestimmte Zeit gebunden ist, so muß schon deshalb die Mitternacht, weil um jene Stunde das tellurische oder Schlafleben seinen Culminationspunct erreicht, der Entwickelung des Ahnungsvermögens günstiger seyn. Denn sowie das Product der Sonne das Wachen und die Sinnesthätigkeit ist, so führen alle Wesen zur Nachtzeit ein antisolares, tellurisches Leben, dessen allgemeinster Ausdruck Nacht ist. Wie die Erde selbst eine Somnambule der sie beherrschenden Sonne, so müssen zur Nachtzeit auch alle Wesen mit ihr ein somnambules Leben führen. In diesem tellurischen Leben des Menschen erscheint dann die psychische Sphäre als Traum, und der am tiefsten Schlafende träumt am lebendigsten. Daher zur Nacht am häufigsten die weissagenden Träume, die leichtere magnetische Einwirkung auf Schlafende, und die höchste Form des Hellsehens meist im Traume des Nachtschlafes*). Wenn die äußern Sinne schlafen, wacht der innere Mensch. Bekannt ist auch, daß die magnetische Behandlung nur in einem nothdürftig erleuchteten Zimmer vorgenommen werden darf und alles Sonnenlicht entfernt werden muß.

---

*) Passavent, über Lebensm., S. 155.

Da nun das Fernwirken einer Seele (auch der abgeschiedenen) auf die andere auch ein magnetischer Rapport ist und die Träume gern in Bildern sprechen, so wird die Erinnerung an eine Person ihr Bild dem geistigen Auge des Schläfers vorzaubern, welche Erscheinung im Wachzustande eine Vision genannt wird; denn bei übrigens wachendem Leibe ist dann doch ein partieller Somnambulismus vorhanden, welches bei den Sehern des zweiten Gesichtes insbesondere der Fall ist.

Nachträgliches.

Nachdem bereits der Druck dieses Werkchens ziemlich beendet war, sind dem Herausgeber desselben von mehreren Personen, an deren Wahrheitsliebe zu zweifeln er keine Veranlassung findet, gleichzeitig mehrere der in seiner gegenwärtigen Schrift aufgestellten Sätze unterstützende Thatsachen, sämmtlich Ereignisse der jüngsten Zeit, mündlich mitgetheilt worden; und so mögen sie hier, als nachträgliche Belege für die im Werke selbst durch mehrfache historische Zeugnisse befestigten Lehrmeinungen, ihre Stelle finden; da in ähnlichen Materien, wegen der Schwierigkeit ihrer Natur, in größern Kreisen Anerkennung zu finden, der ihre Glaubwürdigkeit befestigenden Beispiele niemals zu viele gesammelt werden können.

I.

(Zu S. 82.)

Der Instrumentenmacher Feurig in Leipzig war um Weihnacht 1840 nach mehrwöchentlichem Kran-

kenlager an einem Blutsturze verstorben. Seine gleichfalls schwer erkrankte Gattin war einige Tage vor seinem Tode in ein anderes Zimmer gebettet worden, und obgleich sie von dem ihr sorgfältig verschwiegenen Ableben des Gemahls nichts ahnen konnte, erzählte sie dennoch den sie abwartenden Personen am Morgen nach dem Hinscheiden ihres Gatten, sie habe im Traume einen (jedoch ihr unbekannten) Mann erblickt, dessen Vorderkörper mit einem Blutstrome befleckt gewesen sey. Ihr geistiges Auge hatte also die Erscheinung wohl bemerkt, obschon der Blick getrübt gewesen war, weil sie die eigentliche Person, die sich ihr im Traume darstellte, nicht zu erkennen vermochte.

II.

(Zu S. 97.)

Die zu Merseburg lebende Schwester der Frau des ebengenannten Instrumentenmachers hatte, durch Briefe über das Unwohlbefinden der beiden Eheleute gleichsam zur Steigerung ihres Ahnungsvermögens disponirt, an demselben Vormittage, wo das Ableben ihres Schwagers in Leipzig erfolgte, zu Merseburg in ihrer Wohnstube einen dumpfen Schlag in der Gegend des Ofens zu vernehmen geglaubt, welchen sie, da sie die Veranlassung des Getöses nicht zu ermitteln vermochte, als Todesbotschaft eines ihrer Verwandten deutete, sogleich nach Leipzig abfuhr und sich alsbald von der Richtigkeit ihrer Deutung überzeugte.

III.

(Zu S. 97 u. 152.)

In der Nacht nach dem Begräbnisse des obenerwähnten Feurig wollten gleichzeitig mehrere in ver-

schiedenen Stuben befindliche Personen die nach dem Krankenzimmer führende Vorsaalthüre, nach dreimaligem Ziehen der Klingel, haben öffnen hören, ohne daß die Ursache dieser räthselhaften Wahrnehmung von irgend Jemand ergründet werden konnte. In derselben Nacht träumte die Wittwe, daß sie an einem gewissen Orte nachsuchen solle, wo sich verschiedene Rechnungen über außenstehende Geldsummen des ohne Testament Verstorbenen, von denen die Wittwe gar nichts wußte, vorfinden würden, was sich auch, nachdem die Nachsuchung vorgenommen worden, auf das Genaueste zur nicht geringen Verwunderung der Erbin bestätigte. Auch erschien am folgenden Morgen ein Geschäftsfreund des Hingeschiedenen, welcher eine ihm vor längerer Zeit ohne Mitwissen der Gattin des Verstorbenen geborgte Summe der Wittwe rückzahlte und ihre Ueberraschung dadurch auf den höchsten Gipfel steigerte. Sollte nicht also der räthselhafte dreimalige Klingelzug, der Traum der Wittwe und die plötzliche so lange aufgeschobene Erfüllung der Zahlungsverbindlichkeit jenes Schuldners ein zusammenhängendes Zeugniß für die Wahrheit ablegen, daß abgeschiedene Seelen nicht gleich nach dem physischen Tode ihre irdischen Angelegenheiten zu vergessen pflegen?

IV.

(Zu S. 123.)

Eine wohlhabende Familie in Leipzig hatte ihr einziges Kind an den schwarzen Pocken eingebüßt. Mehrere Tage waren seit dem Begräbnisse des Knaben verflossen, als gegen Mitternacht die Mutter desselben gegen ihre Schwiegermutter, mit welcher sie an einer weiblicheu Arbeit beschäftigt war, den Wunsch aussprach: Wenn ich doch nur einmal noch

meinen Gustav sehen könnte! Nach einigen Minuten entfiel der Schwiegermutter die Nadel, und als sie sich nach derselben unter den Tisch bückte, gewahrte sie das verstorbene Kind in seinem gewöhnlichen Anzuge unter demselben; erschreckt über diese Erscheinung, machte sie die Mutter auf das Phantom aufmerksam, aber als die Letztere ihre Arme nach dem Kinde ausstreckte, war es verschwunden. Erstere erhielt, als Folge dieses lebhaften Traumes, am andern Morgen eine Kopfgeschwulst, welche erst nach 14 Tagen wieder geheilt werden konnte. Der Hausarzt jener Familie, Dr. Z—er, verbürgt die Wahrheit dieses Vorfalles.

V.

(Zu S. 152, 171, 189 u. 200.)

Eine Frau S—bert in Dresden hatte im Herbste des Jahres 1840 Erbschaft halber sich zu einer Reise nach W—g vorbereitet. Am Abend vor ihrer Abreise schickte eine Jugendfreundin zu ihr und ließ sie dringend bitten, da ihr auszugehen unmöglich sey, so möchte sie sich zu ihr verfügen, indem sie ihr Wichtiges mitzutheilen habe. Frau S. beachtete diese Bitte nicht, weil ihr am Abende vor der Abreise die Zeit zu einer Visite mangelte, die sie auch nach einigen Tagen — denn so bald hoffte sie ihre Angelegenheit in W—g zu beenden — abstatten zu können glaubte. Wie der Erfolg zeigte, war diese Ungefälligkeit zu ihrem eigenen Schaden ausgefallen; denn als sie nach verrichteter Sache von W. zurückgekehrt war und den versprochenen Besuch jetzt erst abstattete, eröffnete ihr die Freundin, nachdem sie die Klage der Frau S. über getäuschte Hoffnungen hatte anhören müssen, weil die vorgefundene Hinterlassenschaft in großem Mißverhältnisse zu den bekann-

ten Reichthümern der ohne leibliche Erben verstorbenen Tante stand: — Daß sie die Nacht vor der Abreise der Frau S. folgenden Traum gehabt, als befände sie sich in einem Keller; an der Treppe zu demselben stände ein Fäßchen, und unter diesem läge ein viereckiger Stein; dieser solle aufgehoben werden, worauf sich die von der Verstorbenen daselbst aufbewahrten Documente vorfinden würden. Wer beschreibt das Erstaunen der Frau S. über diese genaue Localitätsbeschreibung, welche, nach ihrer Versicherung, genau mit der Wirklichkeit zutraf, obschon ihre Freundin nicht nur nie in W. gewesen, sondern auch die Verstorbene nicht gekannt hatte! Frau S., eine Verwandte der Frau des Herausgebers dieser Sammlung, hat ihm dieses Factum selbst erzählt, das sich psychologisch leicht erklären läßt, wenn man annimmt, daß jene Disposition, geisterhafte Eindrücke in sich aufzunehmen, der Frau S., wie den meisten Menschen, abgehen mochte, und daß der Geist ihrer verstorbenen Tante daher unter der Umgebung ihrer Erbin eine Person zum Organ ihrer Mittheilungen aufgesucht hatte, deren Ahnungsvermögen ausgebildeter war, daß aber durch die Nichtbeachtung jener Bitte ihrer Freundin, die Fürsorge des Geistes für seine Verwandtin vereitelt wurde.

VI.

(Zu S. 96 u. 131.)

Im Sommer 1840 hatte ein Hr. v. Welk, Lieutenant in preußischen Diensten, seine Eltern in Dresden besucht, erkrankte jedoch am Nervenfieber und starb. Sein jüngerer Bruder, der sich in der Cadettenschule zu Dresden befand, verfiel, vielleicht durch Ansteckung, in dieselbe Krankheit, deren Opfer er gleichfalls wurde. Im Momente des Sterbens

vernahm der Arzt des Cadettenhospitals, Dr. D—ch und der Krankenwärter zugleich, als sie das Sterbebett des Jünglings umstanden, ganz vernehmlich die Worte: „Bruder Welf, komm!“ worauf auch der Kranke in die Kissen zurücksank und verschied.

VII.

(Zu S. 40.)

Der bekannte Schriftsteller Herrmann Markgraff erzählte dem Herausgeber, daß, als man am Morgen nach dem Hinscheiden seiner Mutter seinem eine Tagereise entfernt lebenden Bruder die Todesbotschaft überbrachte, er die Besucher nicht zur Anrede kommen ließ, sondern ihnen sowohl die Absicht ihrer Reise, als auch die Stunde angab, in welcher die Mutter gestorben war.

VIII.

(Zu S. 218.)

Folgenden merkwürdigen Criminalfall entnehmen wir aus der Gazette des tribunaux des vorigen Jahrg. Der Präsident von Albi, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, hatte ein kleines Landgut, einige Stunden von Toulouse entfernt. Alljährlich, während der Ferien, brachte er dort einige Zeit zu. Da er die große Landstraße verlassen und Seitenwege einschlagen mußte, blieb er, um nicht während der Nacht zu reisen, in dem Wirthshause zur Post, schickte seinen Bedienten mit dem Wagen voraus und legte am letzten Morgen die nächste Strecke zu Pferde zurück, begleitet von seinem treuen Gefährten, dem Jagdhunde Kastor. Kehrte er nach der Stadt zurück, so wurde die Reise im umgekehrten Sinne ebenso gemacht: er schickte Wagen und Bedienten bis

zu dem Posthause voraus. Die Ankunft des Präsidenten in diesem Hause war ein Fest: seit langer Zeit war er Beschützer dieser Familie; er hatte die jungen Leute verheirathen sehen, welche ihn als ihre Vorsehung betrachteten.

Das Jahr, in welchem sich folgendes Ereigniß zutrug, langte Herr von Albi zu Pferde an; er hatte Eile, nach Toulouse zu kommen, und wollte nur anhalten, um sich zu erfrischen. Aber er war sehr überrascht, die ganze Familie in Verwirrung und Schmerz zu finden. Seit mehreren Tagen war der Herr des Hauses verschwunden, und alle Nachsuchungen blieben fruchtlos. Die braven Leute waren sehr glücklich über die Ankunft des Präsidenten, der ihnen durch seine Rathschläge und seine Autorität beistehen konnte. Er ließ auch in der That sogleich den Führer der Maréchaussée kommen, und gab Befehl, in der Gegend die strengsten Nachsuchungen anzustellen. Er sah voraus, daß diese Angelegenheit ihn mehrere Tage aufhalten würde, und schickte daher seinen Diener mit einem Briefe an die Präsidentin ab, um sie über sein Ausbleiben zu beruhigen.

Alle diese Schritte hatten Zeit erfordert, und er war ermüdet; aber ehe er sich auf sein gewöhnliches Zimmer zurückzog, ging er, begleitet von seinem Hunde, nach dem Stalle, um zu sehen, ob man auch in der Verwirrung nicht vergessen hätte, für sein Pferd zu sorgen. Als er nach dem Hause zurückkehrte, welches in geringer Entfernung lag, bemerkte er, daß Kastor nicht mehr bei ihm sey; er kehrte um und rief ihn, aber er hatte große Mühe, ihn mitzunehmen; er drängte sich in eine Art von Schuppen, der mit Reisigbündeln angefüllt war und hinter dem Stalle lag; hier wollte er nicht fort. Nachdem es seinem Herrn endlich gelungen war, ihn von diesem Orte zu vertreiben, machte er die Thüre zu und ging

nach seinem Zimmer, um sich schlafen zu legen. Da es noch früh war, wollte er lesen; aber die Müdigkeit überwältigte ihn, und er schlief fest ein. Kaum hatte er einige Stunden geschlafen, als ein Alp, ein fürchterlicher Traum, ihn aus dem Schlafe weckte. Er hatte im Traume den Gastwirth Franz gesehen, mit Blut bedeckt. Der Geist wollte eben reden, als ein Geheul des Hundes den Präsidenten erweckte und so dem Traume ein Ende machte. Er glaubte mit einigem Grunde, dadurch, daß er ausschließlich mit dieser Angelegenheit beschäftigt gewesen sey, wäre dieser Traum entstanden, und so schlief er wieder ein; aber derselbe Traum zeigte sich ihm wieder, diesmal mit größerer Deutlichkeit, und der Gastwirth sprach:

„Ich wurde durch einen Stallknecht ermordet, welchen ich im vergangenen Jahre nach einem heftigen Streite, wobei ich ihn der Untreue beschuldigte, fortgejagt habe. Er ist ein Catalonier und bewahrt ein Gefühl der Rache in seinem Herzen. Er hat das Verbrechen begangen. Man wird meinen Körper in dem Schuppen hinter dem Stalle, den man nur selten betritt, vergraben finden. Man muß tief graben, um die Wahrheit dieser Enthüllung zu entdecken. Lassen Sie meinem Körper die Ehre eines Begräbnisses erzeigen, und Sie werden dafür belohnt werden.“

Herr von Albi erwachte abermals, in kaltem Schweiße gebadet. Er war unzufrieden mit sich selbst, denn er schien sich ein Gefühl der Feigheit zum Vorwurfe zu machen, welches, seinen Schlaf so beendend, ihm seine Schwäche offenbarte. Er wollte wieder einschlafen, aber noch zweimal wurde er von derselben Vision verfolgt. Da er seine Angst nicht beschwichtigen konnte, zündete er ein Licht an, nahm ein Buch und suchte in Erwartung des Tages seinen

Geist zu fesseln. Eitle Hoffnung; zehnmal begann er denselben Satz, ohne zu verstehen, was er gelesen hatte. Sein verworrener Blick ließ sich nicht auf das Blatt fesseln. Der Traum kehrte stets in seine Gedanken zurück, und es war ihm unmöglich, sich mit etwas Anderem zu beschäftigen. Unwillkürlich erinnerte er sich an die kleinsten Umstände; und so fiel ihm auch die Hartnäckigkeit seines Hundes ein, in dem von dem Ermordeten bezeichneten Schuppen zu bleiben.

Endlich konnte er seiner Unruhe nicht länger widerstehen; er verließ das Bett, kleidete sich an, und sobald der Tag graute, ging er nach dem Stalle, begleitet von seinem Hunde, der laut bellend gerade nach dem Schuppen vorauslief. Herr von Albi empfand ein Gefühl des Schreckens; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er auf dem Puncte stand, verwirklicht zu sehen, was sein Verstand als etwas Unglaubliches verwarf. Wie konnte er, ein vernünftiger Mensch, sich entschließen, übernatürliche Ereignisse zuzugeben? Diese unerklärliche Thatsache schien indeß der Verwirklichung nahe. Sobald er das Benehmen seines Hundes sah, rief er einige Bauern, welche mit ihrem Spaten an die Arbeit gingen; er ließ sie geheimnißvoll in den Schuppen treten, und nachdem die Reisigbündel bei Seite geworfen worden waren, da nachgraben, wo sein Hund mit den Pfoten kratzte. Man denke sich das Schrecken dieser Leute und das Entsetzen des Präsidenten, als man einen halb verwes'ten Leichnam fand. Der Präsident ließ die Thüren verschließen und empfahl den Bauern das tiefste Stillschweigen, bis man sich des Mörders versichert hätte, damit bei diesem kein Verdacht erweckt und ihm nicht die Mittel geboten würden, sich der Gerechtigkeit zu entziehen.

Man entdeckte den Stallknecht in einem benachbarten Dorfe. Alle Angaben des Todten wurden genau bestätigt, die Entdeckung aber dem Instinct des Hundes zugeschrieben; denn, wie man sich leicht denken kann, der Präsident sprach nicht von dem Traumgesichte, obgleich es ihn sehr beschäftigte.

Der Mörder wurde nach dem Stadtgefängnisse gebracht, und der unglückliche Franz beerdigt. Nachdem der Präsident dem Leichenzuge beigewohnt und seine Familie getröstet und unterstützt hatte, eilte er nach Toulouse, indem er zurückzukehren versprach, wenn die Sache zum Urtheile käme. Die Geschäfte des hohen Postens, den er bei dem Parlamente bekleidete, hatten bald die sorgenvolle Miene verbannt, die man bei seiner Ankunft in ihm bemerkte; er dachte nur noch selten an diesen merkwürdigen Umstand.

Als der Proceß eingeleitet war, begab sich Herr von Albi an Ort und Stelle, um die Sache zu verfolgen, und er sah sich dabei zu häufigen Reisen von seinem Gute nach der Stadt Albi genöthigt. Der Catalonier, des an dem Gastwirth Franz begangenen Mordes überführt, wurde verurtheilt, und der Präsident traf Anstalten zur Heimkehr; um aber seinen Leuten und seinem Wagen näher zu seyn, schlief er in dem Wirthshause zur Post. Er hatte seinen Hund nicht bei sich; denn da der Bediente zurückgeblieben war, hatte dieser ihn mit auf seine Stube genommen. Herr von Albi war also allein in seinem Zimmer, als eine neue Erscheinung seine Sinne verwirrte. Diesmal war er zwar weniger erschrocken, denn man gewöhnt sich an Alles; aber es ist dennoch wahrscheinlich, daß der Präsident dem Todten gern die Dankbarkeit erlassen hätte.

„Sie haben mir ein ehrliches Begräbniß verschafft,“ sagte der Geist im Traume; „durch Sie er-

langte ich Gerechtigkeit an meinem Mörder; was kann ich thun, um diesen Dienst zu vergelten?" — Herr von Albi verlangte in dem Traume, auf seinen Todestag aufmerksam gemacht zu werden. Der Geist versprach es und verschwand.

Seit diesem neuen Ereignisse, welches man erst lange Zeit nachher erfuhr, veränderte sich der Character des Präsidenten; er ward finster, trübe, nachdenkend, ohne je seiner Frau oder seinen vertrautesten Freunden sagen zu wollen, was diese Veränderung bewirkt hatte. Man wußte nichts von einer Zerrüttung seiner Angelegenheiten; er hätte ohne diesen Mangel des Vertrauens, der die ihn zärtlich liebende Präsidentin zur Verzweiflung brachte, in dem Innern seines Hauses der glücklichste Mensch seyn können. Alle Versuche blieben erfolglos; er behauptete stets, daß man sich täusche, daß er immer derselbe sey, daß das Alter mehr Ernst und Nachdenken mit sich bringe. In seinen Gewohnheiten hatte sich nichts geändert, nur ging er selten noch auf sein Landgut und schlief nie auf dem Wirthshause zur Post. Aber nur seine Leute und sein Bedienter kannten diesen Umstand.

Zehn bis zwölf Jahre waren seit dieser Zeit verflossen, und Herr von Albi war wieder heiterer geworden. Indem der böse Eindruck mehr zurücktrat, begann er sich zu verwischen, als der Präsident eines Nachts, nach einem höchst anstrengenden Tage, in festen Schlaf gesunken war, ein verworrener Traum sich plötzlich deutlicher gestaltete und ihm den Gastwirth Franz zeigte. Er näherte sich ihm, in sein Leichentuch gehüllt, „Du hast den Augenblick kennen wollen, wenn Deine letzte Stunde schlage," sagte er mit Grabesstimme; — dabei streckte das Phantom den knochigen Arm gegen die Uhr aus, deutete mit dem Finger auf die Stunde der Mitter-

nacht und sagte: „In einem Monate an dem gleichen Tage.“

Der Präsident zog heftig an der Klingel, die am Kopfende seines Bettes hing, und man fand ihn in einem Nervenanfalle, beständig unzusammenhängende Worte wiederholend, von denen man nichts verstehen konnte; man schickte hastig nach dem Arzte, und nachdem ihm dieser Beruhigungsmittel gegeben hatte, verordnete er ein laues Bad. Mehrere Tage lang lag der Präsident bald im Delirium, bald in einer gänzlichen Abspannung. Endlich beruhigte er sich allmälig, und als sein Kopf wieder frei geworden war, bat er seine Frau, ihn mit seinem Schwager allein zu lassen, einem Manne von Geist und Verstand, mit dem er sich unterhalten wollte. Nachdem sich alle Andern entfernt hatten, theilte er seinem Schwager die kleinsten Umstände von dem mit, was ich jetzt erzählt habe. Man kann sich leicht denken, daß der Schwager sich anfänglich fragte, ob der Geist des Präsidenten nicht auch durch irgend eine Monomanie gestört wäre. Indeß wurde Alles mit solcher Genauigkeit erzählt und die Umstände detaillirt; es lebten noch Zeugen der Hauptthatsache; Herr von Albi war kein schwacher Geist; während der zwölf Jahre seit diesem merkwürdigen Ereignisse hatte er so zahlreiche Gelegenheiten gehabt, seine Fähigkeiten und sein scharfes Urtheil als Richter zu zeigen; aber eine fixe Idee konnte ihn gleichwohl quälen; — sein Schwager wußte daher nicht, was für Gründe er bei einem Menschen anwenden sollte, der so fest überzeugt zu seyn schien.

„Wollen Sie meinem Rathe folgen,“ sagte er, „so gehen Sie zu Ihrem Geistlichen; er ist Ihr Beichtvater und der Ihrer Familie, ein Mann von Verdienst, ein aufgeklärter Führer.“

Herr von Alti fand diesen Rath sehr verständig und ließ den Geistlichen seines Kirchspiels bitten, zu ihm zu kommen. Er erzählte ihm von Punct zu Punct alle Umstände dieser Erscheinung und wollte dann von ihm wissen, was er von der Sache dächte. Der Pfarrer, der in eben solcher Verlegenheit war, wie der Schwager, vermuthete einen kranken Geist in einem gesunden Körper; denn bis auf diese Nervenkrisis hatte die Gesundheit des Präsidenten nicht gelitten, sondern nur sein Geist.

„Die Gottheit," sagte der Geistliche, „kann sich uns offenbaren; ihre Wunder zeigen sich unsern Augen täglich; gleichwohl ist es selten, daß die Todten ihre Gräber verlassen, um mit den Lebenden zu verkehren; da Sie aber von diesem Gedanken ergriffen sind, wäre es verständig, wenn Sie sich den Sacramenten näherten und ihre Angelegenheiten in Ordnung brächten. Man muß nur die weitere Verbreitung der Sache vermeiden; denn dies könnte die schwachen Geister erschrecken und durch Leichtgläubigkeit tausend abgeschmackte Geschichten verbreiten. Ihrer Frau darf keiner dieser Umstände unbekannt bleiben; denn sie ist eine Person von Geist und großer Frömmigkeit; Ihren Kindern aber muß man es verschweigen."

Der Geistliche, der Schwager und der Arzt verfuhren mit der größten Vorsicht gegen Frau von Alti, welche, gleich ihnen, in dieser Angelegenheit nichts sah, als einen kranken Geist, der geheilt werden müßte. Der Arzt war derselben Meinung; aber als Mann von Kenntnissen glaubte er, daß eine so heftig aufgeregte Einbildungskraft böse Folgen herbeiführen könnte, und daß man den Präsidenten daher vor allen Dingen zerstreuen, beständig beobachten und seinen Gedanken nie allein überlassen müßte. Je näher die bezeichnete Zeit rückte, desto nachdenkender wurde der

Präsident. Sonderbar genug nahm seine Gesundheit demungeachtet nicht ab, und man unterließ nicht, auf diesen Umstand ihn aufmerksam zu machen. Man scherzte selbst zuweilen über die Unfehlbarkeit der Prophezeihung. Der Präsident besaß Characterstärke, und nachdem er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, schien er das Ereigniß mit Ruhe zu erwarten.

Man war am Vorabende des verkündigten Tages, und er befand sich vollkommen wohl. Seine Frau und die Freunde fingen an, sich zu beruhigen, als sie sahen, daß er noch stets derselbe sey. In Folge einer Art abergläubischer Furcht, beschloß man indeß, nicht nur alle Uhren im Hause zu stellen, sondern man erlangte es auch leicht, daß auf allen Thurmuhren, die man von dem Hôtel des Präsidenten aus hören konnte, schon um 11 Uhr Mitternacht geschlagen wurde. Man gab selbst an diesem Tage ein großes Souper, zu welchem ein Theil der Familie, die vertrautesten Freunde, der Prediger und der Arzt geladen waren. Herr von Albi zeigte sich auffallend unruhig und sah oft nach der Uhr. Man scherzte, man suchte ihn und die Gäste durch einige Gläser Champagner zu erheitern. Der Geistliche selbst ermuthigte ihn durch seine heitere Laune. Endlich sah man die Zeiger der Taschen- und Stutzuhren auf Mitternacht deuten. Durch einen sonderbaren Zufall, an welchen man in diesem Augenblicke nicht dachte, war die Uhr im Zimmer des Präsidenten nicht vorgerückt worden. Die Stadtuhren schlugen, man füllte die Gläser, und stand auf, um auf die Gesundheit des Präsidenten zu trinken. Er stimmte freudig mit ein; er hatte seine Heiterkeit wieder gewonnen; der Champagner hatte ihn neu belebt. Sehr fröhlich nahm er die Neckereien hin, die man an ihn richtete, und improvisirte selbst einen Vers

über die Theilnahme, welche er erweckt hatte. Das führte nun das Gespräch auf des Herrn von Albi Talent für Poesie, welches er seit Jahren vernachlässigt hatte. Er erzählte nun der Gesellschaft von einer kleinen Dichtung, welche er über seine Geisteskrankheit gemacht. Man quälte ihn, das Gedicht vorzutragen; er ging, es aus seinem Schlafzimmer zu holen. Niemand, als er, hätte es finden können. Er stand auf, nahm ein Licht und ging nach seinem Zimmer. Seine Familie und die Freunde freuten sich, ihn wieder heiter zu sehen, da hörte man plötzlich einen Pistolenschuß; der Kammerdiener hatte sein Büreau aufgebrochen, um ihn zu bestehlen. Von seinem Herrn überrascht, ergriff er ein Pistol und zerschmetterte ihm den Kopf.

In diesem Augenblicke schlug die Stutzuhr des Zimmers zwölf.

Ueber die Möglichkeit der Wiederkehr aus dem Geisterreiche

möge zum Beschlusse des Ganzen nach so vielen gewichtigen Autoritäten, die in dieser Schrift zu Gunsten des vom Herausgeber behandelten Gegenstandes angeführt wurden, auch noch die Stimme eines französischen Gelehrten aus dem Annuaire littéraire „La Gerbe de M. Pavie“ vernommen werden. Wir lassen ihn selbst reden:

„Alle Völker haben zu allen Zeiten an Geister geglaubt. Napoleon unterstand sich nicht, zu läugnen, daß sie möglich wären. Auch ich bin davon überzeugt, nur glaube ich an keine materiellen Phantome, nicht an jene dem Grabe entronnenen Skelette, die Nachts, mit Ketten beladen, ihre Umgänge halten. Unsere Seelen leben nach dem physischen Tode fort, der

Fesseln ihres materiellen Gefängnisses entledigt; nur wohin sie gehen, weiß ich nicht. Die Religion spricht von einem Straf- und Freudenorte, aber ohne uns diese Orte näher anzugeben. Der Philosophie stände es daher zu, die Lücke der Offenbarung durch Systeme zu ergänzen. Für mich habe ich eins angenommen; es ist folgendes: Alle jene Planete und Sterne, die in unzähligen Myriaden im Raume rollen, sind ebenso bewohnte Kugeln, wie unsere Erde. Die einen sind Sitze der Glückseligkeit, die andern Orte des Leidens. So bilden sie unter sich eine unendliche Scala von Glück und Elend, die unsere Seele von Ewigkeit an, nach ihrem Verdienste auf oder herabsteigend durchläuft; wir gehen unaufhörlich von einer Himmelskugel zur andern, nach unserem vorhergehenden Leben bestraft oder belohnt werdend, und jede Welt ist ein Gericht der vorhergehenden Welt. Der Planet, den wir gegenwärtig bewohnen, ist unstreitig ein Strafort; denn die Summe der Uebel übersteigt auf demselben jene des Guten, und wir alle tragen im Herzen eine dunkele Erinnerung von einer bessern Heimath, die wir verloren haben. Ich erkläre mir auf diesem Wege jene Zu- oder Abneigung, die wir, ohne uns den Grund angeben zu können, für gewisse Personen und Gegenstände empfinden; denn es giebt Menschen, die man bei'm ersten Gewahrwerden schon nicht leiden mag, obgleich ihre Physiognomie nichts weniger als abstoßend ist; Andere hingegen, die von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt wurden, liebt man bei'm ersten Anblicke. Sollten wir in diesen Fällen nicht dunklen Erinnerungen aus einem frühern Seyn gehorchen?

Kehren wir nun zu unsern Geistern zurück! Die Frage, ob die Seelen der nach andern Welten geeilten Todten zu dieser Erde zurückkehren und sich

mit uns in Verbindung setzen, verneinend zu beantworten, würde ich mir mit gutem Gewissen nicht getrauen. Wer weiß, ob die Seele im Augenblicke des Todes, statt sofort zu ihrer neuen Bestimmung abzugehen, nicht noch einige Zeit auf dieser Erde weilt? Oder wenn unsere Seelen der Erde plötzlich entrissen werden, sollten sie nicht durch tausend Erinnerungen oder Zuneigungen auf Momente wieder zu uns hingezogen werden? Die Realität dieser Seelenwanderungen scheint selbst durch die Analogie von demjenigen, was sich täglich auf der Erde ereignet, erwiesen. Sind wir dessen ganz gewiß, daß unsere Seelen bei Lebzeiten des Körpers immer bei uns auf der Erde bleiben? Was wird aus unserer Seele während des Schlafes, der Ohnmacht, der Ecstase, des Starrkrampfs? Kann man nicht annehmen, daß sie sich dann nach einer andern Welt begeben hat? Daß ihr die Erinnerung von diesen Luftreisen und von ihrer frühern Existenz in andern Welten nicht zurückbleibt, findet eine Analogie in unsern Traumzuständen, wie in den Visionen der Somnambulen, die nach dem Erwachen sich der gehabten Gesichte ebenfalls nicht mehr erinnern können, obgleich die Kluft zwischen Schlaf und Erwachen bei weitem nicht so groß ist, als zwischen Tod und Wiedergeburt.

Wenn nun die Seelen den Körper verlassen, um andere Welten zu besuchen, warum sollten die Seelen derjenigen, die diese Welten bewohnen, ihrerseits nicht auch uns besuchen? Es würde nicht leicht seyn, zu sagen, wie die Seelen der Verstorbenen sich mit uns in Rapport setzen. Allein wer sagt mir, wie die Seelen der Lebenden sich einander mittheilen? Man wird mir wohl erschütterte Nerven zeigen, die andere Nerven in Erschütterung bringen und die Bewegung dem Gehirne zuführen; aber nachher? Wie wirkt das Gehirn auf die Seele? Giebt es überdieß nicht

Fälle, wo zwei Seelen noch lebender Personen eine auf die andere ohne Vermittlung der Sinne wirken? Der Magnetiseur unterhält sich mit dem Magnetisirten bloß durch den Gedanken, oft selbst, wenn sie durch einen Raum von hundert Meilen getrennt sind. Es ereignen sich auch häufig Beispiele von Todesfällen, die in einer Entfernung von hundert Meilen sich dennoch in demselben Moment der andern Person anzeigten, mit welcher der Sterbende in sympathetischen, freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnisse stand. Wie sind solche Facta auf natürlichem Wege zu erklären? Und wenn die Seelen von Lebenden ohne Vermittlung der Körper mit einander in Beziehung stehen, wer darf dann sagen, daß die Seelen der Verstorbenen sich uns nicht mittheilen können?

Bei'm Verleger dieses sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. Nork, über Fatalismus oder Vorherbestimmung der menschlichen Schicksale, erwiesen in 219 Beispielen für das Vorhandenseyn eines Divinationsvermögens, nebst psychologischen Erklärungsversuchen erhöhter Seelenzustände. 8. 1¼ Rthl. oder 2 fl. 24 kr. Hierüber sagt die Abendzeitung vom 4. Juli 1840 Folgendes: „Der fleißige Verfasser hat hier einen wohl zu beachtenden Beitrag zur Lösung einer so wichtigen Frage geliefert. Die sehr wacker zusammengestellten Zeugnisse aus der Geschichte und Beweisgründe aus der Seelenlehre sind unleugbar von dem größten Interesse." — Der Hamburger Correspondent 1840 Nr. 61 sagt: „Der einzige Weg, das dunkle Gebiet der Prädestination zu erleuchten und dereinst die Lösung so vieler Räthsel zu finden, scheint bis jetzt noch Sammlung, Ordnung und Beglaubigung der vielen übernatürlichen und unbegreiflichen Erscheinungen zu seyn, und dankbar nehmen wir daher die vorliegende Gabe eines bekannten Schriftstellers an, der das Bekannteste über Träume, Somnambulismus, Ahnungen, Prophezeihungen und Anzeigen, über das zweite Gesicht, Todesvorempfindungen, so wie über den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen, hier aus Quellen zusammengestellt und geordnet hat, die den wenigsten Lesern zugänglich sind. — Die äußere Ausstattung des Werkes ist recht gut." — Die Posaune 1840 Nr. 72 sagt: „Die Menge von Beispielen, welche dieses Buch für das Vorhandenseyn des Ahnungsvermögens gesammelt hat, ist erstaunlich. Wir bekennen, daß uns diese Sammlung von allerlei abentheuerlichen und seltsamen Geschichten viel Vergnügen und Unterhaltung gemacht hat. Sie ist eine Mosaik aus einer ganzen Bibliothek von Wundergeschichten." — Der Helios 1840 Nr. 37, nachdem er die Principien des Verfassers bestritten hat, sagt: „Von diesen abgesehen, ist dieses Buch jedenfalls sehr interessant, indem es dem Leser eine große Menge von Fällen und Beispielen vorüberführt, daß sich selbst mancher Gelehrte freuen wird, hier mit sichtbarem Fleiße so Manches zusammengestellt zu sehen, was ihm in früherer Zeit vorgekommen ist. Gefährlich ist diese Lectüre durchaus nicht, und daher wünscht Re-

censent ihr recht viele Leser, die ihr bei der allgemeinen Neigung zum Wanderbären, die hier volle Befriedigung findet, wohl auch nicht fehlen werden."

Obschon die Schicksalsfrage wichtiger als alle politischen, socialen ec. Fragen der Gegenwart ist, weil sie Denker aller Zeiten und Völker beschäftigte, so haben unsere modernen Toilettenphilosophen sie dennoch mit vornehm absprechendem Lächeln als nichtig behandeln zu müssen geglaubt. Dies entmuthigte den Verfasser obiger Schrift keineswegs, zu Schiller's Bekenntniß des Schicksalsglaubens:

„Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber bauend vollenden."

gleichsam einen Commentar zu liefern, indem er sich zur Aufgabe stellte, vagen Meinungen durch Zeugnisse der Geschichte und durch Beweisgründe aus der Seelenlehre festen Boden zu verschaffen; zugleich aber nachzuweisen, daß die sittliche Freiheit neben dem Fatalismus wohl bestehen könne. Außerdem gewährt der beigefügte Reichthum an Thatsachen für das Vorhandenseyn einer natürlichen wie auch künstlichen Vorhersehungsgabe, von Träumen, Hellsehen der Somnambülen, dem zweiten Gesicht, Ahnungen 2c., so wie astrologische Prophetien eine so vielseitig anziehende Lectüre, daß ins'besondere Besitzer von Leihbibliotheken diese literarische Erscheinung nicht unbeachtet lassen dürften.

D. G. Bräunlich, das Gemüth rücksichtlich seines wichtigen Einflusses auf das körperliche Befinden des Menschen. 8. ½ Rthl. oder 36 kr. Die Mitternachtszeitung 1833 Nr. 4 sagt: „Herrn Voigt's Verlag zeichnet sich durch eine rein practische Tendenz aus, — auch Gegenwärtiges entspricht derselben. Keine psychologischen Hyperbeln, keine philosophischen Tiefblicke, aber belehrende Andeutungen über den Gegenstand, die Jedermann verstehen und sich aneignen kann, die aber besonders dem minder gebildeten Ärzte zu empfehlen sind." Die Altenburger medicinische Zeitung 1833 Nr. 2 sagt: „Der Verfasser hat das Beste, was über diese Materie vorhanden ist, gut zusammengestellt und namentlich hervorgehoben, daß nicht bloß Krankheit durch Gemüthsbewegungen, sondern auch Genesung durch dieselben herbeigeführt werden kann." — Pölitz's Repertorium 1833 Nr. 7 sagt davon: „Ein in unsern Tagen zu empfehlendes Buch, das durch besonnene Prüfung,

ruhige Darstellung, klare Auffassung einem größern Publikum besonders zusagen wird." — Die Leipziger Literaturzeitung 1833 Nr. 84 sagt: „Nachdem leider Epidemieen unserer Zeit die Betrachtung individueller Zustände verdrängt haben, ist es erfreulich, daß hier ein Mann seine ärztliche und philosophische Befähigung zur Zergliederung eines so höchst allgemein interessanten Gegenstandes verwendet und durch viele einzelne treffliche Bemerkungen seine große Sicherheit in dieser Sphäre darthut." — Die Literaturzeitung für Volksschullehrer 1835 3s Heft würdigt diese Schrift einer sehr langen und ausführlichen Recension, worin ihre große Wichtigkeit hinreichend dargethan wird.

A. v. Blumröder, der Selbstmord, psychologisch erklärt, moralisch gewürdigt und in geschichtlichen Beispielen anschaulich gemacht, mit besonderer Berücksichtigung der Ursachen von der gegenwärtigen Frequenz dieses Uebels. Ein Beitrag zur Warnung vor Trübsinn und Verzweiflung und zur Empfehlung der ächten Lebenskunst. Theils nach dem Französischen, theils eigenthümlich bearbeitet. Erster Theil enthält: Unterhaltungen über den Selbstmord von M. N. Silvester Guillon, Bischof von Marokko, Almosenier der Königin von Frankreich &c. — Zweiter Theil: Der Selbstmord im Spiegel der Geschichte und in Bezug auf die Strafgesetzgebung; nebst einigen Beiträgen zur Lebenskunst und zur Berichtigung der Urtheile über Zweikampf und Todesstrafen. 8. 1½ Rthl. oder 2 fl. 9. kr. Gersdorf's Repertorium 1837 Nr. 5 sagt: „Der Inhalt dieser Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung ist vom allgemeinsten Interesse, wozu der zweite Band, der eine Origin.-Arbeit des deutschen Herausgebers ist, das Seine reichlich beiträgt." — Die Abendzeitung vom 3. Mai 1837 sagt: „Dieses Werk fand in Frankreich die günstigste Aufnahme und erlebte schnell 3 Auflagen. Eine deutsche Uebersetzung von so geschickter und befähigter Hand konnte nur willkommen seyn. Schon des Verfassers Schilderungen sind voll Leben und Wahrheit; aber die treffliche freie Bearbeitung des Herrn v. B. läßt das Original weit hinter sich. Er liefert uns etwas weit Vollständigeres, hauptsächlich durch die Zugabe seines zweiten Theils, der sich mit Beispielen denkwürdiger Selbstmörder aus alter u. neuer

Zeit, mit Betrachtungen über Strafbarkeit des Selbstmordes, über die Beseitigung des Lebensüberdrusses, über Zulässigkeit der Todesstrafen äußerst lehrreich und anziehend beschäftigt. Die Schrift ist auch äußerlich trefflich ausgestattet." — Die Darmstädter Kirchenzeitung 1839 Nr. 53 sagt: „Diese Schrift muß als höchst zeitgemäß und zeitdringend bezeichnet werden, da sie die sich mehrende Inclination dazu auf sehr sachgemäße Weise bekämpft. — Sie verdient in allen, auf dem Titel genannten Beziehungen die größte Beachtung. Recensent gesteht, sie nicht ohne mannichfache Belehrung gelesen zu haben, und hält es für Pflicht, sie angelegentlichst zu empfehlen. — Die Sprache ist sehr fließend und klar, wie sie von dem deutschen Bearbeiter nicht anders zu erwarten ist, der auch hier mit bekanntem Geschick und Glück gearbeitet hat. — Die äußere Ausstattung verdient die aufrichtigste Anerkennung.

Lud. von Alvensleben, wunderbare Prophezeihungen eines Wahnsinnigen auf die Zeit von 1810 bis 1870, welche zum Theil schon eingetroffen sind. Nebst der merkwürdigen Prophezeihung, welche ein englischer Schmid dem Herzoge Carl von Braunschweig vor seinem Regierungsantritte gethan. Nebst den Weissagungen des Mönchs Hilarion im Kloster Tschenstochau in Polen, und einigen andern Vorhersagungen, welche auf die gegenwärtige Zeit Bezug haben und den Schleier der Zukunft lüften. (Motto: Ein hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel. Schiller.) 8. geheftet. ½ Rthl. oder 36 kr.

Biedenfeld, F. Freih. v., der letzte Tag eines Selbstmörders. Nach dem Französischen des Imberdis. 8. 837. ⅔ Rthl. od. 1 fl. 12 kr.

Derselbe, Denkwürdigkeiten und Geständnisse des Scharfrichters zu London. Nach dessen Dictaten niedergeschrieben von dem Wundarzte des Newgate zu London. Mit dem Bildnisse des Scharfrichters. 8. 1½ Rthl. oder 2 fl. 42 kr. Helios 1840. Nr. 41 sagt: „Wir müssen diese Memoiren Allen empfehlen, welche sich für die Zustände England's, besonders London's, interessiren und überhaupt Denen, welche moralisch oder criminalistisch den letzten Gründen der Unsittlichkeit in den untersten Ständen nachgehen; denn sie lassen die klarsten Blicke in das Leben und Treiben der Gauner und Diebe werfen, welche na-

mentlich London für ihr Paradies erkennen." — Die Rosen 1840. Nr. 41 sagen: „Eben so aufrichtig wie das beigefügte Portrait sind die Geständnisse des Scharfrichters, der nicht blos in London eine Menge von Hinrichtungen vollzog, sondern sich auch in den Provinzen einen großen Ruf erwarb. — Besonders tragisch ist die Hinrichtungsgeschichte eines jungen Mannes wegen Ausgabe falscher Banknoten, die er als Spielgewinnst empfing." — Die Braunschweiger Morgenztg. 1840. Nr. 10 sagt: „Was auch zum Lesen dieses Buches treiben möge, bloße Neugierde, die Memoiren eines so sonderbaren Schriftstellers kennen zu lernen, vielleicht auch, um Galgen und Strick einmal recht behaglich in der Nähe zu beschauen, oder ein höherer Beweggrund; — in jeder Hinsicht wird man sich durch dieses merkwürdige Buch befriedigt finden." — Die Posaune 1840. Nr. 139 sagt: „Freunde einer grausenhaften Lektüre dürfen dieses Buch nicht ungelesen lassen. Der deutsche Uebersetzer hat durch gute Anordnung und Gruppirung seiner Arbeit große Vorzüge vor dem englischen Original gegeben."

Mehrere deutsche Zeitschriften, namentlich die Europa, Miscellen der ausländischen Literatur 2c. machten bereits auf das Original empfehlend aufmerksam. Es gehört unstreitig in die Classe der edelsten Unterhaltungslectüre unserer Tage; aber auch in die der populärsten Bücher: durch lebenvolle und getreue Schilderungen des Gerichts- und Volkslebens in England, durch die Enthüllung der interessantesten Geheimnisse aus dem Gebiete des in London so mächtigen Banditen- und Gaunerwesens in allen Abstufungen, durch die treffendsten Winke über die Ursachen der Demoralisation und Verwilderung der niedern Volksclassen, durch lustige und tragische, aber immer sehr pikante Züge aus Biographien und Gerichtsverhandlungen, alles so prägnant, klar, scharf und humoristisch dargestellt, daß man sich von dieser Lectüre nicht wieder losreißen kann, und dabei dem dictirenden drolligen alten Kauz, John Ketch (dem Scharfrichter), gewissermaßen gut werden muß.

Schatten, die blutigen, eine Gallerie von Wundern, seltsamen Ereignissen, nächtlichen Erscheinungen, schaurigen Träumen, geheimen Verbrechen, schrecklichen Phänomenen, geschichtlich begründeten Freveln, beweglichen Leichen, blutigen und belebten Köpfen, grausamen Rachethaten und fortlaufenden Verwickelungen des Verbrechens. Alles aus den Quellen der Wahr-

heit geschöpft. Aus dem Französischen. Zwei Bände mit Pariser Kupfern. 8. geheftet. 1½ Rthl. oder 3 fl. 9 kr.

Das ungemeine Interesse und die außerordentliche Sensation, welche dieses merkwürdige Werk in ganz Frankreich erregte, veranlaßte den Verleger zu einer deutschen Uebersetzung und er war so glücklich, sie aus der Feder eines unserer berühmtesten Schriftsteller, Obristlieutenant v. Blumröder, zu erhalten.

Train, J. K. v., Gemälde aus dem Mönchs- und Nonnenleben ritterthümlicher Zeiten. Nach Urkunden und Handschriften aus dem Mittelalter. Erster Band, mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr. Der Komet 1833. Nr. 19. sagt: „Die Darstellung ist nicht übel, besonders aber eine gedrängte Geschichte der Klöster von ihrer Entstehung bis zur Reformation sehr lesenswerth."

Man bittet diese Schrift nicht mit den, ebenfalls nicht uninteressanten, 1809 zuerst erschienenen und kürzlich neu aufgelegten Münchner Gemälden aus dem Nonnenleben zu verwechseln. Das hierdurch für den Gegenstand ausgesprochene Interesse wird vorstehenden Mönchs- und Nonnengemälden in ungleich höherm Maaße zu Theil werden, da sie von größerm Umfange sind.

Dessen Zuchthaus und Rabenstein. Eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen aus Kriminalakten gezogen. Erstes Bändchen. Mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Das Literaturbl. Nr. 82 zum Morgenblatt 1832 sagt: „Diese Kriminalgeschichten sind höchst anziehend, und die meisten haben ein psychologisches, ja selbst ein poetisches Interesse. Sie sind eben so gut erzählt, als an sich sehr lehrreich." Die Hamelnschen gemeinnützigen Blätter 1832, November, sagen: „Diese mit Fleiß und vieler Auswahl aus bisher wenig bekannten Kriminalfällen genommenen Erzählungen erwecken vieles Interesse. Sie belehren und unterhalten, und bei der Wahrheit der Thatsachen, der Lebendigkeit des geistvollen Vortrags müssen sie viele Leser gewinnen. Das Aeußere ist beifallswerth."